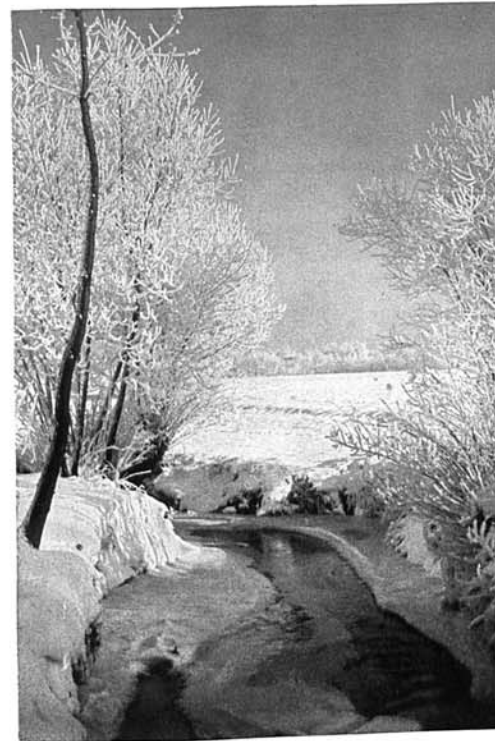


# Inhaltsverzeichnis

14. Jahrgang 1933

<i>Gedichte</i>		<i>Artikel</i>	
<i>Böttcher</i>		<i>Baltinester, Wilhelmine</i>	
Melzer Knappenlied . . . . .	39	Der Berggeist . . . . .	122
<i>Fehrmann, Rudolf</i>		<i>Bayer, E.</i>	
Erkenntnis . . . . .	114	Mit Ski und Rucksack durch die Iser- berge . . . . .	20
<i>Gerhardt, Ferd.</i>		<i>Bretschneider, G.</i>	
Mein Tag . . . . .	28	Großlitzner-Nordwand . . . . .	104
Der Große Dom . . . . .	61	<i>Ehrlich, Willy</i>	
Buchen im Fischand . . . . .	88	Samariterübung . . . . .	62
<i>Goldammer, Albert</i>		Schlossern . . . . .	128
Auf der Nahmbanke . . . . .	74	Der Bergsteigerlauf . . . . .	132
Alpentraum . . . . .	89	<i>Fiehl, Wilh.</i>	
<i>Güntzel, A.</i>		Tage, die man nicht vergißt! . . . .	54
Am Abend . . . . .	82	<i>Feldmann, Max</i>	
<i>Moldenhauer, Hans</i>		Das Vogelleben auf unserem Hütten- gelände . . . . .	46
Ausmarsch . . . . .	32	<i>Fritsche, Walter</i>	
<i>Rascher, Fritz</i>		Die Kante . . . . .	34
Trettach . . . . .	98	<i>Gebler, Hans</i>	
<i>Skell, Walter</i>		Unsere Bergkameraden . . . . .	2
Wenn ich durch den Schnee sause . .	125	Karpathenfrühling . . . . .	24
<i>Streit, K. W.</i>		In den Wänden der Lomnitzer Spitze .	93
Notspruch . . . . .	1	Die Bärin von der Schallwand . .	115
Feuerspruch . . . . .	53	<i>Gimmel, Paul</i>	
Versöhnung . . . . .	76	Samivel . . . . .	9
Hohe Stunde . . . . .	82	<i>Dr. Grünewald, Max</i>	
Hinan! . . . . .	112	Hygiene des Wanderns . . . . .	70
Von Gipfeln schauend . . . . .	120	<i>Hübner, Arno</i>	
<i>Viebach, R. H.</i>		Oskar Zwintschers „Melodie“ . . .	74
Föhntage . . . . .	17	<i>Dr. Hofmann, Egon, Linz</i>	
Andacht im Steinbruch . . . . .	41	Aosta und der Parco Nazionale . .	90
Bösig . . . . .	65		
Spät im Herbst . . . . .	122		
Weiß! — nachten . . . . .	130		

<i>Dr. Hans Hofmann</i>		<i>Seidel, Herbert</i>	
Ein Idiotikon . . . . .	11	Monte-Pelmo-Nordwand . . . . .	108
<i>Martin, Walter</i>		<i>Störzner, Siegfried</i>	
Meine „stillen“ Bergfreunde . . . . .	4	Der Rosenberg . . . . .	42, 64
<i>Moldenhauer, Hans</i>		Aus vergangenen Tagen des Hütten-	77
Bernhard von Schlebrügge . . . . .	120	grundes . . . . .	
<i>Fritz Müller-Partenkirchen</i>		Aus vergangenen Tagen der Jugend-	57
Verdacht . . . . .	96	burg Hohnstein . . . . .	
Keine Säune mehr . . . . .	135	<i>Viebach, R. H.</i>	
<i>Petzold, F.</i>		Beitrag zur Kletterersprache . . . . .	50
Plauderei um unser Skibeim . . . . .	126	<i>Vinz, H. C.</i>	
<i>Preiß, Fritz</i>		Einem Freunde zum Abschied . . . . .	99
Der Berg meiner Sehnsucht . . . . .	83	<i>Weber, Heinz</i>	
<i>Richter, G.</i>		Maler des Sächsl. Gellensegebirges . . . . .	29
Die Hansis von Arosa . . . . .	18	Teuberweg . . . . .	101
<i>Schmidkunz, Walter, München</i>		<i>Weißfels, Kurt</i>	
Beitrag zur Kletterersprache . . . . .	64	Ein Skifonntag im Erzgebirge . . . . .	15
<i>Schuster, O. F.</i>		<i>Wunderwald, Max</i>	
Ein Lawinenabenteuer . . . . .	117	Monte-Rosa-Ostwand . . . . .	66
		Briefe eines Toten . . . . .	113



*Rauhreif*

phot. W. Hahn, Febr. 11 Uhr. 1 : 12,5 : 1/5 Sek.  
Aufgenommen mit Zeiß-Ikon-Kamera

## Notspruch

K. W. Streit

Sage bei ja: ja  
Sage bei nein: nein  
Dazu bist du da  
Lebe Dich rein

Denke nicht: möchte, gesollt.  
Ist Dein Wille dabei  
Du bist das Schicksal das rollt  
Lebe Dich frei.

An Himmeln blühn Herz und Licht  
Um die die Ewigkeit ruht  
Wehre der Liebe nicht!  
Lebe Dich gut.

Schlagen die Pforten zu  
Stehst du vor Namenlos  
Kurz sind die Stunden, Du!  
Lebe Dich groß!

## Unsere Bergkameraden

Hans Gebler-Dresden

Das Frührot des Wintermorgens glitzert in den kleinen Scheiben der Fachwerkhäuslein von Krippen. Eng gedrückt bergen sie sich in der Enge des Talgrundes, klettern ein wenig an den steilen Hängen empor, aber überlassen bald die Höhe den weißgebänderten Sandsteinquadern und den Fichten und Kiefern, die sich mit ihrem Wurzelgeflecht besser am Gefels anklammern können als die breiten Fundamente der Häuslein. Sonntägliche Stille herrscht auf der weißen Straße im Tale. Nur ein paar Kinder hasten, die Hände in den Taschen vergraben, zum Nachbarhaus, und ein Alter spaltet das Holz im öden Gärtchen zum Morgenkaffee. Wippend sitzt auf dem Baume daneben eine Amsel und schaut mit ihren flugen Äuglein aufmerksam dem Manne zu, ob vielleicht etwas Genießbares auch für ihren Morgentisch abfällt. Eine Schar kleiner Vögel sucht vor uns die Straße ab. Es sind Goldammern, deren Winterkleid etwas grau und schmutzig ist. Die harte Winterzeit trieb sie zusammen, im Sommer in ihrem leuchtenden Gewande sehen wir sie nur vereinzelt in dem Strauchwerk der Gärten.

Langsam entschwinden die letzten Häuslein. Der Fichtenwald zu beiden Seiten des Krippenbaches nimmt uns auf. Vorn ragt der Felsbau des Kohlbornsteines, des Wahrzeichens von Krippen. Noch stiller ist es hier. Ein ausgenagter Zapfen fällt herab — polternd, denn in der tiefen Ruhe wird das leiseste Geräusch zum Lärm. Aufwärtsblickend sehen wir gerade noch die buschige Rute einer Eichkatze — ein jäher Satz — schon ist sie in der nächsten Krone, schlüpft einen dünnen Ast entlang, der, ehe er Zeit hat zum Brechen, federnd schon wieder in

die Höhe schnellt, denn seine Last schnuppert bereits an der Rinde des rötlichen Stammes. Der ganze Boden ist besät mit den rostroten Schuppen und die abgenagten Quirle ragen aus dem Schnee. Kärghliche Mahlzeit — es sei denn, die Holzfäller haben einen Knochen weggeworfen oder eine Wursthaut — das wäre ein Festessen! Aber nichts ist da, so geht die Jagd nach dem Frühstück weiter. Der buntschillernde Hähler schimpft gewaltig, als es unter ihm verdächtig raselt, denn schon ist die Eichkatze auf dem Waldboden und rennt wie besessen im Kreise herum. Kraxt hier, scharrt da, schnüffelt, zerknappert eine Buchennuß und stürzt sich auf einen faulenden Ast, in dem die Puppen von Käfern ihren Winterschlaf halten. Erschrocken wird sie hoch, denn es klopft hohl durch den grabesstillen Winterwald. Auch wir blicken auf und sehen wie die Späne herumfliegen. Den eisrigen Zimmermann, der zum Frühmorgen schon so tätig ist, erspähen wir bald, denn die jetzt so verpönten Farben schwarz-weiß-rot verraten ihn. Der Buntspecht macht sich nicht im geringsten etwas daraus, daß er seine reaktionäre Gesinnung offen zur Schau trägt, sondern bearbeitet immer energischer die Stelle, wo er eine fette Larve in der festen Rinde bemerkt hat. Auch ihm fallen „die gebratenen Tauben“ nicht mühelos in den Mund, und es wäre gut, wenn wir über das Joch der Arbeit so oft murrenden Menschen uns ein wenig umsehen würden bei unseren Kameraden in Busch und Wald! Noch mancherlei Leben ist um uns in dem romantischen Waldtal, dessen dunkle Lidenhänge so verlockend den weißen Wiesenplan einfassen. Heißige plärren in den moospolsterten Zweigen der Erlen am Straßen-

rand, ein paar Blaumeisen, lebhaft und niedlich wie immer, flattern von Baum zu Baum, nach Frostspannern suchend. Ihr stahlblaues Gefieder mit der gelben Unterseite täuscht in der Morgensonne einen fröhlichen Schmetterlingstanz vor. Ganz oben über den Wipfeln kreist mit ruhigen Schwingen ein Bussard. — Die Mahnung, wie jäh oft die geschäftigen Statisten auf dieser Erde und ihr Mühen um das tägliche Brot ein Ende finden.

— Der Wald wird dichter, die Straße steigt in Kurven steil bergan. Tief drunten im verschneiten Buschwerk die Eiskatarakte des Bergbaches. Zierliche Fährten zeichnen sich in der reinen Hermelindecke des Waldes. Sie ziehen zum Bache herab, wo die Eisedecke einen klaffenden Spalt zeigt, und wieder hinauf in die Dichtung des jungen Anwuchses, der sich unter den vereinzelt Buchen breit macht. Rehfährten. — Die tiefe Schneelage auf der Höhe und der blasende Ost trieb Wald- und Feldvieh in die schützenden Tiefen. Da sahen wir einen weißen Spiegel zwischen dem dunklen Gestämm aufblitzen, ein lichtbrauner Gletscher gleitet über den blauschattigen Schneegrund, er bleibt wie angewurzelt hinter einem Wurfstamm stehen, und zwei dunkle Augen blicken seelenvoll nach uns. Angst? — kaum, eher Neugier, denn wie wir langsam weiter wandern, senkt sich der schön profilierte Kopf und die Äsung geht weiter an den dünnen Halmen und dünnen Knospen. Wohl ihnen, dem zierlichen Schmuck unserer Wälder, daß der Harscht noch nicht da ist mit dem Schnee, den der Eiswind zu Klumpen festbackt. Wenn die Läufe wund werden an den scharfkantigen Einbruchstellen, die Dünnungen hohl, die Obermaße im Walde vergraben ist, dann geht der Tod um auf leisen Sohlen, die eine traurigere Fährte zeichnen. —

Auf der Höhe liegt Reinhardtsdorf mit seinem Kirchlein hinter der Bruchstein-

mauer und dem gemütlichen Gasthaus „zu den drei Fichten“. Gern haben wir immer hier Einkehr gehalten auf unserer Winterfahrt, denn es rastet sich so heimlich in dem warmen Strüßchen, wenn die Sonne die schillernden Eisblumen [an den kleinen Fenstern vergoldet und langsam schmelzen läßt. Blumen, die eine Nacht gebar und die die Spenderin allen Lebens sterben läßt! Draußen am Gartenzaun sitzt ein Rotkehlchen und stöter süß und leise sein Liedchen, als sei der Lenz schon nimmer weit. Und ein winziger Sonnenkäfer, den die Wärme auftaute, kriecht bedächtig am Fensterrahmen empor, die Sonne zu suchen, die das Eis schmilzt. —

Das Frühling Liedchen war verfehlt und die Sehnsucht des Sonnenkäfers verfrüht, denn unbarmherzig bläst uns der steife Ost an, [als wir über der kahlen Hochfläche zum dunkelauftragenden Wolfsberg emporwandern. Verschneit die Fluren und die Erdkruste hart gefroren. Nebel steigen aus der Tiefe des Elbtales auf — frostig, öde ist alles trotz des Blinkens der Sonne.

Da kommt Mümmelmann heim im Hoppelttempo. Verhofft — läßt seine schwarzgeputzten Löffel spielen und schlägt einen Haken nach dem anderen, um den Waldrand zu erwischen. Er ist noch einmal um die Bratpfanne des Weihnachtsfestes herumgekommen, als es eines Morgens hier oben lebendig wurde und einer nach dem anderen von seiner Sippe einen Ruck tat, kürzer und immer kürzer wurde, noch einmal hochging, um dann still liegen zu bleiben auf der weißen Decke. Schauderhaft war das, und die Angst steckt ihm noch in den Gliedern, wenn er aus seiner warmen Sasse in dem silberfädigen Brombeergeranke unter der Birkengruppe des Morgens Roggenfaat auf den Feldern oder zum Dorf, wo er die Rinde abknabbert von den jungen Obstbäumen. Ein paar

Kräben senden ihm einen Nachruf, dann herrscht Stille wieder. — Der Schnee wird tiefer und der Hochwald dichter. Auf breiter Schneise stapfen wir durch die endlosen Bergwälder hinauf zum Hühnerstein. Wieder sehen wir geheimnisvolle Fährten in der unberührten weißen Fläche, aber derber, wuchtiger sind sie diesmal. Es knackt vornehmlich im dünnen Holz und schon überfällt ein stolzer Ahtender in langen Schluchten die Dichte, um prasselnd im Dickicht wieder zu verschwinden. Auch er, der stolze Beherrscher unseres Waldes, liebt jetzt die Geselligkeit. Zu fünf oder sechs Stück scharen sich kleine Rudel zusammen, Alttiere, Spießher, ein Kapitaler darunter. Vergessen die Nebenhühler, die noch vor kurzem zu wildem Strauß herausforderte — einträchtiglich ziehen sie durch die verschneite Stille, die weit, bis ins Böhmisches hinein, von den hochgeschichteten Quadern des Gipfels sich

breitet. —

Lange sitzen wir droben in der kleinen schneeverwehten Schutzhütte unter den alten Tannen und blicken über die dunklen Täler und Höhen, aus deren Tiefen nur der Rauch der Holzfäller an menschliche Anwesenheit gemahnt, bis die frühe Dämmerung uns heimschickt. Am Waldsaume, ehe wir das stille Dörflein auf der Höhe, Schöna, erreichen, schnürt vorsichtig ein Suchs. Eine Waldmaus nimmt er mit, drunten am Dorf findet sich noch manches, was der Alltag liegen ließ, wenn das letzte Abendlicht erlischt und der Kauz von der hohlen Buche her die Nachtstunde aufruft. Wir aber sitzen dann schon wieder im polternden Zuge, und wie ein stilles Märchen verflingt das Erleben im winterlichen Bergwald inmitten des Trubels der uns erneut umfangenden Großstadt.

## Meine „stillen“ Bergfreunde

von Walter Martin-Oschatz

Wer nahe am Gebirge oder mitten in den Bergen wohnt, der braucht sie weniger, jene stillen und doch so beredten Bergfreunde, von denen ich heute sprechen will. Er hat meist der lebenden Bergkameraden genug, und leicht ist's ihm gemacht, das herrliche Bilderbuch der Bergwelt „in natura“ aufzuschlagen. Was aber tun wir, denen Urlaubszeit und Geldbeutel nur hin und wieder — oft in leichten Zwischenräumen — die mehr oder weniger weite Fahrt zu unseren Bergen gestatten? Wir halten uns an eben jene „stillen“ Freunde aus Pappe und Papier, die dort so stumm und doch so treu im Regale stehen und träumen. So kommt einmal hervor aus euren Plätzchen,

aus Regal, Schubkasten und Schreibtisch, vom großen alpinen Landschaftsbuch an bis zum kleinen Tagebüchlein, das alle Berg-erlebnisse getreulich aufnahm!

Ich sitze am Schreibtisch. Unmittelbar vor mir steht Blodigs Alpenkalender. Blatt auf Blatt zaubert er mir ein Stück aus der geliebten Bergwelt vor Auge und Seele. Jedes Bild ergänzen ein paar feine Bemerkungen, die der Altmeister der Bergsteigerei aus dem nie versiegenden Born eines unendlich reichen Bergsteigerlebens schöpft. Jeder Tag, jede Woche unter einem anderen, immer schöneren Stern! Mein Auge wandert weiter, links hinüber zum großen Bücherregal. Da ist die „alpine



Verschneites Alt-Meißen

Ecke! Dort steht beisammen an Büchern und Büchlein, was mir der wanderfrohe Vater einst vermachte, was mir die gleichgestimmte Berg- und Lebensgefährtin auf so manchen Geburtstags- und Weihnachtsfest legte, und was ich sonst noch erwerben konnte. Groß, grün und aufrecht, wie die Tannen eines wohlgepflegten Forstes, reißt sich im oberen Brett Band an Band der Zeitschrift des D. u. Ö. Alpenvereins. Ich steige von diesem Fach voll einheitlicher Harmonie eine Stufe tiefer. Da steht's freilich etwas bunt und zusammengewürfelt aus. Allerlei alpine und sonstige bergsteigerische Werke, Handbücher und Bändchen geben sich ein Stelldichein. Aufs Geratewohl fasse ich hinein und habe das Pech, eins der ältesten zu erwischen: die Beschreibung, die Sauffure von seiner ersten Mont-Blanc-Besteigung im Jahre 1787 gibt. Doch das sagt mir heute nicht zu. Das hat nur alpingeschichtlichen Wert. Gar zu nüchtern, trocken und gelebt ist es geschrieben. Jener berühmter Schweizer war ja auch mehr Forscher als Bergsteiger und kannte noch nicht den Schwung der Begeisterung, der unsere heutigen Bergfahrtenzähler — trotz aller „Sachlichkeit“ — beflügelt, und der uns immer wieder gefangen nimmt. So träumt jenes zwar fein dem Original nachgebildete Werkchen jahrelang im Fach und — verstaubt fast. Da greife ich schon lieber nach dem Gegenpol dazu, der jüngsten Errungenschaft meiner Bergbücherei; das sind die „Grenzlandwanderungen im Sächsisch-Böhmischen Selsengebirge“. Ja so etwas liebe ich! Dieses kleine anspruchlose Büchlein verbindet mich mit der lebendigen greifbaren Gegenwart! Wer so wie der Verfasser zu wandern und zu beschreiben versteht, sei mein Freund und mein Führer. Ich nehme jenes, obwohl ich's schon gelesen, immer wieder gern zur Hand; ich blättere, lese wieder: Soll ich zum nächsten Urlaub mal dahin? Weg mit aller Kletterleidenschaft! Abgemacht! Demnächst

wandere ich dorthin, wo unsere heimatlichen Berge und Felsen so still und schön sind! Jenes Büchlein erinnert mich an einen ähnlichen schlichten beschaulichen Wanderer, aber im Alpengebiet: Julius Mayer. „Auf stillen Pfaden“ nennt er sein köstliches Buch. Dort steht's hellgrün gebunden, in der Hoffnungsfarbe zarter Frühlingsblättchen. Zu lange schon habe ich's nicht mehr in der Hand gehabt.

In der Mitte jenes Brettes leuchtet das grelle Rot der Baedeker neben dem dunklen Braun von Meyers „Ostalpen“. Liegt da nicht die Frage nahe: Ob die hier, den Bergen fern, nicht auch verstauben, von einer Sommerurlaubsfahrt zur andern? — Bei mir nicht — ganz im Gegenteil! Meine treusten und liebsten Freunde sind gerade sie! Wie ist das möglich? Sie, die womöglich stark veralteten Führer, die geschäftsmäßig, sachlich und nüchtern Berge und Bergtouren, Städte, Sehenswürdigkeiten und Gasthöfe aufzählen, mit oder ohne Sternchen? — Ich stelle mir z. B. einen Sonntagnachmittag vor: Siesta auf dem Sofa, dazu Lektüre in irgend einer Bergzeitschrift. Die Fahrten Schilderung darin fesselt mich zwar, aber bald fehlt mir etwas: Die lebendige Anschauung. Flugs ist der Baedeker mit seinen vielen Karten und Kärtchen in meiner Hand. Jetzt gewinnt das Gelesene ein ganz anderes Leben. Jetzt erst kann ich mir vorstellen, wie der Weg, den der Bergsteiger beschreibt, vom Tal zum Gipfel, von da über den Grat zum Nachbargipfel und dann wieder hinab ins Tal führt. — Ich blättere in den rotgebundenen Buche etwas herum . . . Wetterstein . . . hm, das war der Anfang damals vor Jahren! Ich finde: Anstieg auf die Dreitorspitze. Nun brauche ich keine begeisterte Schilderung eines andern mehr! Jetzt wächst aus den knappen dünnen Worten meines „Führers“ jener Tag wieder frisch und üppig hervor, der Tag der herrlichen

Bergfahrt, der mir heute wie ein Geschenk des Himmels erscheint. Wie auf Flügeln geleitet mich der „stille Freund“ rückwärts ins Reich der Erinnerungen, das einzige, — wie der Dichter sagt — aus dem wir nicht vertrieben werden können! — Ein paar Blätter weiter; da ist das Allgäu! Oder noch weiter: Die Ledtaler Berge! Ach, da sind ja noch so viele Touren, die ich nur „im Geiste“ gemacht habe, so viele viele Berge, deren Scheitel ich noch nicht betrat! Jetzt steigen Pläne auf Pläne wie Nebeldünste empor, sie formen sich zu festen Gebilden: Anfabrt dorthin, Ausgangspunkt von da, dann den Gipfel, nachher jene Jochüberschreitung, und so geht das weiter; ein ganzes Tourenprogramm kristallisiert sich um den einen ersten Punkt. Also zum nächsten Sommerurlaub muß diese Tour steigen! Ich rufe meine Frau, die treue Begleiterin auf fast allen meinen Touren: „Wie wär's als nächstes: Hochvogel-Krottenkopf usw.“ — „Sein! Machen wir's!“ — Ach, ist das Pläne schmieden schön! — Vielleicht wird's nie — vielleicht wird alles anders?! Und doch, kennst du, Bergsteiger, eine größere Freude als die auf die geplante heißersehnte Tour? Oder sollte die Rückschau auf die genossene, gut gelungene Bergfahrt doch schöner sein? Wer mag's entscheiden? Bei dieser beschwingten, freudeweckenden Schau nach vor- oder rückwärts genügt mir jedoch hin und wieder der Reiseführer mit seinen kleinen Karten nicht. Ich muß ein deutlicheres Bild der Landschaft haben, ich muß zur großen Spezialkarte greifen. Da birgt mein Regal links unten noch ein wohlgefülltes mächtiges Sonderfach. Hier gilt's jetzt einzubringen. Was sich da alles an Karten und Stößen von alpinen Zeitschriften angesammelt hat! Alte von meinem Vater vor Jahrzehnten benutzte Karten stehen neben eigenen, die mir einst Schneegestöber zerweicht und der Sturm zerfleddert hat. Ich möchte sie alle nicht

müssen und nicht gegen neue eintauschen! Ganz vorn im Kartenstoß halten die Karten der engeren Bergheimat treue Wacht. Sie sind meist besser gezeit gegen Sturm und Wetter, denn sie, die so oft benutzten, erhielten an manchen langen Winterabenden in feiner liebevoller Arbeit ein dauerhaftes graues Leinwandkleid. So selbstverständlich es uns auch heute erscheint — aber ist es nicht eigentlich wunderbar, ein ganzes geliebtes Selsengebirge oder große Teile der Alpen fein zusammengefaltet im Kasten haben zu können, zu jeder Zeit zur Verfügung, wenn wir eine Tour „auf dem Papier“ noch einmal oder eine geplante neue machen wollen? Und je häufiger dir das Blatt mit den Strichen und Linien draußen als Freund und Führer diene, umso mehr ist es dir, wenn du es dann daheim wieder entfaltet, ans Herz gewachsen. Zum weiteren Kreis jener „stillen Freunde“ gehören nun auch jene erwähnten Zeitschriftenbände im selben Fach, rein alpine neben denen vom S. B. B. im neuen schmucken Gewande. Sie liegen zwar meist in einem Dornröschenschlaf, nur selten einmal erweckt die suchende Hand dies oder jenes. Und doch haben mir diese zahllosen Freunde einst, als ihre Bekanntschaft neu war und sie mit Spannung erwartet wurden, so viel geboten. Welch eine Fülle von Erlebnissen und Erfahrungen haben ungezählte bergbegeisterte und bergfrohe Menschen mit Wort und Bild in diesen stetig wachsenden Schatz aus schlichtem Papier einströmen lassen! So alt sie auch sein mögen, keines verdient es, aus etwaigem Raummangel dem Feuertode preisgegeben zu werden. Alle Freunde, die ich bisher anführte, und die ein festes Band um mich und die Bergwelt schlugen, sind unpersönlicher Art; andere — nicht ich selbst — haben sie mit Wort, Bild oder Zeichnung geschaffen. Der Rundgang durch den Kreis der stillen Gefährten wäre aber unvollständig, wollte ich nicht

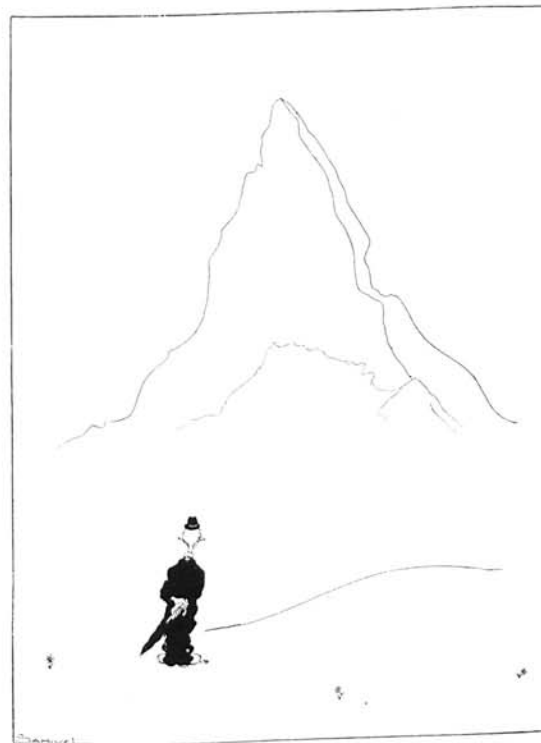
auch der allerpersönlichsten gedenken — derer, die ich mir selbst schuf. Da birgt das Schubfach noch Photo-Alben und Kärtchen mit zahlreichen eignen alpinen Aufnahmen und solchen aus heimatlichen Fels, dazu eine ganze Serie von Tourentagebüchern. Es wird manchmal behauptet, die Kamera mit ihrem so rasch und bequem erzeugten Bild mache alle zeitraubenden Tagebuchaufzeichnungen überflüssig. Ich denke anders. Eins ergänzt für mich das andre. Ich möchte keins von beiden entbehren, genau wie bei einem Lichtbildvortrag Wort und Bild unzertrennlich sind. In welcher herzquicker Weise uns Lichtbild und Tagebuch zuweilen wieder ins schöne Reich der Erinnerungen zurückzuführen vermögen, wenn eine stille beschauliche Stunde uns dazu drängt — das bedarf keiner langen Rede. Und doch ist's nicht dasselbe wie mit den „unpersönlichen Freunden“. Schlage ich Photo-Album oder Tourentagebuch auf, so bleibe ich meist ein Genießender, der beschaulich und befriedigt auf das Vergangene zurückblickt. Und dieses Genießen macht bald satt. Meine Phantasie wird gefesselt durch die erlebten Tatsachen. Doch wir wollen nicht am Vergangenen „Flehen“, nein, trotz Notzeit wird geplant — gespart, wenn's not tut, entbehrt und wieder geplant und gehofft auf neue Erlebnisse. Dazu seid ihr, gedruckte Führer und Karten, mir oft bessere

unablässige Anreger!

Wem die Gefilde der Berge wirkliche Wahlheimat des Herzens geworden sind, der wird sich wohl stets einen solchen Kreis von Freunden — und sei er noch so klein — schaffen, von denen ich sprach, und wird sich ihnen in Treue und Dankbarkeit verbunden fühlen. Und umso mehr wird er dieser Freunde bedürfen, je weiter ihm das Schicksal vom Lande seiner Sehnsucht abgerückt hat. Wir Bergsteiger können nicht alle in oder an den Bergen wohnen. Vielleicht ist's auch gut so. Pickel, Nagel, Klettersehuh und Seil, die treuen Begleiter auf der Fahrt, sie, denen schon mancher Bergsteiger warme Worte treuen Gedankens gewidmet hat, ruhen bei uns „Glackländlern“ ja die allermeiste Zeit des Jahres in stillem Winkel. Aber umso häufiger, nachhaltiger und lebendiger lassen eben jene Freunde in mir das Feuer der Bergesliebe erglänzen. An ungezählten Winterabenden und -nächten, an trostlosen Regensonntagen und in sonstigen Stunden der Muße waren und sind sie mir während der langen, ach, allzulangen alltagsgraunen Zeit des Bergferneins liebe Gefährten, unermüdlige Anreger und Vermittler des Bergsteigertums. Auszudrücken, was sie für mich persönlich bedeuten und in welchem Lichte sie der Bergsteiger betrachten kann — dazu drängten mich einmal ein paar besinnliche Stunden.



Das Bild „Alc-Meißel“ wurde mit freundlicher Genehmigung den „Mitteilungen des Landesvereines Sächsischer Heimatschutz“, Jahrgang 1929, entnommen.



„Wozu dient das?“  
gez. Samivel

Samivel

Paul Gimmel

Er ist bestimmt ein zünftiger Bergsteiger! — Wenn wir in der Bergsteiger-Literatur vielerlei Schilderungen der Menschen haben, die es in die Bergwelt zieht, ernste und heitere, so begegnen wir doch leider außerordentlich selten einmal einem Künstler, der uns mit dem Zeichenstift das vielgestaltige Bergvölklein näherbringt. — Da hat sich nun aber einer gefunden, mit Witz, Ironie und Humor — der uns mit seinen Zeichnungen zum Lachen und zum vergnügten Grinsen bringt. — Und wenn man seine Zeichnungen durchsieht, so weiß man, —

so kann nur Einer schildern, der selbst auf die Berge steigt, der einen scharfen Blick für das Talmenstentum hat, der manche Nacht in den Alpenhütten, wohl auch im Fels und auf dem Eis verbrachte und das Volk der Bergsteiger oft und oft betrachtete. — Das absolute Unverständnis des Talmenschen, des Spießers für die Berge und das Tun und Treiben der Menschen darin schildert er uns in seinen Karikaturen genau so, wie die menschlich-allzumenschlichen Schwächen, deren manch einer der Bergsteigerzunft sich auch nicht erwehren kann.

Da hat der Verlag Delagrave, Paris ein famoseres Bilderbuch mit 80 seiner Zeichnungen erscheinen lassen. Es heißt: *Sous l'œil des choucas ou les plaisirs de l'alpinisme* — Unter den Augen der Bergdohlen oder die Vergnügen des Alpinismus. Und der Liebeshwürdigkeit des Künstlers wie des Verlegers verdanken wir die Erlaubnis, einige der originellen Zeichnungen, wenn auch stark verkleinert, abzudrucken und so unsere Bergfreunde mit diesem Künstler bekannt machen zu können.

Die Dohle betrachtet das wunderliche Treiben der Menschen in den Bergen. In der „Zone des Fernrohres“ liegen die ersten Ereignisse. Ein Spießerlein steht vor der gewaltigen Gestalt des Matterhorns und fragt: „Wozu dient das?“ — und zerlatst so ganz nebenbei noch ein kleines Alpenblümchen. — Wieviel Ironie und wieviel zartes Mitempfinden auch für die kleine Schönheit in den großen Bergen!

Oder — wie eins unserer Bilder zeigt — die Betrachtung des Bergsteigers mit den Augen des „Schwebbahn-Menschen“. Man betrachte die Physiognomien der einzelnen Kabineninsassen, köstlich jede Einzelne.

Auch die zweite Abbildung — hat nicht jeder von uns so einen Geröllschinder schwitzend, stumm verbissen, hinter sich gebracht?

Und auch die famosen Typen, denen nur der gedruckte Führer Sinn und Ziel ihres Tuns ist und die darum auch ohne ihn fast hilflos sind. — Sind sie uns nicht bekannt? Einige Arten der „alpinen Tierwelt“ erfreuen sich der besonderen Bevorzugung seines Stiftes. Den unentwegten Jodler konterfeit er ab und nennt ihn auf französisch neckisch „L'Alpiniste La-La-Irou“, bei der

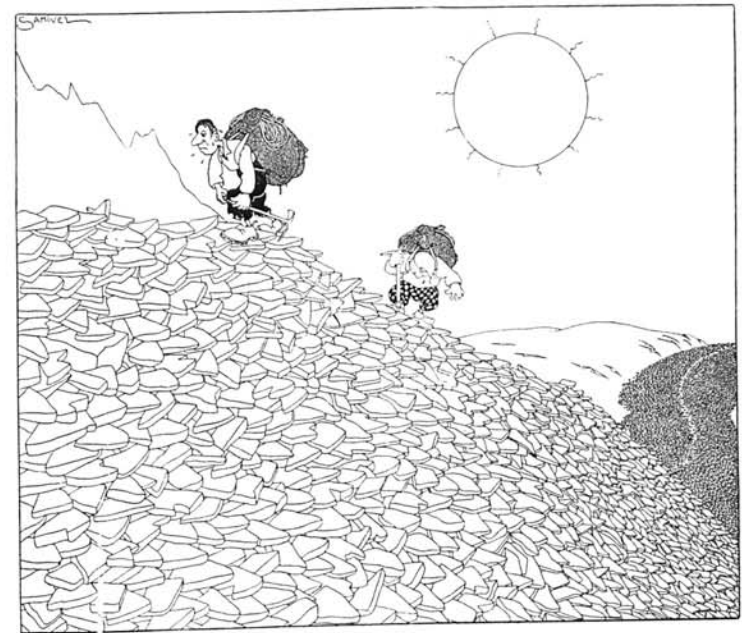
Schilderung des Alpinisten „nach Zeit“ — „L'Alpiniste Chronomètre“ sieht man nur eine Trittspur vom hohen Gipfel und einen in rasender Eile abwärts wetzenden Stiefel. Im letzten Teile des Buches schildert er den Alpinismus im Wandel der Jahrhunderte. Köstlich darin die „Erstbesteigung des Crepon“, dieser himmelsstürmenden Felsgestalt, die, nach seiner Auffassung, in der Eiszeit nur als kleiner Felsbrocken aus dem ungeheuren Gletschereis schaut, so daß der Ur-mensch, der ein Mammut am Halfterband führt, wie auf einen Fußschemel darauf steigt. Oder, wie er schlagend beweist, daß der Erstbesteiger des Ararat, Noah mit seiner Arche gewesen ist, die durch die Sintflut da heraufgesetzt wurde.

Sabelhaft das Schlußbild — aller Menschenspuß ist verschwunden, einsam ragt ein Felszacken in die Luft, die Dohle sitzt darauf: „Endlich allein“.

Scherz, Ernst und Satire paaren sich in diesen Zeichnungen auf unvergleichliche Art. Samivel wird sich mit diesem Buche auch bei deutschen Bergsteigern viel Freunde erwerben. Wir grüßen ihn als einen der Unseren und geben der Hoffnung Ausdruck, daß er uns noch manche Zeichnung schenken möge, die uns zum fröhlichen Lachen und auch zum Nachdenken bringt.

\* \* \*

Während diese Zeilen geschrieben wurden, erreichen uns einige Mitteilungen über den Menschen Samivel. Er ist Zeichner und alpiner Maler, wurde 1907 zu Paris geboren. Unsere Vermutung, daß er aktiver Bergsteiger sei trifft zu. Er gehört der Croupe de Haut Montagne an. Ist außerdem Mitglied der Gemeinschaft der Bergmaler und des Salon des Humorists.



„Zu ihrem Vergnügen“  
gez. Samivel

„Zacke, geh' uff Kramf, sunsd knadderschde!“

Ein Idiotikon

Hans Hofmann. C. d. G.

Ein Idiotikon ist eine Sammlung der einer Gegend eigentümlichen Wörter und Redensarten. Idiotikon hängt mit Idiot zusammen. Idiot kommt aus dem Altgriechischen. Dort bedeutet dieses Wort: ein Abgesonderter; ein Privatmann; dann aber auch, weil von der Masse der Normalen unterschieden und daher abgesondert, ein Dummkopf oder blöder Sonderling. Daß ein Privatmann ein Dummkopf ist, möchte ich nicht glauben, denn ich wünschte,

ich könnte es mir leisten, einer zu sein; ich meine, ein Privatmann. Und Bergsteiger sind auch keine Idioten, es müßte denn sein, sie hätten ausgemacht, auf Krampf zu gehen und zu knattern, wo es garnicht nötig ist. Aber ganz abgesehen davon sind Bergsteiger „von der Masse Abgesonderte“. Ich will nicht sagen, Sonderlinge. Urviecher und Edelwild sind aber schon darunter; das ist fraglos. Nun jedenfalls als „Abgesonderte“ haben also auch die Kletterer

Dresdens ihr Idiotikon, d. h. einen Schatz ihrer Junft und Heimat eigentümlicher Wörter und Redensarten, genau so wie das bei den Wüschtebergern, bei den oberbayrischen Nazis und sonstwo bei Leuten von Eigenart der Fall ist. Auch die Buchdrucker, die Seeleute, wie wohl jedes Handwerk oder gar Berufsart haben ihre eigene Fachsprache. —

Am Einstieg vom Gehrmannweg am Mönch bei Rathen ist ein Kletterklub zu forschem Klettern bereit. Eine Schar sensationslustiger Basteibesucher rastet staunend vor diesem spannenden Schauspiel und wird Zeuge mit Auge und Ohr. An das, was einer da zu hören kriegt, sei hier erinnert.

„Mensch, hast du wieder enne Rückenbeule!“ — „Deswechen brauchst du mir ni mid deinen Sturfschadenbemm' uff meinen neien Nageldebber rumzudrambeln!“ Der also „lieblich“ Begrüßte entledigt sich seiner schweren Genagelten, mit denen er den neuen Stiefeln des Kameraden nicht spurlos zu nahe gekommen war, und entpackt seinem Rucksack, dem allfällig großen, neben den Kletterlumpen und -latzchen das Seil. Da es 18 mm stark und gedreht, also schwer und steif ist, kann man es schlecht Knüpfen und beim Klettern schlecht ausgeben. „?Tu guggt nur, was der Sidol wieder for e Gasrohr hadd!“ — „So kiefch is dr Sährmannswäch ni, daß de so ne digge Schtribbe brauchsd.“ — „Sei du nur schdille, du Quietschel; an deiner Sand-schdeengräze sieht mor, was de kannst.“ — „Wenn ihr noch lange so rummährd, mach'ch ne Suffzn un bickre erschd.“ — „Du Mambe, das fennte dir so bassn; du sizd ooch lieber bei deiner Amfel.“ — Und schließlich ist man doch angestiegen; es geschah auf den Zuruf: „Also los, Zacke, hau ab, sunsd, sunsd kriegch hier schunn Nähmaschine, wemmer noch lange so rum-schdehn.“ — Die Besteigung hat dann zunächst einen rubigen, wortkargen Verlauf

genommen, bis der Führende oben vor Inangriffnahme des Doppelrisses zu längerem Halt gelangte. „?Tu du Dalchnase, so haatich is das doch garni. Du mussd links Ufflache nähm unn rechts uff Reiwunk durchdrign.“ Aber auch dieser allgemein-verständliche eindeutige Rat hat nicht befolgt werden können; denn es wurde erwogen: „Persil, geh du mal nach; ich gloowe, du mussd Zacken bauen, sonst lass'n mr beide noch enn Sack häng'“ — In seinem Ehrgeiz gekränkt, hat sich der Führende trotz seiner prekären Lage also vernehmen lassen: „Da habbd noch ganz andre Sachn gedriggt, als dähn Horzl hier.“ — „Brannz gewaldher.“ — „Guggd, jedz gehdr schunn bei Seidel unn Tbaumann; er wird glei kumm.“ Diese erschrocken geäußerte Befürchtung hat unter den zum Klub gehörigen Mädeln, die am Fuße des Felsens bei den Rucksäcken hockten, einen Schreckensruf zur Folge gehabt. Das Unheldische solchen Benehmens ist dann auch, vom Obmann des Klubs, so schien's, — ich glaube, er soll auf den Spitznamen „Dunst“ oder „Senf“ gehört haben — gebührend gerügt worden: „Härd uff mid eien Riemgequiege; sunsd gibbds ne Wand!“ — „Wenn de wenichdons enne Sanduhr dord häddsd, dann kännste enne Schlinge lechn; awer so — —.“ Nach dieser ersprießlichen Bemerkung wußte der Führende nun Bescheid, was zu tun war und wie er es zu machen hatte. Er ist todesmutig losgestiegen und es wurde furchtbar. In die größte Spannung aller Beteiligten und Zeugen ist eben dann der klaffende Ruf ertönt: „Zacke, geh uff Kramf, sunsd Knadderfschde!“ Zacke ist zwar nicht abgestürzt. Durch Krampf zum Sieg saß er bald mit seinen Klubkameraden glückverklärt auf dem Gipfel. An diesem Tage hat der Mönch nicht seine Hände segnend über dem Gehrmannsweg ausgestreckt, sondern auf leeren Seiten seines Gebetbuches,

das er bis dahin unter seiner Kutte verborgen gehalten, den Grundstock zu diesem Idiotikon gelegt. Als der Mönch unlängst vom Gipfel verschwunden war, — er ist wohl sicher von „Quietscheln“ zum Abstieg gezwungen worden, — hat er, still und friedfertig, wie er ist, ohne Namen und Datum zu nennen, seine Notizen mir zugesandt.

\* \* \*

Ich beeile mich, sie in der Art eines Wörterbuches geordnet der Öffentlichkeit zu unterbreiten. Mögen sie dem Bastei-Laien eine Welt erschließen und den „Quietscheln“ zum Heile gereichen.

(Bemerkt sei noch, daß die „idiotischen“ Ausdrücke der Bergsteigerei, die außerhalb Dresdens in der Bergsteigersprache Sachausdrücke sind, wie z. B. abfahren, ausge-setzt, Band, Beiwacht, Einstieg, Gendarm, Grat, Griff, Gufel, hangeln, Kamin, Leiste, Mägel, nachsteigen, Platte, Quergang, Riß, Ruckstemme, Sandreißer, Schrosen, Schulter, spreizen, stemmen, Tobel, Traverse, Überfall (-enlassen), Überhang, Wächte u. a. m. in der folgenden Reihe weggelassen wurden.)

**abbauen** - zurückgehen.

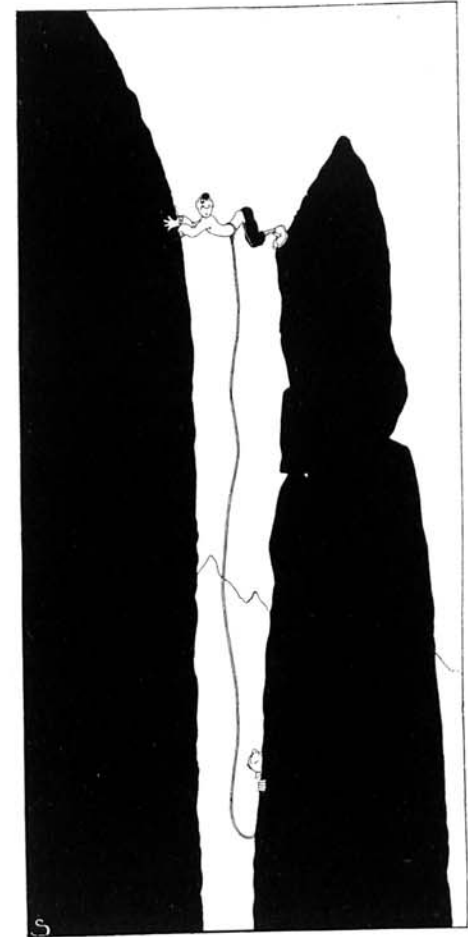
**abgehen** - siehe baumeln; aber auch abstürzen.

**abhauen** - losgehen; aufbrechen; ansteigen; absteigen.

**Amfel** - siehe Rübe.

**auf Krampf gehen** - in glatten Kaminen oder Rissen oder auf Reibung hastig und unbefähigt, auf gut Glück drauslosklettern. Krampfhenne - eine Frau, ein Mädlein, die auf Krampf geht.

**Auflage** - in Ermanglung eines kantigen Griffes wird der Handballen auf eine mehr oder weniger steilgeneigte, plattige, sandsteinraue Felsstelle aufwärts aufgelegt, das Körpergewicht darauf gestützt und der Körper hochgedrückt.



*Ohne »Führer«*

*Der oben: »und nun? und nun? was muß man dann tun?«*

*Der unten: Weiß nicht . . . die Seite im Führer ist gerade herausgerissen . . .*  
gez. Samivel

**Balanceakt** - Überwindung einer schwierigen Kletterstelle, wobei, mit mehrfachem Probieren und Ansetzen, allein die richtige Körpergewichtsverteilung entscheidet.

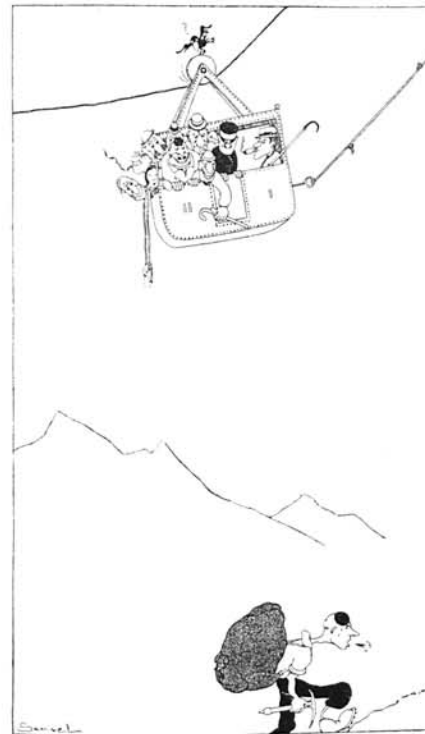
**bauen** - menschlichen Steigbaum bilden.

**Baumann** - siehe bauen.



**baumeln** - gefichert ins Seil stürzen.  
**Beule** - siehe Himbeere.  
**blättern** - abstürzen.  
**boosen** - schlafen.  
**Clubnamen** - (einige Beispiele verschiedenen Geschmacks: Almbuam (in Dresden!), Profinsöhne (armer Dr. Profin!), Fehrmannsöhne (ebenso!), Fidele Kraxler, Gipfelsürmer, Horzelbrüder, Jodlerbuam (in Dresden sagt man allgemein Buam), Leichensteiner (hier muß man Bescheid wissen), Schrammlorsöhne (der oder das Tor?), Schwefelbrüder, Schweizerbuam (in Dresden - wie gesagt), Steile Ninnen, Steinmoos, Stoanwoandler (oan Hoamischer woafß Beichoad) Tollensteiner (mußte das sein?), Woandelstoaner (rückwärts gelesen: Renaotslednaow).  
**drücken** - z. B. „eine Sechse gedrückt“ - eine nach dem Kletterführer von Rud. Fehrman mit Schwierigkeitsgrad 6 (sehr schwer) gemessene Gipfelbesteigung als Führer unternommen haben. — „Was hasdn heide aedriggd?“ — „Enne 17“ — „Ann wiedn?“ — „Enne siehm unn zwee simfn“. Soll heißen: drei Gipfelbesteigungen ausgeführt, wovon die eine nach Schwierigkeitsgrad 7 und zwei nach 5 gemessen sind.  
**durchdrücken** - ein Fuß wird auf einen Tritt hochgesetzt und mit Strecken des gebeugten Knies auf diesem Tritt der Körper aufgerichtet.  
**Durchstüße** - siehe durchdrücken; dasselbe auch für die Hände und Arme.  
**Eierkuchentraverse** - schwieriger Quergang unterhalb des Einziegs zum Gähnekamin an der vorderen Kleinen Gans bei Rathen, oft als Abungsstelle benutzt. (Reibungstechnik).  
**Flurschadenbenne** - großer Nageltiefel.  
**Fünfzehn**; „eine Fünfzehn machen“ - eine Rast oder Pause machen.  
**Gasrohr** - 16 bis 18 mm starkes, meist gedrehtes, schweres und daher steifes Seil.  
**haarig** - siehe kiefig.  
**Himbeere** - Rucksack, meist großer und schwerer Rucksack.  
**Hippe** - schlechtlin die Bezeichnung für Ehefrau oder Braut.  
**Horzel** - kleiner Kletterfels; auch lose Sandsteinbrocken. In der Mehrzahl - in die Horzel fahren - in die Sächsische Schweiz fahren horzeln - klettern.  
**Hutsche** - künstlich angelegte Rutschbahn für behauene Sandsteine in den Sandsteinbrüden der Sächsischen Schweiz.

**kiefig** - sehr oder äußerst schwer; auch: gefährlich  
**Kletterkluft** - zerlumpter Kletteranzug.  
**Kletterlatschen** - Kletterstühle.  
**knattern** - abstürzen.  
**Kraftakt** - Überwindung einer schwierigen Kletterstelle, wobei vornehmlich die Körperkraft entscheidet.  
**Krampf** - siehe auf Krampf gehen.  
**krampfen** - siehe auf Krampf gehen.  
**Krampfhenne** - siehe auf Krampf gehen.  
**Loden** - langes Haupthaar.  
**machen (gemacht)** - „einen Gipfel machen“ - eine Gipfelbesteigung durchführen.  
**Mampe** - Stümper im Klettern oder auch einer, der das Klettern eingestellt hat oder auch aufgibt.  
**Nähmaschine treten** - Schleuderkrampf des Fußes oder Beines bei längerem Stand in schwerer Kletterstelle.  
**Nageltöpfe** - genagelte Stiefel (auch Nagelbeene kommt vor).  
**Pfefferminztraverse** - der Eierkuchentraverse (siehe daselbst) benachbart. (Fingerstipfentechnik).  
**pickern** - essen, frühstücken.  
**plädern** - siehe blättern.  
**Quacke** - kleiner unbedeutender Kletterfels.  
**Quietschel** - kleiner unreifer Kletterer oder auch kletterischer Gernegroß.  
**Reibung** („auf Reibung“) - Kletterstelle, zu deren Überwindung das Anhaften des Kletterschuhs auf mehr oder weniger geneigter sandsteinrauer Fläche im Fels genügt.  
**Rübe** - Klettermädel.  
**Rübengequicke** - schrilles Lachen oder Aufschreien und Heulen der Rübe (i. d.)  
**Rückenbeule** - siehe Himbeere.  
**Rückenbeutel** - siehe Himbeere.  
**Sack hängen lassen** - eine Kletterstelle oder eine ganze Besteigung nicht meistern können.  
**Sandsteingröße** - Schurfe an Händen und Beinen als Merkmale scharfen oder ungeschickten Kletterers.  
**Sanduhr** - (nach Fehrman): „ein kleiner im mittleren Teilen meist dünner Eckpfeiler, der Ober- und Unterseite eines Felsloches verbindet; diese Gebilde haben oft Ähnlichkeit mit den früher viel gebrauchten Eieruhren, die mit Sand betrieben wurden.“  
**Schinder** - anstrengende Kletterstelle (meist glatte oder enge Kamine oder Risse) „elender Schund“.  
**Schlosserei** - siehe schloßern.



## Ein Skisonntag im Erzgebirge

Dresdner Mundart  
 Kurt Weisensfels

Gudn Daach Kurt. Mensch, wo warsdn du gesdern, ich denke du woldst mid nach Schellerbau. 's dud mor leed mei liewer Baul, awer 's ging beim besden Will'n nich, ich konnde ni kumm', mir hadd'n Besuch aus Döbiring'n. Na, ich kann dr saachn Kurt, da hasde was verbaßd. Also de ganze Seefeninnung draf sich halb sechs in der Kubbelhalle im Hauptbahnhofe underm Bindsadn. Dann zidderden mir los. Mensch im Suche war dr e Gewärche, daß Fee Abbel zur Erde falln konnde. Na, bis Hainsberch, wo mir in de

**schloßern** - übermäßig viel Sicherungsringe setzen oder in Stiften oder Ringen künstliche Hilfsmittel verwenden.  
**Schnacklhoje** - kniefreie Kletterhoje.  
**Schund** - siehe Schinder.  
**Seidel & Naumann** - siehe Nähmaschine.  
**Spiznamen unter den Kletterern** - (einige Beispiele): Anis, Bohne, Dunst, Franzl, Jannings, Perfil, Petrus, Schlacke, Schnackl, Schuttel, Senf, Sepp, Sidol, Jacke.  
**Stäbchen** - Zigarette.  
**Strippe** - Seil.  
**Talgnase** - Schimpfwort gegen einen dummen oder unsauberen Gefellen.  
**Tapete** - Haut.  
**vermampfen** - siehe Mampe.  
**Wachtel** - siehe Rübe.  
**Wand** u. zw. in „du kriegst ne Wand“ - du kriegst eine Ohrfeige.  
**Warze** - kleiner Steinknorpel als Griff benutzt.  
**Wuchten** - anstrengendes Klettern oder auch an einem Tage viel und schwer klettern.  
**Wuchter** - siehe wuchten.

»Der Unverständene«  
 gez. Samuel

mich driggt'n se gerade mid'n Bauch vor de Schdange, die zwischen die zwee Knibbjer schdehd. Na, endlich haddch mich losgewärhd, dann binch wie zehn wilde Aff'n de Schdusfn nundergewezd und in dn erschdn besdn Waachen von dr Kleenbahn neingeschderzd. Da saß'n schon unsre Leide un feigfn mehdch, weil se mich haddn an dr Schberre zabb'ln sehn. 's dauerde ooch gar ni lange, da haude de Himmelbahn ab. Mir fing'n alle an gräfdch zu biggern. In e baar Eggn da schbielnde Schkad und nach enner Weile war mir schon in Kibsdorf. Das sah aus wie e Märchen, de Heiser waren alle mid Schnee iwerzugerd. Mir boochen glei rechds ab un ging'n den schdeilen Weh nach Bärnfels ruff. Glei hinder dr Verlowungsbank da ham mer angeschnalld. Mir drehdn mehdch uff, damid mir meechlichsd rasch ins Quardier zu Liebsehers Kam'. De alde Liebsehern hadde schon uff uns gewarded un kam glei angewezd: Was wullden drinfn? Ich hawe Kafau! Dei Schwaacher hadde sein Biddern und murmelde: Die immer mid ihrn Kafau. Nachdem mir jeder enn Dubb hinder haddn, sinn mir losgeierd. Erschd dn Hochglifhang nuff, dann durchn Wald nach dr Schneise 28 zu, awer nich dord nein, sondern rechds drvon dn Beeblknuchen hoch, da kam mir ins Hochmoor, dann sinn mir riewer nach Beemsch-Jinnwald, dord ham mir gebiggert un dann sinn mir zurigg. Dei Schwaacher war ooch drbei. Da habbdch schunn underwegs geschdaund der fuhr erschd s zweede Mal, awer ganz wie e Alder. Na jedenfalls fuhrn mir wieder beeme. Ich fuhr vorne weg und dachde, weil meine Laddn so abhaudn: Das is awer ne scheene Schneise! De Knibbel hadd'ch mir under de Arme geklemmd, schmoochde an mein' Feischen und ließ de Schindln loof'n. Die haudn

ab, 's wurde immer schneller. Uff eemal dachdch: Das is doch dr Beeblknuchen, der hadd doch undn son mähdchen Abschlaach von 3 Nieder Hehe. Da war das Luder ooch schunn da und ich konnde im ledzdn Oochnbligg grade noch en gerissnen Krisdjanica nach links machn. Dann binndch schnell nunder; denn das Drama wollchdch mir von undn mit ansehen, wenn de andern angefladderd kam'. Da kam ooch schunn dei Schwaacher, das is eechendlich e vriggder Kerl; denn er fährt erschd 's zweede Mal und kommd uff deine Higgori-Laddn angefladderd wie e Wilder. Da haddr sich noch zum Juggs enne Hornbrille uffgefeszd, wo e baar fulche blaue Oochen drinne rumwaggeldn, das sah aus, als wenn de Oochen uff dn ledzdn Gewinde hing'. Jedenfalls [sah bloß enn blauen Sedzn an mir vorbeirafn und dann drehd'sn ungefähr nach achd Niedern in so verfilzdes Kniehulz nein, das hadde ungefähr vom Bodn weg 30 Zentimeter Lufd, dann war alles verfilzd. Dord drunder dad's leiern. Ich kann dr saachn, ich hab mir bald enn Bruch gefeisgd. Dei Schwaacher wieder, der brillde underm Diggicht vor: Emm Lemer Wasser, emal scharf nachwaschen und dann kam 'r rausgekrabbeld, 's ganze Gesicht voller Tadeln, awer dord ham mir gefeisgd! Und dann kam eener nach den andern, was denkfde denn, wies die dord nundergedroschen hadd? Na mir ham wieder mal zimfch gelacht, mir dad dr ganze Bauch weh drvon; dann sinn mir heemegeflidderd ins Quardier, ham bei dr Liebsehern noch e Debbchen Kafau genibbeld und dann gings im Schuß beeme, de Salzlegge nunder nach Kibsdorf. 's war jedenfalls brima. Nächstn Sunndach fahrdch wieder. — Da hängch ooch mid drinne Baul! — Also halb sechse underm Bindsadn.



### Tannen

Aufgenommen mit Zeiss-Ikon-Kamera. Januar 9 Uhr. 1 : 6.8. 1/50 Sek. phot. Rempel

## Föhntage

R. H. Viebach

*Wie im Stall zur Nacht die Pferde stampfen  
Und die Kühe heiß im Schlafe schnaufen!  
Unsichtbare Unrast ist erwacht,  
Hinterm Dorfe die feuchten Gründe dampfen  
Und der Nebel wogt um Trog und Traufen.*

*Rauch hängt in der Luft, weiß nicht, wohin;  
Wälder stehen in gestauter Stille.  
Ueber allen Aeckern schwebt ein Duft,  
Drängend, wie ein unruhvoller Sinn,  
Und doch wartend, wie ein dumpfer Wille.*

*Föhn springt übern Berg, der Eichwald ächzt,  
Falkenschrei von steiler Felswand schrillt,  
Und der Schluchtbach, Dohlenschwarm-umkrächzt,  
Führt in wirren Trümmern totes Wild! —*

*Doch am Rande lugt schon zartes Grün,  
Ob auch Eis ihm noch den Weg verstellt, —  
Und dort läuten schon paar Himmelschlüssel!  
Buschwindrösel, Silberglöckchen blühn, —  
Und der Himmel aus zersprengter Schüssel  
Gießt sein Licht auf eine neue Welt. —*

## Kennt ihr die »Hansi's« in Arosa?

Georg Richter, SBB

Die Zeiten sind zwar schlecht — aber es könnte auch noch schlechter sein. Variante: es könnte leicht noch viel schlechter sein — aber gut sind die Zeiten gerade nicht!

Doch — wer die Skier auf den Buckel nimmt, der ist mit Zuversicht und Optimismus geladen. Und das ist erfreulich und gut so. Darum eben — und »trotzdem« könnte es wohl leicht möglich sein, daß einer auf seiner Fahrt ins alpine Winterreich den Bogen über München — Bodensee — Thur hinaus zu den paradiesischen Gefilden von Arosa macht. Und wenn er dann so und so viele Male die weißen Zuckerhänge hinaufgestiegen, dem blauen Himmel entgegen, wenn die erhabene Rund- sichtsicht ihn frei und zugleich klein und groß werden ließ, wenn wundervolle Abfahrten in zuckrigem Pulverschnee oder süßrigen Firn das Herz vor Freude springen machten, dann wird ab und zu auch einmal ein Tag kommen, an dem er mal seine schneeungrigen Hölzer behutsam in ein Eckchen stellt, um einen kleinen Gemütsbummel »per pedes« zu machen und sich an einem stillen Fleckchen die liebe Sonne auf den Buckel brennen zu lassen. Ein solcher Bummel durchs »benachbarte« Gelände, das man sonst nicht mit dem Ski durchstreift, gehört zur guten Verdauung all der Erlebnisse, die uns von der Erdschwere befreien.

Und für einen solchen Bummel will ich ihm einen kleinen Tip geben. — Arosa besitzt da eine ganz besondere Attraktion, um die es viel beneidet wird: seine Eichhörnchen! Gehman auf die hohe Promenade, gegen Maran zu, so huschen diese lebhaften, braunen Tierchen um den Wandersmann herum, klettern vielleicht gar an ihm herauf und nehmen die hingehaltenen Nüsse. »Spanische Nüsse« sind ein begehrter Artikel in den

Lebensmittelgeschäften Arosas. Sogar auf die Veranden der Häuser kommen die Eichhörnchen mit einer Zutraulichkeit, der man lange Gewöhnung anmerkt. Und alle hören auf den Namen »Hansi« — — und »Hansi« tönt es allenthalben auf den Wegen — — befehlend und ungeduldig von den großen und kleinen Buben, sanft und bittend von alten und jungen Mädchen; am Nachmittag wird das Bitten zum Flehen, da sind die »Hansis« meist überfüttert und benehmen sich äußerst ungnädig. Alles rückt mit Photoapparaten aus. Aber das Knipsen ist nicht einfach! Man will das Eichhörnchen in die Sonne locken, wohin es nicht gern geht, und dann soll es auch noch still sitzen, was den quecksilbrigen Kerlchen noch schwerer fällt als einer Schar ABC-Schützen. Und so ist denn das Photographieren immer ein viel versuchtes, aber selten gelungenes Experiment. Da schimpft einer: »Dummes Vieh, bleib doch einmal still sitzen« — — — husch, »Hansi« antwortet mit sofortigem Verschwinden auf den groben Ton und der Photojäger wird wieder zärtlicher: »Hansi, komm, komm, komm doch bitte«. Die Tierchen üben eine wahre Zauberkräft auf die Menschen aus. Alle werden zu Kindern, alles wird zärtlich.

Die verschiedenen »Hansis« auseinander zu kennen ist sehr schwer. Zwar variieren die Felle vom lichten Rot- zu Dunkelbraun, manche haben nur ein weißes Brustlätzchen, bei anderen ist die ganze Unterseite des Körpers weißer Flaum, die lustigen Schnurrbart- und Ohrenhärchen sind verschieden lang — — — — aber alle haben die gleichen pflaumenblauen Auglein. Nach den Gewohnheiten kann man die Kerlchen leichter unterscheiden: eins wackelt mit dem Schwanz wie ein Hündchen, ein anderes



»Hansi«  
phot. Richter

gebärdet sich als kleiner Aristokrat, riecht an den spanischen Nüssen, rümpft verächtlich das Näschen und hüpfert weg — es liebt nur die besseren Haselnüsse. Ein drittes ist im Gegenteil ein schwarzer Weidhansel, der nie genug bekommen kann und alle seine Geschlechtskameraden verdrängen will. Wagt sich ein hungriges in die Nähe — schwupp, wird ihm nachgejagt von Ast zu Ast, von Baum zu Baum — — und wird es erwischt, flugs in den Schwanz gebissen. Dann gibts jedesmal einen merkwürdigen Lärm. Ja die Fledermaus lernt man auch in diesem Reich am raschesten kennen. Am zutraulichsten werden die Tierchen, wenn man still auf einer Bank sitzt, das Papier mit den spanischen Nüssen vor sich ausgebreitet; da holen sie sich die Leckerbissen aus

dem Schoß und Knabbern, Männchen dabei machend, seelenruhig. Sind nur noch Schalen im Papier, so wollen sie wie kleine Kinder nicht glauben, daß es »alle« ist, klettern und turnen an einem herum — — aber wehe, wenn man zu kühn wird und im holdseligen Vertrauen auf die geschlossene Freundschaft das weiche Fell streicheln will: — — husch — fort sind sie wie das launische Glück, das sich auch nicht halten läßt — — — — — weil man doch einmal wieder in den Alltag zurück muß.

Bergfreund — Bergfreundin, wenn du im Winter oder Frühjahr einmal in die seligen Gefilde der braunen Hütten Arosas kommen solltest, vergiß diesen kleinen Gemütsbummel nicht!



## Mit Ski und Rucksack durch die Iserberge

E. Bayer, Reichenberg

Eine sternklare Nacht wölbte ihre Brücke vom Karfreitag hinüber zum Osterfesttag. Und an diesem trafen wir uns an früher Morgenstunde draußen bei der Endstation der Reichenberger Straßenbahn — dem Volksgarten. In den Straßen unser Jeschkensstadt selbst war von Schnee keine Spur mehr, hier im Walde aber lag noch überall das köstliche Weiß, wenn auch nicht in solcher Masse, wie im Mittwinter.

Von der letzten Ausfahrt am Palmsonntag wußten wir, daß unser Weg, die „Buschdorferberge“ hinauf, sehr stark vereist ist. Drum schnallten wir uns gleich hier unten unsere Kleinen, vierzackigen Steigeisen — „Kröteln“ genannt — an. So schritten wir sehr leicht aufwärts und in knappen dreiviertel Stunden waren wir schon oben in Rudolfstal, ein zu jeder Jahreszeit von den Reichenbergern gern aufgesuchter Ausflugsort. Ringsum von gewaltigen Kuppen eingeschlossen, bieten die herrlichen, freien Wiesenhänge für den Skilauf feines Übungsgelände, während die Bezirksstraßen von da einerseits gegen Katharinberg und andererseits gegen Harzdorf ganz ideale Bahnen für den Rodelsport sind. Wir wanderten mit geschulterten Bretteln die Straße von Rudolfstal aufwärts und als wir durch Friedrichswald schritten, begann es zu tagen. Hinter den müden Kammlinien im Osten, wo von weit draußen die weiten, weißen Hänge des Riesengebirges zu uns herübergrüßten, wurde es immer heller und heller. Die Sonne ging auf!

Sie kam mit ihrer ganzen Pracht, und je höher der Feuerball stieg, desto gleißender funkelten die Höhenwälder um uns, war doch dort oben über die Nacht Neuschnee gefallen.

Und während die Sonne immer höher stieg, krochen die Schatten immer mehr ins Tal zurück, bis auch die Sonnenstrahlen in den verschwiegensten Bergwinkel leuchteten. Da huben unten im Tal die Glocken am Turm der Johannsberger Kirche an zu schwingen und trugen den Klang zu uns herauf.

Und immer weiter hinein in die Iserberge. Und läuteten so einen wunderschönen Ostermorgen und Sonntag ein.

Friedrichswald, mitten im Isergebirge gelegen, ist als Standlager für den Winter so recht das Platzel hierfür. Um und um von Bergen eingeschlossen, bieten deren Hänge herrliches Gelände für den Skilauf leichter und schwerster Art. Von Reichenberg aus braucht man gegen eineinhalb Stunden zu Fuß, mit dem Autobus gar nur eine halbe Stunde, will man hier herauf kommen. An strengen Wintern liegt da der Schnee vom Oktober angefangen bis hinein in den April.

Bis hinauf zum Tiergartentor hatten wir unsere Bretteln getragen, und das sehr gern, denn das gute Wachs, welches wir schon dabei auf die Lauffläche unserer Hölzer aufgetragen hatten, wäre bei einem Gleiten auf der hart gefrorenen gewesenen Straße bald abgeschliffen gewesen.

Nun aber konnten wir anschnallen, wußten wir doch, daß sich von da angefangen bis hinüber in die Riesengebirge eine zusammenhängende Schneedecke ausbreitet. Wir hatten eine Skibahn, wie selten zu dieser Zeit; auf hart gefrorenem Grundschnee eine Lage feibrigsten Neuschnee, der jedes Skiläuferherz schneller schlagen ließ.

Ein solcher Tag mußte ausgekostet werden bis zur Teige. Und rasch waren wir uns



In Duft und Reif

phot. Bayer

einig — noch einmal durch die Iserberge und Wälder zu gleiten, um von unserem großen Freund Winter Abschied zu nehmen, dem Frühling unten im Tal aber einen Willkommengruß zu senden.

Trotz des blauen Himmels und Sonnenschein war es mitten im Walde noch rüch-tig kalt, daß wir die Jacken fester zuknöpf-ten und die Häuslinge höher stülpten. Wundervoll war heute das Gleiten auf den allbekanntesten Skiwegen, zogen doch wir Drei heute die erste Spur in glitzerndem Schnee — sonst war noch niemand hier unterwegs.

Uns war es recht so; denn an schönen Schneefesttagen wimmelt es nun auch im Isergebirge von Skivolk, denen nicht einmal das notwendigste zunftgemäße Be-nehmen im Blute steckt und gar hoch geht es da manchmal her.

Wir aber lieben die Stillen im lautem Land, denen das Wandern auf Ski mehr ist, als bloße Modesache.

Die schöne, leider zu kurze Abfahrt in der Breitensteinschneise winkte uns nun. Erst aber fesselte uns das herrliche Landschaftsbild vor uns; da stiegen Wälderhöhen empor, von Neuschnee in blendendes Weiß gebüllt, die Strahlen der Morgensonne fluteten darüber und hellstes Licht und tiefster Schatten schufen Bilder von ungeahnter Winterschönheit. Ganz weit draußen tauchten die Vogelkuppen und das Taubenhaus in den tiefblauen Himmel hinein.

Im Weiterfahren auf all die Schönheiten entlang des Weges achtend, waren wir schon bei dem noch fest zugefrorenen Blattnei-Teich und dessen Hegerhaus angelangt. Aus dessen Kamin stieg feingegerade eine weiße Rauchfahne zum Himmel, ein Zeichen, daß da der Morgentrunke gebräut wurde. Und da wir seit dem Abmarsch von Reichenberg noch nicht gerastet hatten, — zwei und eine halbe Stunde waren seitdem vergangen — kehrten wir da ein und fanden, wie immer, freundliche Aufnahme bei den lieben Hegerleuten. Wohl tat das Ausruhen in der warmen Stube „und a Schorb Koffej mit en Keil Budte“ war dem leiblichen Wohl gegönnt.

Bald zogen wir wieder weiter, Christians-tal zu; vor vielen Jahrzehnten eine große Glashütten-siedlung, ist Christianstal heute ein Lieblingssteden der Reichenberger und Gablonzer Wanderer, ob Sommers- oder Winterszeit. Das einzige Gasthäußel hier — eine silbergrau, märchenschöne Holz-hütte — kann die vielen Skiläufer oft nicht fassen, die Sonntags sich hier auf den Wiesenhängen tummeln.

Unterdessen war es doch wärmer geworden und wir packten die lästigen Kleidungsstücke auf den Rucksack, und auf der „Ferro-rohrschneuße“ ging es nun hinauf auf den Schwarzen Berg, dem Hausberg aller Ski-Völklein aus der Jeschkens- und Neischstadt. Über 1000 Meter hoch, bietet der Schwarze Berg bei Christianstal in seinen Wald-

schlagen herrliche Schußabfahrten nach allen Seiten, und wer ein Freund zünftiger Geländeabfahrten ist, die findet er hier oben und im Isergebirge überall. Vom Oktober angefangen bis tief hinein in den Wonnemonat liegt da meistens der Schnee.

Vom Gipfelfelsen da oben, dem „Teufelsitz“, hielten wir Umschau:

Das Riesengebirge, dessen Schneehänge die hochstehende Sonne in blendendes Weiß hüllte, zog unsere Blicke zuerst auf sich. Vom Reifträger bis zur Schnee grubenbaude und den ganzen Kamm weiter bis zur Schneekoppe, Hochwiesenberg, Ziegenrücken, Plattenberg, lauter gute, alte Bekannte grüßten da herüber. Und gar erst die Kesselfoppe, Kahleberg und der Plechfamm, unser liebstes Skigebiet im westlichen Teil des Riesengebirges, erinnerten uns an manch frohe, aber auch sturm- und nebelverhangene Brettelfahrt. Und weiter ging der Blick ins Land: Gablonz mit der Schwarzbrunnwarte, Bramberg, Königshöhe, Altvater Jeschken, Hochwald, Lausche, Landskrone bei Görlitz, dort überall waren wir schon auf unseren Wanderfahrten gewesen. Der ganze hohe Iserkamm mit der Tafelfichte bis zum Hochstein bei Schreiberbau beschloß das Bild in der Runde.

Und bei all dem Schauen ging ein Erinnern durch uns; wir gedachten jener Fahrtenfreunde, die nicht mehr unter uns sein können, die der Weltkrieg uns nahm, und die Zeit, die so gern gewandert sind mit uns und uns lehrten, die Schönheiten der Heimat zu schauen. Habt Dank, wir vergessen Euch nie und werden Euer Vermächtnis wahren. Zuerst die Heimat – dann die Welt!

Dann schnallten wir uns wieder die Brettel an und bei der feinen Waldabfahrt hinunter zu den Tschibhanleichen reichten wir Schwung an Schwung, daß uns das Herz im Leibe lachte. Und unten am Waldrande legten wir die Rucksäcke ab, frohen wieder ganz

hinauf und fuhren noch einmal fein hinab, leichter, freier und schöner.

Dann erst zogen wir unsere Spur weiter durch die Wälder.

Der Aufstieg zum Sieghübel ging quer durch hohen Tann und vom Gipfelfelsen da oben bot sich uns dasselbe Bild der Landschaft dar, wie vom Schwarzen Berge, nur wirkten die Höhenzüge im Osten noch gewaltiger. Auch im Sieghübelgebiet waren wir heute die ersten, was uns die noch unberührte Schneedecke kund gab; hier oben hielten wir Rast und freuten uns ob so schöner Ostertage in den Heimatbergen voll Schnee. Dann folgte ein Gleiten und Schwingen hinab die Rache-Schneufe und durch den Wald zum Wittighaus. Ja, es war einmal, – mitten in den Iserwäldern, 900 Meter hoch gelegen, war es eine gern aufgesuchte Gaststätte bei unseren lieben Herbergsvater Bartel. Da trafen wir nun heute die ersten Osterwanderer, viele zu Fuß, wenige aber nur auf Bretteln. Da machten wir Mittagspause. Nachher wurde ein neuer Klisterbelag auf unsere Ski aufgetragen und weiter ging es, der Tafelfichte zu. Herrlich brannte uns die Sonne auf den Pelz und leicht glitten wir dahin. In Knappen zwei Stunden waren wir auf „der Fichte“ angelangt, den östlichsten Ausläufer des hohen Iserkammes, 1122 Meter hoch. Diesen weiterfahrend, kamen wir bei der Heufuderbaude und den Kammbäusern vorüber. Während der Fahrt hatten wir herrliche Blicke ins preußisch-schlesische Land hinein, das bereits überall schneefrei war und wo jetzt schon Himmelschlüssel und Dotterblumen blühten. Wanderer, denen wir unterwegs begegneten, hatten diese Frühlingsboten angesteckt.

In den späten Nachmittagsstunden wurde der Schnee wieder etwas hart und damit glitten unsere Hölzer noch einmal so geschwinde auf Groß-Iser zu. Diese stille Bergkolonie in 900 Meter Höhe und mitten



Iserwälder im Schnee  
phot. Bayer

im Hochmoor eingebettet, liegt an der Straße Jakobstal – Karlstal – Bad Glinsberg und ist preußisch-schlesisches Gebiet.

Kurz ist hier oben der Sommer und mitten in diesem liegt manchmal am Morgen silbern glänzender Reif auf den Bergwiesen. Frühzeitig, oft schon im Oktober, hält in Groß-Iser der Winter seinen Einzugszug und spät erst wieder grünen da oben die Birken in Moor und Heide. Bei unser lieben, altbekannten Holzschlägerfamilie wurde uns, wie so oft schon, auch heute wieder deutsche Gastfreundschaft und Nachtlager geboten und am Ostermontag, zeitlich in der Früh zogen wir wieder heimwärts.

Nach schöner Wanderung über das Huyerhaus und den mittleren Iserkamm waren wir bald drüben in Klein-Iser angelangt, das schon wieder auf tschechoslowakischer Seite liegt. Klein-Iser oder Wilhelmshöhe mit dem Buchberg, 999 Meter hoch, ist Sommer und Winter ein Kleinod unserer Iserberge. Vor vielen Jahren war es eine Hochburg der Glasmacher, heute suchen die Bewohner dieser Einsicht ihren Erwerb im Holzschlag und aufblühendem Fremdenverkehr.

So wie gestern, war uns auch heute wieder

ein Sonnentag beschieden. Wegen der günstigen Schneelage wählten wir heimwärts dieselben Waldwege, die wir tags zuvor gekommen, über das Wittighaus, den Sieghübel, Schwarzen Berg und Christianstal. Für diese Nachhausefahrt hatten wir noch viele freie Stunden vor uns und so konnten wir den sonnigen Tag ausfüllen mit Rasten, Abfahrten und Schwingen an jedem Hang.

Als wir dann in den Abendstunden in unser Heimatstadt Reichenberg mit geschulterten Bretteln einzogen, brannten in den Straßen schon die Laternen und in ihrem Schein sahen wir, wie manche Bummler ein Lachen über uns nicht verbergen konnten. Mochten diese Stadtmenschen die Köpfe schütteln – was focht uns das an? – Wir hatten zwei herrliche Tage oben in unseren Iserbergen zugebracht, hoch über dem Alltag.

Schnee, Sonne und Ski gaben uns voll und ganz das, was zu suchen wir ausgezogen waren:

Winterschönheit, Bergeinsamkeit und Freude. Und von dieser Osterfahrt nahmen wir auch diesmal wieder unvergängliche Eindrücke mit hinüber ins werkrägige Leben.

## Karpathenfrühling

Hans Gebler

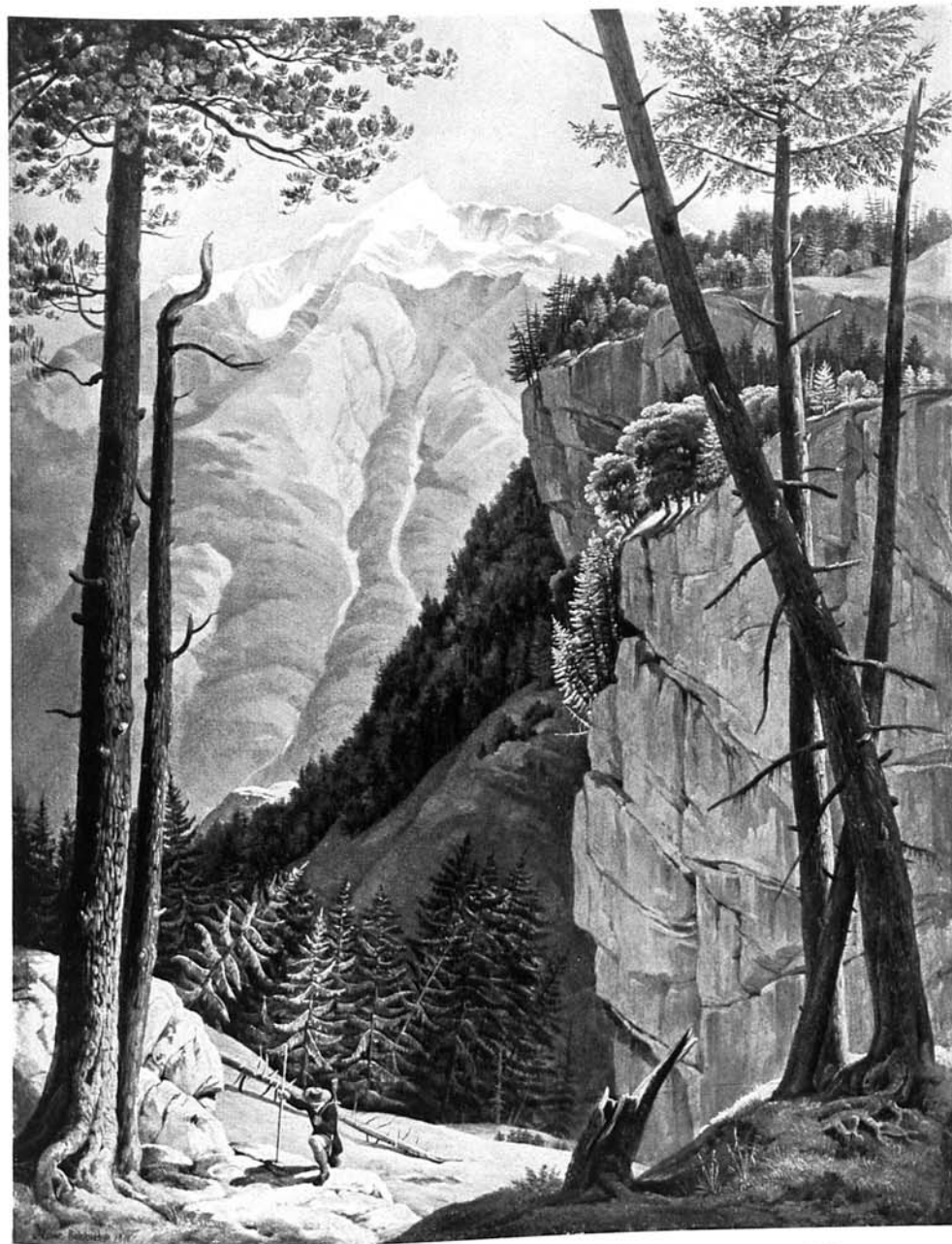
Ich war der einzige, der in der Waldklaufe des Fürsten Hohenlobe seinen Einzug hielt. Zwei Stunden war der leichte Pirschwagen höher und höher durch die unermessliche Flucht der finsternen Karpathenwälder gerollt. Der lachende übermütige Frühlingsgott, der drunten im Waagtal mit den brausenden Schmelzwässern jauchzte, der mit zartgrünen Fahnen an den Lärchen und Buchen zwischen den Tannemwäldern der mächtigen Berghänge herauswinkte und bunte Blumen und Blüten um die in moosartigen Feld- und Wiesenstückchen gebetterten, armseligen Slowakendörfer wand, verbarg sich, je höher ich kam, immer mehr in Regen- und Graupelschauer.

In den Schluchten, wo die schwarzen Riesentannen wie Kandelaber an der Bahre eines Großen standen, rauschten Riesebäche den Ursprung der Welten. Eisignasser Brodem atmete aus ihren bleigrauen Schneepolstern und unter seinem Schauer schüttelten sich die moosbärtigen Gewaltigen. Nur dann und wann, schemenhaft gleich einer Vision, funkelten kalt und unsäglich hoheitsvoll die schloßweißen Eisgerippe des Selsenthalles aus einer Wolkenlücke hoch über millionenfachen Wipfeln.

Wild und düster war es unter den flechtengepolsterten Stämmen. Kein Lichtblick, der hindrängte in jene Nacht von geknickten Stämmen und wirrem Astwerk, von fahlgelbem, dürrer Grashalmen und ungeschlachten Felstrümmern. Auch die wenigen, braunen Blockhäuser von Westerbeim, im Tann halb vergraben, konnten mit ihren geschlossenen Fensterläden, ihrer Grabesruhe, die gigantische Wildnis nicht meistern.

So war es schließlich ein Erwachen aus einem schweren Traum gewesen, als von der letzten Straßenböbe ein Lichtpünktlein aus dem dunklen Unendlichkeitsmeer sich zugleich mit dem blassen Abendschein stahl und an trauliche Geborgenheit erinnerte. Als die Rechte des biederen, weißhaarigen Alten sich zum Willkommen mir entgegenstreckte und ich dabei im Urfrieden. Noch heute, nach zwanzig Jahren, steht diese Einsiedelei vor mir, wie sie mir einst zum ersten Mal die Erfüllung meines Sehnsuchtsdranges nach Menschenferne bringen sollte. Diese winzige Oase inmitten der endlosen Wildnis. Märchengleich schienen die zierlich geschnitzten Hirbenholzbauten mit dem Glockentürmchen und der breiten Veranda in dieser großen Urwelt.

Silbergraue Edeltannen schmeichelten mit zapfenbehangenen Kranzarmeln um das wettergebleichte Holzschindeldach und tasteten zu den weißen Mullvorhängen hinter den blanken Scheiben, als suchten sie dort ein unbekanntes Glück. Ein kleiner Springbrunnen fluorisierte um eine schnurgerade Waldschneise. Seitwärts des Sträßleins im Walddunkel bargen sich das Försterhaus und die wenigen Wirtschaftsgebäude mit ihren Insassen, verwegenen Hochwaldjägern und phantastisch gekleideten Slowaken. Auch das kleine Jagdschloßchen des Fürsten Christian Kraft zu Hohenlobe Gehringen, ein Stück aufwärts, wo die wildzerfägte Koncista und das ebenmäßige Trapez der Tupa weißleuchtend über wogende Waldkämme ragte, war ein Tusfukulum der Weltenferne. Selten öffnete es seine winzigen Läden, um dem Auge eines naturtrunknen



Heinrich Reinhold

Der Watzmann

Entnommen der „Kunst“, 28. Jahrg., Nr. 5. F. Bruckmann A.-G., München

Weidmannes die Unermeßlichkeit seines Waldkönigreiches zu zeigen. Dann stand seine hohe Gestalt einsam am Fensterflügel und schaute in die Tiefe, wo auf Waldlichtern die Glut der Lagerfeuer seiner slowakischen Holzfäller schwelte, wo im Blaudunst des Abends die Wälder violett verschwammen und wie ein weißes Bahrtuch die im Frühlingsnebel verschleierte Ebene der Zips traumverloren an Menschen gemahnte. Und um ihn webte und lebte geheimnisvoll die Welt, der sein Herzschlag galt. Kamen die Rehböcke bis Knapp zu den verkappten Fichtenbäumchen, die sein Heim von der Waldstraße grenzten, kobolzten Hasen unter den Hängebirken am silbergrauen Wildsaum und die Schnepfe strich quarend durch die verblässende Abendröte. Rückwärts aber, in den düsteren Urwäldern, troteten Sauen ihren Wechsel zu den Sumpfpfuhlen und der Urbahn schwang sich auf den weißgebleichten Skeletten des seit Jahrzehnten schon gestorbenen Waldes ein, um sein Minnelied zu singen.

Gespensterhaft, drohend, war dieser Wald. Zersplittert und nackt die vielhundertjahre alten Kämpen, nur das weiße Bartmoos flatterte in ellentlangen Büscheln im Winde und in dem unentwirrbaren Durcheinander darunter herrschte Grabesstille. Hier zog kein Frühling mehr ein und kein Sommer, nur die Felsriesen blinkten in urewigen Gleichmaß kalt und bleich auf diese Totenstätte und ihre Felschründe zeugten allein vom Wechsel der Gezeiten.

Er schlug diesen Wald nicht, da er die Urnatur liebte und sein Wild, das sich hier gern barg wie eine Tagereise weiter im Uhrgarten, wo sein anderes Schloßlein stand. Wo der Bär noch hauste und der Wisent und im Dorfe zu Füßen kein Wirtschafts geduldet wurde, um die Menschen fern zu halten. Er schlug auch nicht die Niesenstämme von Tannen, die zum orakelhaft schwarzen Kampfen am Sucha

voda heraufzogen wie eine Heerschar längst verschollener Ritter, und wo ein Bauernwald noch in der tagereiseweite Runde sich einschob, vom Poduplazfital bis zum Kaivan, und zum Abstoßen Kommen sollte, da sprang er ein, um ihn aufzukaufen. So war er der wahre Vater dieser Karpathenwildnis, ihm dankte die erhabene Bergwelt der Tarra ihre Romantik, ihre Urwüchsigkeit. Ihm dankte auch ich, so oft ich mich diesem befreienden Zauber hingeben durfte. Diesmal ging ich den Frühling suchen im Bergwald. Heilig sind diese ersten, scheuen Regungen des Erwachens in dieser Urwelt. Wenn es in dem Duster unter dem Tannendach an zu rieseln und rinnen beginnt in unzähligen silberhellen Strähnen und Strähndchen, — wenn die Schneemassen geheimnisvoll Stück um Stück abbröckeln, daß man meint es bersten zu hören in der namenlosen Stille — wenn die zerdrückten Gräser mühselig und schwerfällig Halm für Halm sich aufrichten und man ihr Seufzen zu hören glaubt, das sagt, wie es ihnen war, des Winters Bürde all die langen Wochen zu tragen, — wenn unter dem lauen Sohn ein Raunen umgeht in dem zottigen Gezweig, so lind, so leise, als flüstere eine Kinderstimme im Traum. Und der erste flimmernde Silberstaub der Frühlingssonne in dieses herbstnahe Dickicht hereinsprüht, auf rostbraune Farnwedel tänzelt und in schwammigen Moospolstern kleine Diamanten auffunkeln läßt. Wie glänzt da die breitästige Buche, die sich in diese schwarzgrünen Pelze zwängt, wie reckt sie ihre prallen Zweige weit, als wolle sie die Sonne umarmen, die ihr neues Leben spendet.

Und wenn am Abend all das Rieseln und Rinnen langsam verstummt und nur der monotone Bass des Wildbaches sein jahrtausendegleiches Lied durch das Bergtal singt, dann hebt ein beflommenes Lauschen an am Waldrand auf der Freisunden



Königsblume (*Daphne blagayana*)

Diese Seidelbastart blüht jetzt im Pflanzengarten Wehlen  
Aus den Mitteilungen des Landesvereins Sächs. Heimatschutz

Wiese, wie wenn ein großes Wunder sich erfüllen sollte. Eine sanfte Röte hängt sich aus fernen, dunklen Wolkenrändern um bleichgraue zitternde Lärchen. Purpurne Gralsburgen bauen sich über ihren zartgezeichneten Wipfeln, tiefviolett lagen weiche Schatten sich auf die Schneestreifen am Waldessaum und schleieren an den Stämmen hoch wie Weibrauchschwaden. Dann verhallt irgendwo träumerisch ein schluchzendes Vogellied und die kleinen, zarten Glöckchen der Berganemonen und die blauen Sternchen der Leberblumen fangen an zu läuten und ein feiner Harfenton zittert durch die Abendstille. — Der Frühling hält seinen Urzug im Bergland. In silberflatternden Gewande mit einem Gold-

Frönchen auf dem blondem Haupt, schreitet er lächelnd durch sein Reich und vor ihm neigt sich der Urann und knirt das Blümlein auf der Wiese. — Wie weit er gewandert sein mochte, wollt' ich den nächsten Morgen ergründen. Ich stieg zu den Bergen hinauf im flimmernden Morgenfonglanz. An der Waldwiese vorüber, die verflärt heute vor mir lag mit einem stillen Lächeln wie ein junges Weib, das zum ersten Mal am Becher der Liebe genippt. Nur der Rauschebach polterte unbekümmert seinen Ewigkeitsfang unter den Tannen. Sonnig und weit, ein Lied der Freude, reckten die Bergwiesen hinter den letzten Zieben ihren fahlgrünen Leib. Wo die Schneewebe sich noch bargen, bobrte die

Sonne an ihnen. Sie holte sich den warmen Sohn zur Hilfe, der mit weichen Händen über die Hochfläche strich und dessen stürmischen Drängen auch der Winter nicht mehr widerstehen konnte. Aus den lichten Daunenwolken, die über die Eiszinnen und -türme des Felswalles strichen, blickte zufrieden der Frühlingsgott auf das Schaffen seiner Getreuen.

Auch in dem Latschendickicht, das wie ein riesiger Pelz die Bergflanken umgürtet, fing es an zu rumoren. Bäche suchten sich glucksend und ungeduldig ein Bett zwischen Felsgerümpfen. Heiß wie im Sommer zitterte die Luft über den grauschwarzen Schöpfen. Ich brach in Schneelöcher ein bis zur Brust und sonnte mich auf Steinplatten, die warm wie ein Heizkörper waren. Um mich sang es in tausend Akkorden. Eine Schlange ringelte wohligh ihren glänzenden Schuppenleib, neugierig mit den funkelnden Augen zum Lichte blinzeln. Murretiere piffen gell. Und plötzlich sprang ein alter Gemsbock heiser bellend auf und wurde flüchtig. Schade, daß ich ihn stören mußte, war seinem Pelz doch die Sonne zu gönnen nach der

harten Wintersnot! Die anderen seiner Sippe zogen als winzige Pünktlein gleich Prozession durch die blanke Schneedecke der Höhe.

Dort war das Frühlingsreich zu Ende. Ich war 1800 Meter hoch und um mich tiefster Winter. Mit blaugeröteten Schatten, mit blendenden Goldreflexen dehnte sich weit, unermesslich weit das starre Schweigen. Lawinen donnerten dumpf aus den glasigen Eiszbründen und das Diadem des weißen Gottes leuchtete von den Felskronen herab in überirdischem Glanze. Fern, ganz fern verschwamm in violettem Sonnendunste das Frühlingsreich. —

So stieg ich abwärts zu dem Meerauge, das glanzlos weiß, wie das Auge eines Blinden, aus saphirgrünen Zirben zum lichten Himmel flehte, daß er es wieder lebend mache. In dem kleinen Blockhüttchen am Ufer, unter bergehobenen Schneewällen und wildzerrissenen Felswänden träumte ich dann eine stille Nacht vom kommenden Sommerglück, während groß und strahlend das Sternenbanner über den bläulichen Schneerufen der Osterva sich spann.

## Mein Tag

Ferd. Gerhardt

*Blank und blau der Himmel mir zu Häupten!  
O, wie lange, daß mein Auge so den Tag  
schauen durfte, seit ein graues Dunkel  
auf den Hängen meines liebsten Berges lag.*

*Tiefes Rauschen meiner Buchenkronen,  
weiter, sel'ger Blick von meiner Felsen Höh'n!  
Hell und leuchtend strahlte die Erde wieder,  
mag von meinen Träumen keiner auch erstehen.*

*Dichter Nebel soll der Träume letzten  
mir auf ewig decken in dem dumpfen Tal  
Wachen Auges will ich meiner Berge  
Schönheit trinken in der Sonne reinen Strahl!*



Oskar Zwintscher

Melodie

Mit besonderer Genehmigung von Frau Adele Zwintscher, Dresden-Loschwitz  
Entnommen dem Werk von Prof. O.E. Schmidt »Kursächsische Streifzüge« Band 6.  
Verlag der Wilhelm-und-Bertha-von-Baensch-Stiftung Dresden

## Maler des Sächsischen Felsengebirges

Dem Andenken von C.D. Friedrich, C.G. Carus, Max Klinger u. Oskar Zwintscher gewidmet  
Heinz Weber

Großartige, in ihrer Tiefe lang nachwirkende Stimmungen in der Landschaft des Felsengebirges, die ich auf ungezählten Kletterfahrten und Wanderungen erleben konnte, ließen in mir die Frage auftauchen, in wie weit die Berglandschaft unserer Heimat malerisch empfunden werden kann. Die gewaltigen Formen der Tafelberge, das ausgefügte, geradezu gewaltsam ausgesprengte Gebiet der Schrammsteine, die tiefen Klüfte und schlanken Nadeln und Türme als das charakteristische Merkmal unseres Gebirges mußten bei Malern von besonderer Um-

pfandsamkeit eigenartige Wirkungen in künstlerischer Beziehung auslösen.

Es kann nicht Aufgabe der vorliegenden Arbeit sein, einen erschöpfenden Abriss der Malerei des Felsengebirges schlechthin zu geben. Dazu wäre ein Stoff zu bewältigen, der verwickelter und spröder ist als es den Anschein hat. Mit dem Erwachen der romantischen Auffassung in Deutschlands Malerei ging Hand in Hand, auf das Felsengebirge übertragen, auch seine malerische Erschließung. Davon zeugen — um nur ein Beispiel zu nennen — die Zeichnungen von



Ludwig Richter, die freilich nicht immer den wahren Verhältnissen gerecht werden und vor allem den — ich möchte sagen — heroischen Inhalt des Gebirges völlig beiseite lassen. Bis zum heutigen Tage, also in rund 130 Jahren ist so oft, mit mehr oder weniger Können und Empfindung dargestellt worden, was irgendwie mit der Landschaft des Felsengebirges zusammenhängt, daß es für einen Kunsthistoriker von Ruf eine lohnende Aufgabe bedeuten würde, einmal alles das an Malerei und Graphik zusammenzutragen, zu sichten und zu ordnen, was als Inhalt die Wälder und Täler, Gipfel und Schluchten der Felsenwelt hat.

Es wäre denkbar, eine so gewaltige Fülle davon zu veröffentlichen, daß von der Malerei des Felsengebirges schlechtbin gesprochen werden könnte etwa in dem Sinne, wie man von alpiner Malerei spricht. Zwei der abgebildeten Gemälde gehören der romantischen Malrichtung an, die etwa um 1800 — 1840 am stärksten die geistige Haltung vieler Künstler widerspiegelte, das dritte entstand etwa um 1900, während das letzte eine Radierung, also kein Gemälde darstellt, insofern, auf diese Schöpfung angewendet, der Titel dieser Arbeit, der ja ausschließlich von Malern spricht, dafür nicht in Frage kommt. Es war aber reizvoll, auch einen großen Graphiker Deutschlands zu finden, dem das Felsengebirge etwas zu sagen gehabt hatte, deshalb sei auf das Blatt besonders hingewiesen.

\* \* \*

Caspar David Friedrich († 1840) gilt jetzt in der Kunstgeschichte als der romantische Landschaftsmaler. Dresden darf sich glücklich preisen, in seiner Staatgalerie einige Bilder Friedrichs aufzubewahren, umsomehr, als ja bei der furchtbaren Brandkatastrophe des Münchner Glaspalastes am 6. Juni 1931 unendlich wertvolle Gemälde romantischer Meister vernichtet wurden,

einem Unglück zum Opfer fielen, das in seinem Umfange als ein nationales angesehen werden muß. Umso freudiger ist jeder gestimmt, wenn er weiß, daß sich auch in Wien ein Gemälde findet, das Friedrich in den Jahren der Napoleonischen Kriege malte.

Vielleicht flüchtete der stille, ganz auf Innerlichkeit fußende Mensch vor dem Lärm und Geräusch der Truppen und in der Einsamkeit des Natbener Gebietes entstand das Bild, das „Elbsandsteingebirge“ benannt ist. Für den, der sofort nach dem Gegenständlichen fragt, sei bemerkt, daß es sich meiner Auffassung nach um die kleine Steinschleuder handelt, vom Weg nach der Ferdinandaussicht an der Bastei aus gesehen. Zweifellos ist Friedrich beschwerlich in eine der bewaldeten Schluchten hinabgestiegen, um das Sichaufrecken der Felsgruppe noch dramatischer gestalten zu können. Bei alledem fehlt nun noch die Farbe, die gerade bei ihm den Ausschlag gibt; zu welchen Farbwirkungen Friedrich fähig war, davon legen seine Dresdner Bilder beredtes Zeugnis ab. Trotzdem bin ich glücklich, eine gute schwarzweiße Wiedergabe dieses Bildes veröffentlicht zu können. Zu der Stimmung, die, echt romantisch gefühlt, den Beschauer nicht unerschüttert lassen wird, ist nichts zu sagen. Das Bild spricht für sich selbst.

Carl Gustav Carus († 1869), hochbegabter Dilettant, Leibarzt und Kunstschriftsteller bemühte sich, wenn auch mit geringem Können wie Friedrich um Landschaftsdarstellung im romantischen Sinne. Der erwähnten Münchner Brandkatastrophe fiel nun ein Bild Carus zum Opfer, das ein — nur noch in Wiedergabe vorliegend — jedem Kenner des Gebirges verratautes Landschaftsbild zeigte. Carus, dem es wie den anderen Romantikern mehr auf das Wie als auf das Was ankam, nennt es „Wanderer in nächtlicher Felsenlandschaft.“ Wundervoll ist Carus die lastende Stimmung,



Max Klinger Tiger

Aus „Eva und die Zukunft“, entnommen mit frdl. Genehmigung dem Buche „Max Klinger als Poet“ von F. Avenarius, erschienen bei Georg D. W. Callway-München.

die das ganze Bild erfüllt, gelungen, wozu noch der in flatterndem Mantel gebüllte Wanderer beiträgt, der eher einem Mephisto gleicht als einem fahrenden Gesellen. Diese Figur bringt etwas Unruhevolleres und Suchendes in das Düsternis atmende Bild. Es genügt der Hinweis, daß der große Berggücken im Hintergrund den Großen Winterberg darstellt und die Klippen vorn sich an der Breiten-Kluft-Aussicht finden.

Max Klinger († 1920) gibt einigen seiner Schöpfungen, soweit ihr Inhalt in der Natur spielt, einen landschaftlichen Rahmen, der oft ganz überraschende Ähnlichkeiten mit Felsengruppen oder Talgründen unseres Gebirges hat. Es wäre denkbar, daß Klinger, der oft in Dresden weilte, das Bergland durchwanderte und, immer tätig und nie ermüdend, ihn packende Situationen seinem Skizzenbuch einverleibte. Vor allem in den Blättern „Der abenteuerliche Simplicissimus“ hat Klinger wahre Schandstimmungen festgehalten. Das graphische Blatt, das ich aber meine, gehört der Radierungsfolge „Eva und die Zukunft“ an, die — das sei jedem Interessierten empfoh-

len — im Dresdener Kupferstichkabinett betrachtet werden kann.

In einem Engpaß, von steilen Wänden gebildet, sitzt ein riesenhafter Tiger, mit der Mitleidlosigkeit und Grausamkeit seiner Raufe das Schicksal verkörpernd, das dem wegmüden Lebenswanderer vorm Ziel den Weg versperrt. Dabei schweift vielleicht der Blick eines solchen Hoffnungslosen an dem Riesenkörper vorbei in ein Tal der Freude, das da tief unter den felsigen Waldrücken sein Dasein träumt. Diese erschütternde Symbolik versetzt nun der Künstler in eine Felsenlandschaft, die im Heimatgebirge geschaut sein kann. In der Tat findet sich am Grätweg durch die Schrammsteine unweit der Rotkehlchenstiege ein solcher Engpaß, den Klinger durchwanderte und dort die Idee zu dem Tigerbild faßte. Die Landschaft kommt gerade Klingers künstlerischen Ideen entgegen. Irgendwie haftet vielen Gestalten Klingerscher Griffelkunst etwas Tragisches und Heldenhaftes an, die in ihrem Tun und Handeln einen Resonanzboden finden, werden sie in Landschaften versetzt, traurig und ernst, wie unser Felsengebirge oft sein kann.

Als Letztes sei den Leser mit Oskar Zwintschers „Melodie“ bekannt gemacht. Oskar Zwintscher († 1916), der viel zu früh Verschiedene, schuf wohl um 1900 herum das Bild, das dieser Arbeit voran gesetzt ist. Ich durfte es mit fehd. Genehmigung dem sechsten Band der „Kursächsischen Streifzüge“ von Prof. O. E. Schmidt-Dresden entnehmen, um es so meinen Bergfreunden — soweit es ihnen unbekannt war — vermitteln zu können. Die Entstehungsgeschichte des Gemäldes schildert Prof. Schmidt ganz wundervoll, sodaß ich mir es sparen kann. Nur einige Worte zu dem Inhalt des Bildes. Die Rhythmen und Harmonien, die dem Jüngling aus den Saiten strömen, hallen mächtig wider in der Kette der Felsstürme, die den gesamten Hintergrund bis zum Bildrand ausfüllt. In freier Nachschöpfung hat Oskar Zwintscher den gewaltigen Inhalt der Schrammsteinkette malerisch empfunden und mit fast gotischer Gesinnung streben die Gipfel und Zinnen aufwärts. In der Barmer Kunsthalle steht der Betrachter dieses Gemäldes wie vor einer Offenbarung der Schönheit, die sich gleichermaßen in den Menschen, in der Musik und der Landschaft des Selsengebirges widerspiegelt.

Vier sächsische Maler — C. D. Friedrich hatte, obwohl aus Pommern stammend, seine Wahlheimat in Dresden gefunden — künden so, jeder aus eigener Empfindung

heraus den Ruhm und die Schönheit des Selsengebirges. Daß dieses Bergland, das uns schon so oft, ob als Wanderer oder Kletterer zum Quell tiefstens Erlebens wurde, große deutsche Maler in seinen Bann zog und sie zwang, das dort Geschaute künstlerisch zu gestalten, darf uns mit Stolz und Freude erfüllen. Unser Selsengebirge hat damit, um sich eines Ausdruckes eines unserer bekanntesten Bergsteiger zu bedienen, seine künstlerische Weihe erhalten. An uns liegt es, den Künstlern sowohl als auch der Landschaft mit der Ehrfurcht und dem Verstehen gegenüber zu treten, das ihrer und unserer würdig ist.

Daß ich diese Arbeit — die durchaus keine Abhandlung im kunstkritischen Sinne darstellt, vielmehr nur allen Kunstliebenden Freude vermitteln sollte — so mit Abbildungen schmücken konnte, wie ich es gern wollte, verdanke ich der Liebenswürdigkeit von Frau Adele Zwintscher, Loschwitz und dem Entgegenkommen der Druckerei der Wilhelm-und-Berta-von-Baensch-Stiftung, Dresden, die mir den Druckstock überließ. Weiter dem Verlag S. Bruckmann A.G. München für fehd. Überlassen der Druckstöcke der Abbildungen von C. D. Friedrich und C. G. Carus. Zuletzt dem Verlag G. D. W. Callwey-München und dem Mar-Klinger-Haus, Leipzig für die Überlassung des Tigrerbildes. Weitere Hinweise finden sich unter den Abbildungen.

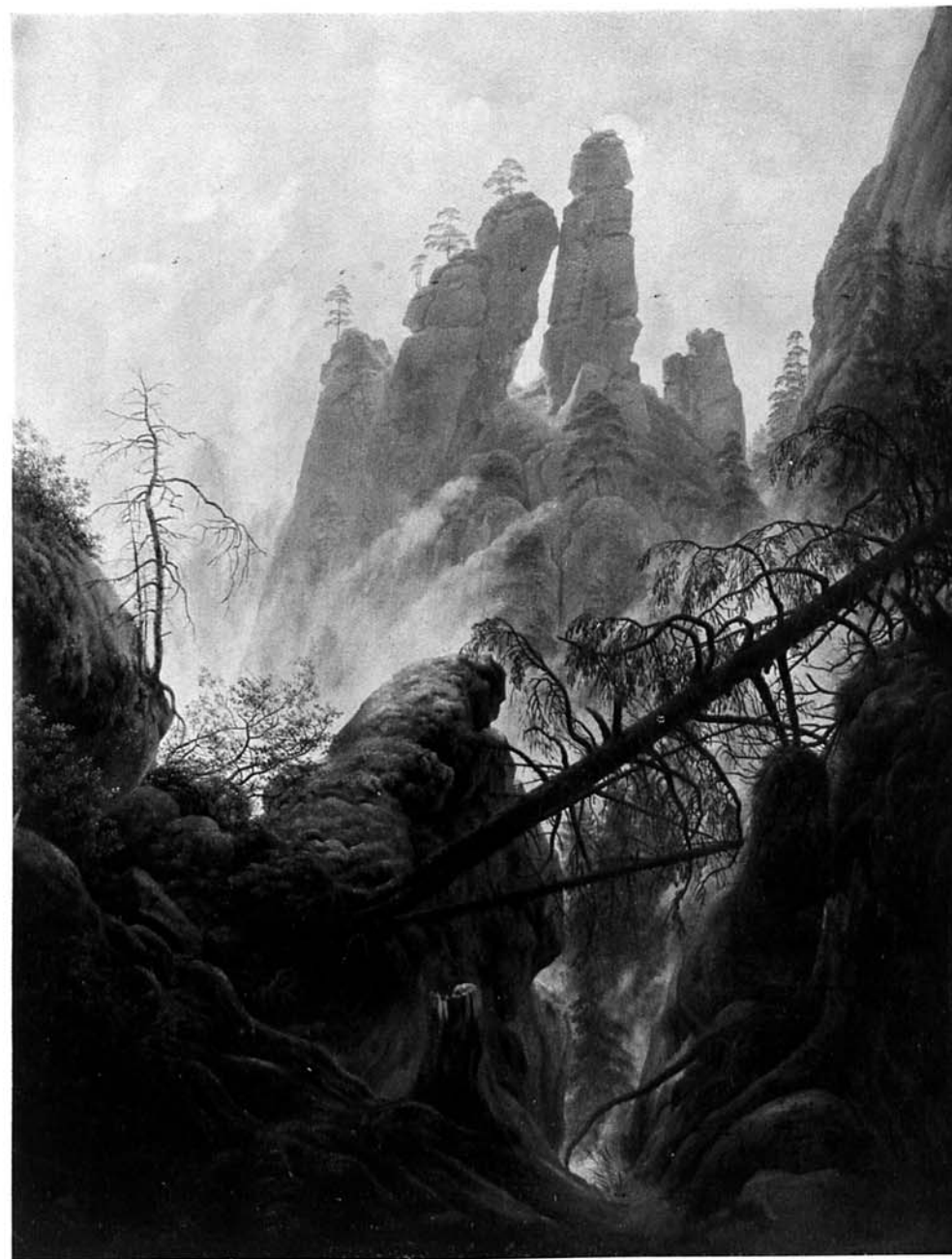
## Ausmarsch

*Am Himmel prunkt ein letzter Stern.  
Die Nacht verschmilzt im Dämmern.  
Wir löschen aus den Docht.*

*Wir löschen aus die Sorgenglut,  
die tief im Dunkeln schwelt,  
und stoßen auf das Tor.*

*Wir tauchen in das junge Licht  
und brechen in die Waldesruh'  
und stampfen, Sonne im Gesicht,  
dem Lichtergrat des Berges zu!*

*Aus Hans Moldenhauer, Gedichte »Der Morgen«, Bergverlag Rudolf Rother. München*



C. D. Friedrich

Elbsandsteingebirge

Entnommen der »Kunst« 28. Jahrgang, Nr. 5, F. Bruckmann A. G., München

## Die Kante

Walter Fritsche

„Die Kante, die Kante!“ — „Viel fehlt nicht an tausend Metern“ schätzte der Eine. — „Acht-hundert Meter Kletterei“, der Andere. — „Eine pfundige Sache wird's“, meinte der Dritte. — —

„Aber wenn wir's schaffen, — wenn!“ — Und dann standen die Drei wieder und schauten, Sehnsucht in den Augen, nach ihrem Berg.

Märchenhaft, unwirklich, wie eine Sata Morgana, ragte er licht und steil mit lot-rechten Wänden wie ein Prisma in das Blau des Himmels.

Wohl war Berichten nach die Nordflanke von Italienern bezwungen in langer, schwieriger Kletterei.

Sie waren wie Brüder, die Drei. Sie konnten sich auf einander verlassen. Das zu beweisen hatten sie schon oft Gelegenheit gehabt im Kampf mit den Bergen.

In alles teilten sie sich. In Freud' und Leid, in Kraft und Mut, und wenn es sein sollte, auch in den Tod.

— Bergfreundschaft — das klingt so trocken, und doch kann es das größte und vornehmste Empfinden werden, das uns Menschen besetzt.

So war es mit den Dreien. Sie konnten ausgelassen lustig sein, sie neckten und balgten sich wie junges Götter. Aber sonst wurden nicht viel Sprüche gemacht, und wenn sie am Berge, in den Wänden standen, dann war es, als ginge das Seil, das sie untereinander verband, mitten durch den Körper. Sie waren dann eben einer ein Stück vom anderen. —

Jedesmal, wenn sie in der Heimat, fern dieser Berge zusammen kamen, dann sprachen sie von der Kante.

Der Weg wurde eingeteilt, Anstiegs- und Sicherungsmöglichkeiten erörtert, Meinungs-

verschiedenheiten ausgeglichen — kurz und gut —, die Kante war ihr Ziel, wurde zu ihrem Daseinszweck.

Die Kante, die Kante!

Nun war es so weit. Gleichmäßig klirrten Nagelschuh und Pickel, als sie der Talsohle zustrebten. Mühselig ging es auf der anderen Seite hoch. Unangenehm steil wurde der Hang. Die Drei schimpften und schwitzten. Das lockere Geröll gab nach; drei Schritte kamen sie vorwärts und zwei rutschten sie wieder zurück. ... „Wie bei einer Wallfahrt“ — brummte der Eine. — „Ich protestiere nie wieder gegen Bergbahnen“ — der Andere. Der dritte war noch weit zurück. Er arbeitete sich in langen Serpentinaen zwar langsam aber weniger mühevoll in die Höhe.

„Sakrament!“ Nahm denn der Hang kein Ende? Da hatten sie sich ja wieder einmal tüchtig verschätzt immer steiler wurde es. Spärliches Laubbegestrüpp bedeckte den Boden. Mit den Pickeln angelten sie darnach und zogen sich in die Höhe. — Endlich, nach dreistündiger Kletterei standen sie am Fuße des Berges, und zugleich am Anstieg der Kante.

Wie auf Kommando lagen die Rucksäcke am Boden und alle drei auf dem Rücken. Keuchend arbeiteten die Lungen.

Das war ein schöner Anfang! — Neugier und Ungeduld ließen jedoch eine längere Rast nicht zu, sie mußten sich wenigstens die Sache aus nächster Nähe ansehen.

Da standen sie nun und sahen nichts! Die Kante wölbte gleich am Fuße einen mächtigen Überhang heraus, der den Blick nach oben völlig versperrte. Zurücktreten konnten sie nicht, da hätten sie den Hang wieder hinabgemußt. Also, man mußte mit dem Vorlieb nehmen, was man sah, und



C. G. Carus

Wanderer in nächtlicher Felsenlandschaft

Mit freundlicher Genehmigung entnommen dem Werk „Verlorene deutsche Malerromantik“  
Verlag F. Bruckmann A. G. München

das sah böse, sehr böse aus. Die Wände rechts und links waren wie gehobelt. Nur die Kante selbst wies einige Unebenheiten auf. Da hatte man also gleich beim Anfang mit einer soliden Bauerei zu rechnen. Rauchfleisch, Käse, Brot, Tee und als Nachtisch eine Banane. Das war der Küchensettel gewesen an diesem Abend.

Wunderbar schön kam diese Nacht. Doch die Drei, die zu anderen Zeiten vor den Wundern der Natur andächtig die Knie beugten, (die Drei, denen das leise Murmeln eines Waldquells an einem sonnigen Morgen mehr gab, als alle Kirchen und Dome der Welt,) die Drei waren heute blind. Der Berg hatte sie in seinem Bann.

— Sie waren dem Berg verfallen! — — Empfindliche Kälte weckte sie am zeitigen Morgen aus unruhigem Schlummer. Erstelnd fuhren sie in die Klettersachen. Die Stimmung war etwas gereizt und der richtige Unternehmungsgeist fehlte. Inzwischen war aber der Tee fertig geworden und das heiße Getränk brachte sie endgültig auf die Beine.

Unsichtig wurde alles geordnet. Zwei gute Seile standen zur Verfügung. Schlagzeug und Sicherungsmaterial wurden verteilt. Der Erste und Letzte bekam einen Hammer und jeder zwei solide Mauerhaken. Auch ein Meißel wurde mitgenommen, denn die Erfahrung hatte gelehrt, daß sich nicht

immer eine Fuge im Gestein fand, in die man einen Mauerhaken einschlagen konnte. Vorsichtig waren die Drei, das mußte man ihnen schon lassen. — Dann wurden noch Backpflaumen und Schokolade eingesteckt und los ging es.

Wie im Zirkus standen sie übereinander am Aufstieg. Ein kurzes Tasten, dann trat der Führer von den Schultern des Freundes an die Kante. Langsam schob er sich hoch. Nach einigen Metern war er den Blicken seiner Freunde entschwunden. Dann klang der Ruf von oben: „Wegtreten unten!“ Der Mittelman sprang zur Erde. Es war auch höchste Zeit, denn der Letzte der die ganze Pyramide getragen hatte, wurde langsam unruhig.

Stott lief das Seil in die Höhe. Das konnte also garnicht so schwer sein. Mit roten Nasen und flappernden Zähnen sicherten die Zwei. Endlich kam wie aus weiter Ferne der Ruf: „Der Nächste!“

Von oben gezogen und von unten geschoben, schwebte der Zweite zappelnd hinauf zum Überhang. Ein Klimmzug, und auch er stand an der Kante, — „Wie ein Engel“, brummte der Dritte anerkennend.

Schwierig ging es einige Meter hoch; dann bog sich die Kante plötzlich zurück und der Blick wurde frei.

„Ach, das war ja wunderbar!“ Gutgriffig ging es in die Höhe, und da saß auf einer kleinen Kanzel der Erste. Die Sicherung war gut. Jacke, Seilschlinge und Karabiner. Mit vereinten Kräften wurde der Letzte nachgeholt. Nun saßen sie wieder, eng aneinander geschmiegt und blinzelten in die Sonne. Herzhaft nistete der Führer — herrlich! — Doch jetzt ging es erst los!

Saß senkrecht wie ein Messerrücken stand die Kante in der Morgen Sonne. Man konnte sie übersehen bis zum Gipfel. Aber so etwas von Glätte und Höhe, so etwas furchtbar Abweisendes hatten die Drei noch nicht erlebt.

Sie schauten sich an. Der Blick war ein Treuschwur!

Es schien besser zu gehen als man dachte. Seillänge um Seillänge wurde nachgeholt. Es boten sich überall Sicherungsmöglichkeiten. Nahezu 200 Meter hatten die Drei schon hinter sich. — Aber dann! —

Der zweite merkte, wie das Seil des Vordermannes immer langsamer durch die Hände lief. Auf seine Frage: „Es geht wohl schlecht?“ kam keine Antwort. Das hieß soviel wie: „Es geht sehr schlecht!“

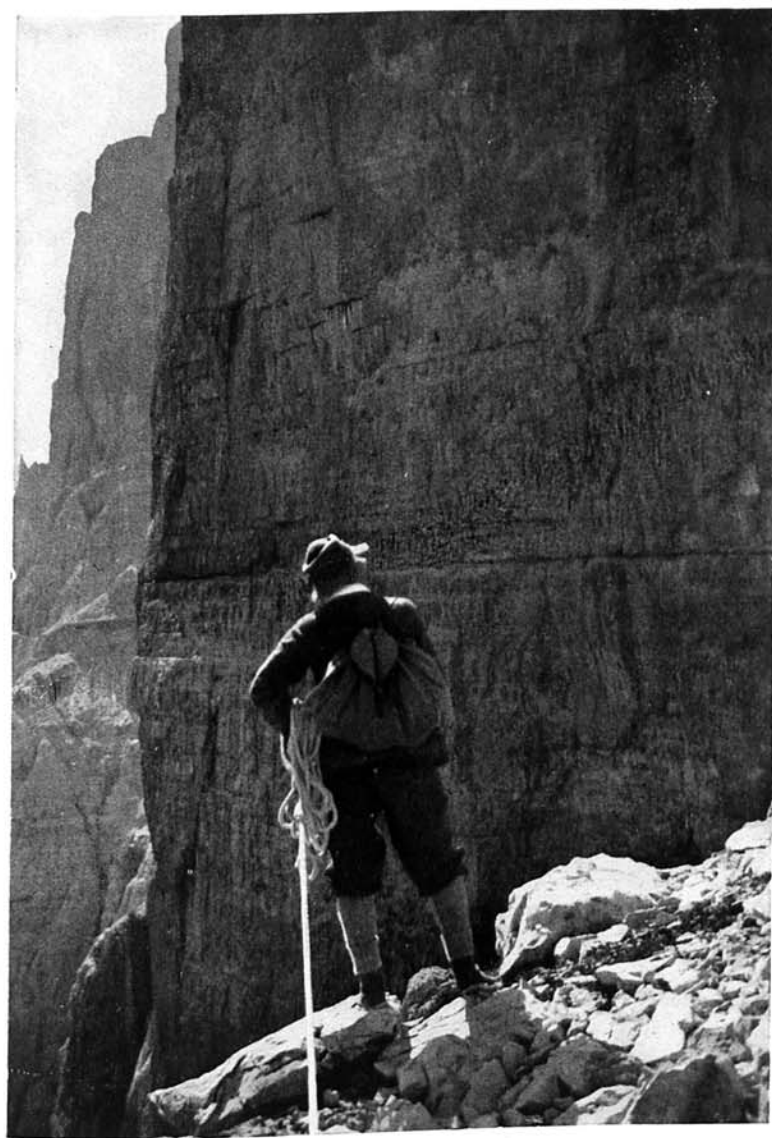
Dann kam der Ruf von oben: „Meißel hoch!“ Und gleich darauf flangen helle Hammerschläge durch die Luft. Der Mittelman wurde nachgeholt.

Es sah böß aus! Die Kante war hier senkrecht. In unmöglichster Stellung hatte der Führer einen Ring geschlagen, nun hingen sie beide daran.

Wie weiter? — Die Kante war grifflos. „Wir müssen wieder bauen“ meinte der Erste. Es war aber unmöglich, frei übereinander zu stehen, ohne sich in den Ring einzubinden. Infolgedessen wurde der Vorschlag verworfen. „Zurück?“ — „Kommt nicht in Frage.“

Die Situation war unbehaglich. Von der anstrengenden Fingerarbeit waren die Unterarme wie gelähmt. Ein wenig wurde verschnauft. Dann versuchte der Führer, die Kante rechts zu umgehen. Auf fingerschmaler Leiste balancierte er hinaus. Mit klopfenden Herzen sah der zweite zu. Zentimeter um Zentimeter rückte das Seil nach. — Es dauerte eine Ewigkeit. Endlich erschien er wieder an der Kante, zehn Meter über dem Ring. Er hatte ein Meisterstück vollbracht.

„Bravo!“ rief der Zweite. Laßt Euch die Nacht nicht über den Kopf kommen! ließ sich der Dritte von unten hören. Er hatte von der Gefahr keine Ahnung. Etwas leichter ging es weiter. Die Tiefe wurde immer graufiger, und doch kam man dem Gip-



*An der Nordkante des Crozzon di Brenta*

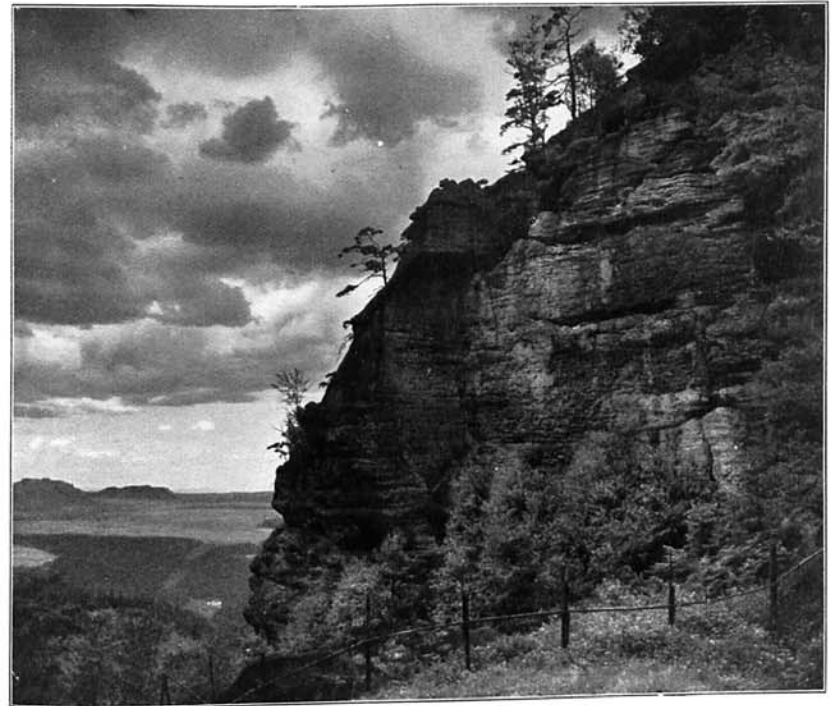
*phot. Willy Mierisch SBB, Bitterfeld*

*Bildprobe aus dem alpinen Prachtwerk Blodigs Alpenkalender 1933*

*Preis RM 2.90 Verlag Paul Müller, München*

fel nicht näher,  
 Wieder sicherte der Zweite. Wie spät mochte es schon sein? Schon geraume Zeit schob er einen Pflaumenkern im Munde hin und her. Da glitt das Seil wieder langsamer nach oben. Bekommen lauschte er. Der Führer schlug wieder einen Ring.  
 Plötzlich gellte der Ruf: „Achtung!“ Wie ein Geschloß zischte der Meißel in die Tiefe. Der Ton ging durch Mark und Bein. — Die Tiefe, die Tiefe! —  
 Der Verlust des Meißels war die letzte Warnung.  
 Mit gepreßter Stimme rief der Führer: „Wir müssen jetzt ohne Sicherung steigen, ich finde keine Suge für einen Mauerhaken, also äußerste Vorsicht!“  
 Und nun bewiesen die Drei ihr großes Können. Es war sich jeder bewußt, daß die kleinste Unvorsichtigkeit des Einzelnen das Verderben aller zur Folge hatte. Doch es war ja nicht das erste Mal, daß sie sich in so einer heiklen Lage befanden und die Gewißheit, fünfhundert Meter hoch an griffarmer Kante ungesichert zu steigen, spannte die Nerven bis zum Äußersten und trieb neue Kraft in die erlahmten Glieder.  
 — Und da geschah es! — —  
 Dem Zweiten war es, als stürzte der Himmel zusammen. Hilflos, krampfhaft krallte er sich fest. — Ein kurzer Schrei hatte ihn nach oben blicken lassen. Ein Steinchen pfliff vorbei — — — Er sah, wie der Führer abglitt, sich überschlagend in die Tiefe stürzte. — Der Schreck riß ihm durch das Rückenmark. —  
 Das ist ja unmöglich! Das ist ja gemein! Wir können doch noch nicht sterben! — —  
 Da riß es ihm mit gewaltiger Kraft von der Kante. Fast waagrecht stürzte er hinaus

in die Tiefe.  
 Das Wort „Sterben“ wurde ein einziger Schrei des Schreckens. — Es wurde ein Jauchzen — — „Das ist also der Tod! — Haha — man stürzt ja garnicht! Man fliegt ja empor! Zum Himmel empor!“ Immer schneller und schneller, daß die Sinne schwinden — — —  
 Die Kühle der Nacht rief den einen für kurze Zeit zum Leben zurück. Er lag am Steilhang im Latschengestrüpp auf dem Rücken, den Kopf nach unten. — Es war, als wenn der Kopf allein hier liegen würde. Was war denn nur gewesen? — Ach ja, das Unglück! — —  
 Es mußte etwas unternommen werden — das alpine Totsignal — — die Pfeife steckte in der Tasche.  
 Wahnwitziges Beginnen, wo doch nur noch die Augen lebten und im Gehirn ganz langsam das Furchtbare des Geschehenen Gestalt gewann.  
 Es war doch eigentlich traurig. Drei Menschen tot. Es ließ ihn ungerührt. Die Brust erzeugte keinen Schmerz und keinen Kummer, die Brust war tot. — Nur der Kopf lebte, der Kopf ganz allein. —  
 Er richtete den Blick in die Höhe. Da wuchs der Berg schreckhaft hinauf zu den Sternen.  
 Und dort war die Kante!  
 Mit seinen Augen klammerte er sich noch einmal daran fest. Und da gab es ihm doch einen ganz leichten Stich in das Herz. — Hell und kalt schien der Mond. —  
 Jemand wo schrie ein Nachtvogel.  
 Auf den Berg gerichtet wurde der Blick starr und glanzlos.  
 Die Kante! Die Kante!



Abendstimmung am Kipphorn

Mit freundlicher Genehmigung den Mitteilungen des Landesvereins Sächs. Heimatschutz entnommen

## Melzer Knappenlied

Melodie »Seeräuberlied«

Grüßhauf, Berggefährte, der Morgen graut,  
 Steig hinauf zur sonnigen Höb'  
 In unsere Welt, die hoch über Wolken gebaut,  
 Laß im Tale Jammer und Weh.  
 In kurzer Wids und Nagelschuh,  
 Am grauen Bergbut das Edelweiß,  
 Wir sind die Fürsten dieser Welt,  
 Wir sind die Herr'n im Fels und Eis.  
 Ja valleri, ja valleri . . .

Wo der Wände Flucht am steilsten niedersaust,  
 Hei, da pack ich am liebsten sie an,  
 Ob der Steinschlag auch gellt,  
 Ob der Sturm mich umbraust,  
 Ich erkämpf mir mutig die Bahn,  
 Nach hartem Kampf der Gipfel fällt.  
 Laut ertönt unser Hejubade.  
 Wir sind die Fürsten dieser Welt,  
 Wir sind die Herr'n auf sonniger Höh'.  
 Ja valleri, ja valleri . . .

Ob in eisiger Klust uns Gefahren umdroh'n,  
 Ob die Sonne versengend auch glüht,  
 Steig hinauf, wo im Lichte die Firne loh'n,  
 Wo die Blume der Romantik noch blüht,  
 Der Pickel blitzt, die Wächte fällt.  
 Wir aber jubeln laut und wild:  
 Wir sind die Fürsten dieser Welt,  
 Wir sind die Herr'n im Eisgefild.  
 Ja valleri, ja valleri . . .

Wenn der Abend sich still auf die Berge niedersenkt  
 Ihre Gipfel im Abendrot glühn,  
 Hab ich längst meine Schritte zu Tale gelenkt,  
 Streck mich aus im schwellenden Grün.  
 Das Feuer loht, das warm uns hält.  
 Ein muntre's Lied zur Gitarre erschallt:  
 Wir sind die Fürsten dieser Welt,  
 Unser Heim ist der rauschende Wald.  
 Ja valleri, ja valleri . . .

Und hätt' ich einmal, wenn das Schicksal es will,  
 Einen tiefen Sturz getan,  
 So tret ich, wie immer gelassen und still,  
 Meine letzte Bergfahrt an.  
 Ob's mir auch droben wohl gefällt  
 Hei' das schafft mir keine Pein.  
 Wir warn' die Fürsten dieser Welt,  
 Und wir wollen's auch droben sein,  
 Ja vallerie, ja valleri . . .



Gefallene Wand

pho. Dr. Schlenk. Radebeul-Dresden

## Andacht im Steinbruch

R. H. Viebach

Drunten wellt halbhell der Strom.  
 Droben, umwölkt, steht der Mond.  
 Drüben schimmern die Wände, — —  
 Und ich selbst  
 Im gespinstzarten Schatten der Birken  
 Stehe vor meiner Hütte,  
 Schau, lausche und sinne.

Nächtliche Stille, so tief  
 Und so reglos im Kessel des Bruches, —  
 Zaubrisches Licht hier und da, —  
 Doch noch mächt'ger  
 Das trächtige Dunkel  
 Drin im Gewänd und Geblock.  
 Im Gebüsch und am ragenden Turme:  
 Alles umfängt mich.  
 Geht durch mich hindurch  
 Oder in mir zur Ruhe. —

Andres berührt nur.  
 So flüchtig, wie Hauch und Geblinkre.  
 Gewell und Geschäume,  
 Und will kaum sich selber,  
 Will nur den gaukelnden Zug  
 Und den Wandel vom Orte des Werdens —

Schirmende Ruhe,  
 Du bleibst.  
 Du verweilst  
 Und staust Dich im Herzen  
 Himmlisches Leuchten, Du auch!  
 Und Du vollends, Du zeugendes Dunkel! —

— — — — —  
 Segnet uns so hier Natur?  
 Ist das die heilige Drei? —

## Der Rosenberg

Siegfried Störzner, Dresden

Unter den schöngeformten Basalt- und Klingsteinkuppen, die aus dem benachbarten Böhmerlande zum Sächsischen Kessengebirge herübergrüßen, ist der Rosenberg der bekannteste und besuchteste. Mischwald bedeckt seine geröllreichen Steilhänge, uralte hohe Wetterbuchen krönen den Gipfel. Eine schöne, waldumschlossene Bergwiese ladet hier oben unter ihren Wipfeln zu köstlicher Rast ein.

Niesige Trümmfelder von Blöcken, sogenannte Steinerne Meere, bedecken weite Flächen der Hänge. Aber sie haben nicht vermocht, das darunter ruhende Leben zu ersticken. Überall haben sich in zäher Arbeit zarte Blumen, Stauden, Strauch und Baum zwischen den flechtenbedeckten Steinen zum Lichte hindurchgearbeitet.

Unter den zahlreichen Kindern Floras, die am Rosenberg gedeihen, ist eine Menge seltener Pflanzen bemerkenswert. Blaue Leberblümchen leuchten auf der Kuppe und an den Hängen, Kellerhals und Seidelbast ist noch zu finden, Nieswurz zeigt sich an vielen Stellen, Tollkirsche, Herenkraut, Wolfsmilch, Zahnwurz, Hanfnessel, Bergehrenpreis oder Veronika, Waldbirse und Waldblatterbse — wer vermag sie alle aufzuzählen! Kräutersammler, Botaniker und Heimatschützer wissen den Rosenberg als Fundstätte zu schätzen. Der basaltische, buchenbesattete Boden beherbergt eine geradezu üppige Pflanzenfülle. Und auch an gefiederten Sängern und an Wild aller Art ist kein Mangel. Birkenhahnbalz am Rosenberg — wer sie einmal mit erleben durfte, vergißt sie nie wieder!

Fast 300 m überragt der Rosenberg die schön gewellte Sandsteinhochfläche von Binsdorf—Arnsdorf—Rosendorf. Als Trabanten und Vorposten sind Hutberg, Simsberg,

Sturm-, Peter-, Butterberg, Arnsberg und Tschabersberg aufgestellt. Nach Südwest hin geht der wildreiche Rosenbergwald in Richtung Heidenstein—Loosdorf in anschließende Waldungen über, ebenso nach der wilden Klamm, nach der Grundmühle, und ins Tal der Langen Biele, sodaß man viele Stunden lang im Forste dahinwandern kann.

Reich ist das Rosenbergsgebiet an Wasseradern und Quellen. Ich nenne hier nur den am Südosthange befindlichen Eisborn mit den Eislöchern, in denen sich selbst im heißen Sommer noch Schneereste finden, ferner den „Guten Born“. Nach der Volkssage soll hier einst eine Kapelle ihren Platz gehabt haben. An eine andere Andachtsstätte erinnert der Flurname Altargründel. Eine Kapelle soll im Mittelalter auch den Gipfel gekrönt haben. Sie sei jedoch Anno 1326 durch ein Erdbeben zerstört worden, berichtet die Überlieferung.

Schon seit alten Zeiten wird der Berg von den Bewohnern der rings um seinen Fuß gelegenen Ortschaften gern bestiegen — Kamnitzleiten, Rosendorf, Neudörfel, Jonsdorf, Arnsdorf, Binsdorf, Heidenstein, Loosdorf, Alt- und Neu-Ohlisch, Silippenau, Windischkaminz, Schemmel, Dittersbad, Hohenleipa, Stimmersdorf und wie sie alle heißen. Der Berg soll ja einst eine altheidnische Kultusstätte und dann ein besuchter Wallfahrtsort gewesen sein. Und noch heute wird er an schönen Sonntagen von den Dörflern gern besucht, wenn auch jetzt fremde Touristen wohl die Mehrzahl der Gäste bilden. Der Rosenberg gilt in der Gegend als Wetterprophet:

Trägt der Rosenberg eine Hauben,  
Kannst du wohl an Regen glauben.  
Das gesamte Wald- und Berggebiet gehört



Rosenberg und Kaltenberg

Mit freundlicher Genehmigung den Mitteilungen des Landesvereins Sächs. Heimatschutz entnommen

seit langem dem Fürsten Clary-Aldringer und zwar ist es der Domäne Binsdorf und der dortigen Forstverwaltung unterstellt, während nach Osten zu unweit des Berges die ausgedehnte Kamnitzer Herrschaft der Kinskys raint. Alle Anschläge des berühmten Prager Bodenamtes auf Enteignung des Rosenbergs konnten bisher von seiten der Claryschen Domänenverwaltung durch Überlassung anderer Waldungen und sonstigen Besitzes abgewehrt werden, was auch im Interesse des Deutschtums wie besonders der Touristik nur zu begrüßen ist. Es darf hier im Zusammenhang damit einmal hingewiesen werden, wie sehr Clary-Aldringer, besonders der verstorbene Fürst Edmund, den Fremdenverkehr gefördert und die Bestrebungen der Gebirgsvereine unterstützt hat. Ich nenne hier nur einige Beispiele:

Erbauung des Belvedere bei Niedergund und seiner Kapelle und Felsbastionen,

Anlage der sogenannten Allee Binsdorf-Belvedere,  
Erschließung der Edmunds- und Wilden Klamm und Schaffung der Bootsfahrten.  
Erbauung des Hotels Rainwiese,  
Erschließung des Prebischtorgebietes und Errichtung der Gaststätte daselbst,  
Erhaltung der Kunststraße Herrnskreitschen — Jonsdorf-

Auf Anregung und Bitten des böhmischen Gebirgsvereins schuf Clary-Aldringer auch die Aussichtstürme und die Gaststätte auf dem Rosenberg. Davon wird dann noch die Rede sein.

Als erste bescheidene „Baulichkeit“ auf dem Gipfel ist — wenn wir von der sehr sagenhaften mittelalterlichen Kapelle absehen — eine im Jahre 1808 von der Landesregierung hier oben errichtete Beobachtungsstation zu verzeichnen, eine „Larumstange“, die auch vermessungstechnischen Zwecken diente. In diese Zeit fällt der Besuch Theo-

der Körners auf dem Rosenberge gelegentlich seiner Reise nach Schandau und durch die Böhmisches Schweiz. Der Rosenberg hatte es dem jungen Freiburger Bergstudenten so angetan, daß er schrieb:

„Es ist in seiner Form und in seinem Kolorit so was Herzliches, Trautes, Blühendes, daß ich mich ungern von ihm trennte. . .“

Eine der ersten Würdigungen des Rosenberges vom Standpunkt der Touristik aus findet sich 1845/46 in Albert Schiffners „Beschreibung der gesamten Sächsisch-Böhmischen Schweiz in ihrer neuesten Gestalt. Für Reisende“. Es heißt da, der konisch-glockenförmige Rosenberg sei einer der schönsten und massereichsten Hauptberge des genannten Gebietes. Seine Besteigung sei aber mühsam und belohne keineswegs durch umfassende Aussicht, da er durchaus bewaldet sei. „Nur schmale Perspektiven durch Gehäue und z. T. nur zwischen Bäumen hindurch lassen ahnen, das der Gipfel gelichtet eine der reichsten, wo nicht die allerreichste Umsicht der sächsisch-böhmischen Schweiz gewähren würde“.

Es bestand zu jener Zeit noch keine Einkehrstätte auf dem Rosenberg. Doch weist Schiffner hin, daß sich dicht unterm höchstem Punkte eine gute Quelle befinde. Diese würde die Errichtung einer Sommerwirtschaft sehr begünstigen. Den von mir schon erwähnten waldumschlossenen Wiesenplan auf dem Gipfel nennt Schiffner „die kleine Hegerwiese“. Ihre Nutzung stand dem Forstmann zu, der den Rosenberg zu betreuen hatte. Bei der Hegerwiese finden sich auch die schönsten Basaltsäulen des Rosenberges, die man später zu Ruhezügen hergerichtet hat.

Schon um die Mitte des 19. Jahrhunderts wurde der Rosenberg trotz des Fehlens einer Gaststätte von Reisenden viel besucht, ja selbst von ganzen Gesellschaften. So schreibt H. Leupold in seinem 1860 erschienenen „Wanderbuch durch Sachsen und

die Nachbarlande“, es sei vor drei Jahren eine Familie Fremder eine Nacht auf dem Rosenberg unter Zelten geblieben. „Wein, Tee, warme und kalte Küche, Musikanten hatten Herren und Damen lange in die Nacht hinein jubeln lassen“. Leupold bemerkt hierbei noch, der Rosenberg solle allerdings fürs Publikum nicht zugänglich gemacht werden, obwohl einige Stellen das höchst beschwerliche Aufsteigen einigermaßen lohnten.

20 Jahre später sollte das nicht mehr stimmen und der Rosenberg sogar einen Aussichtsturm erhalten: Clary-Aldringer ließ auf dem Gipfel einen hölzernen, aus sechs Stockwerken bestehenden Turm von 14 m Höhe errichten, der auf einem unterkellerten Unterbau aus Stein stand. Der Luginsland wurde am 20. Mai 1881 unter Teilnahme weiter Kreise geweiht. Er trug über dem Eingang das Wappen des Fürsten als seines Stifters.

Dieser ersten Rosenbergwarte sollte jedoch kein langes Leben beschieden sein: im Jahre 1891 traf sie ein Blitzschlag, der den Bau ziemlich stark beschädigte. Da die Warte bei ihrer geringen Höhe ohnedies keine volle Rundschau gewährte, brach man den Turm ab und führte an seiner Stelle einen neuen auf. Er war um 10 m höher als der alte. Dieser 2. Luginsland wurde bereits am 4. Juli 1893 der Öffentlichkeit übergeben.

Aber auch er sollte nur 10 Jahre stehen: Als im Frühjahr 1903 über die Sächsisch-Böhmische Schweiz schwere Stürme dahintobten, die auch dem Tanzplanturm das Grablied sangen, wurde die Rosenbergwarte vom Orkan umgeworfen und zertrümmert.

Schon im Frühjahr des nächsten Jahres ließ Fürst Clary den 3. Turm aufbauen und zwar wiederum aus Holz. Er erhielt jedoch nur eine Höhe von 18 m. Zur Kriegs- und Nachkriegszeit war er wegen Bauqualität gesperrt. Doch konnte ihn jeder auf

eigene Verantwortung besteigen, da die Absperrung ein Durchschlüpfen nicht verwehrte. Nach dem Weltkrieg war von der Herrschaft die Errichtung eines neuen 4. Turmes geplant. Doch aus Besorgnis einer Entzweiung ward das Projekt nicht ausgeführt, obwohl man im Herbst 1927 mit dem Neubau beginnen wollte. Da entschloß sich die tatkräftige Rosenbergwirtin, Frau Anny Reichert, auf eigene Kosten den alten Turm völlig erneuern zu lassen. Diese gründliche Reparatur kam im März 1930 zur Ausführung und erforderte die Summe von 11000 Kronen.

Bei der Beschreibung der Turmbauten ist auch des Berggasthaus zu gedenken. Die erste Einkehrstätte auf dem Rosenberg wurde bereits 1882 eröffnet, also ein Jahr nach Erbauung des ersten Turmes. Das kleine Blockhaus steht heute noch, dient aber wohl nur Wirtschaftszwecken. Am 4. Mai 1890 wurde von der Herrschaft ein neues Berggasthaus im Schweizerstil errichtet, das auch Fremdenzimmer für Übernachtung erhielt sowie an der aussichtsreichen Südseite eine Veranda. Es dient heute noch als Gastwirtschaft, ist aber im Lauf der Jahre mehrfach baulich verbessert worden.

In der Kriegs- und Nachkriegszeit blieben Rosenbergturm und Rosenbergwirtschaft lange Jahre geschlossen. Die Not war so groß, daß sich kein Pächter fand, der es riskieren wollte, die Bewirtschaftung zu übernehmen. Erst 1925 wurde das Berggasthaus neu eröffnet. Unter der jetzigen Bergwirtin, Frau Anny Reichert, hat sich die Rosenbergwirtschaft wieder zu einer viel-

besuchten Ausflugsstätte entwickelt. Bemerkenswert sei nur noch, daß auch das erste Berggasthaus von einer Frau gepachtet wurde. Es war dies die frühere Kronenwirtin von Tetschen Frau Beyer.

Die Gebirgsvereine haben der touristischen Bedeutung des Rosenberges schon seit langen Jahren Rechnung getragen durch Schaffung markierter Wege zum Gipfel. Es ist hier in erster Linie der am 16. Mai 1903 vollendete Kammweg vom Jeschken zum Rosenberg zu nennen, der mit dem bekannten vierzackigen blauen Kamm im weißen Felde markiert wurde. Dieser längste deutsche Touristenweg, der von der Oder über die deutsch-böhmischen Grenzgebirge bis zur Donau geplant ist, weist in der Teilstrecke Jeschken-Rosenberg eine Länge von etwa 70 km auf.

Ein zweiter wichtiger Wanderweg zum Rosenberg ist mit einem blauen Kegel bezeichnet. Er leitet von Herrnskretsch durch die Dürrkammnitzschlucht und über Arnsdorf zum Rosenberg, um dann weiter nach Böhmisches-Kamnitz zu führen. Der Hauptanstieg zum Rosenberg, der seit alten Zeiten gebräuchliche Weg, führt von Norden her auf den Gipfel. Sehr zu empfehlen ist der Abstieg in Ostrichtung, hinab nach Windischkamnitz-Schemmel zu der am Zusammenfluß von Kamnitz und Kreibitzbach gelegenen Bootstation der Ferdinandsklamm. Auch eine Wanderung „Rund um den Rosenberg“ ist sehr lohnend und wird viel ausgeführt. Doch gehe selbst hin und such dir deine Pfade, wie du sie gern magst! Du wirst eine Rosenbergfahrt gewiß nicht bereuen.





# Das Vogelleben in unserem Hüttengelände

Max Feldmann

Unsere Bundeshütte in Wehlen, deren Notwendigkeit und Zweckmäßigkeit wohl noch nie so in Erscheinung getreten ist, wie in den jetzigen Notzeiten — ist sie doch von Dresden aus mit dem Fahrrad in zwei Stunden zu erreichen — bietet dem Bergfreund nicht nur eine billige Übernachtungsstation, sondern darüber hinaus ist reichliche Gelegenheit geboten, naturwissenschaftliche Kenntnisse, im besonderen auf botanischem und ornithologischem Gebiete zu erwerben und zu erweitern. Die heimatische Vogelwelt läßt sich dank der landschaftlichen Lage unserer Hütte recht gut beobachten und studieren.

Bergfreunde! Habt Ihr schon einmal am zeitigen Morgen, wenn Ihr zur Bergfahrt aus der Hütte traret, auf das vielstimmige und klangvolle Vogelkonzert geachtet, was Euch da empfing? Wohl die wenigsten von Euch. Aber vielleicht schenkt Ihr dem bei Eurem nächsten Hüttenbesuch mehr Aufmerksamkeit.

Eine kleine Anzahl dieser Sänger ist sogar Mitbesitzer unserer Hütte und dem sie umgebenden Gelände, indem sie die vom Hüttenausfluß aufgehängten Nistkästen gern und regelmäßig belegen. Da ist es zum ersten Freund Star, reizvoll und interessant läßt sich beobachten, wie er nach seiner Rückkehr aus dem Süden seine alten Herrenrechte den Sperlingen gegenüber, die sich im Winter ohne seine Genehmigung in sein Häuschen eingemietet hatten, zur Geltung bringt. Es ist eine sehr geräuschvolle Auseinandersetzung, oft gehen auch Sedern dabei flöten. Aber es endigt nach echter Hauswirtsmanier mit dem Heraussetzen des lästigen Mieters. Und bald verkündet er seiner Umgebung durch ein fröhliches Lied,

zu dem er mit den Flügeln den Takt schlägt, seinen Einzug. Aber Starmaß hat noch andere Sorgen. Nicht allzu selten passiert es, daß ein Junggefelle oder Witwer seines Geschlechtes Heiratsabsichten hat und sich just dazu die Auserkorene unseres Freundes holen will. Da gibt es denn wieder Kampf, aber noch immer ist „Er“ Sieger geblieben. So könnte noch viel Lustiges und Reizvolles über die Familie Star geschrieben werden.

Im alten Apfelbaum hat der eulenartig gefiederte Wendehals seine Sommerwohnung, der er schon jahrelang die Treue hält. Man muß diesen merkwürdigen Vogel einmal bei drohender oder vermeintlicher Gefahr beobachtet haben, um zu verstehen, warum er seinen eigentümlichen Namen trägt. Unter dem Dachrand der Hütte zieht der Hausrotschwanz seine zwei Bruten groß. Unzählige Male fliegt er vom Morgen bis zum Abend zum Nest, um die ewig hungrigen Kleinen Schnäbel zu befriedigen. Zum Feierabend aber sitzt er dann auf seinem Lieblingsplätzchen, dem Lichtleitungsast, und krächzt sein weniger schön nennendes Lied in die Welt hinaus. Auch sein Vetter, der farbenschönere Gartenrotschwanz, ist oft auf der Futtersuche im Garten anzutreffen. Das Anie der Dachrinne, halbverdeckt von der an der Hauswand emporrankenden Kletterpflanze, ist ein vom Buchfink bevorzugter Nistplatz.

Amsel und Singdrossel machen auch jedes Jahr ihre Heimatrechte im Hüttengarten geltend, wenn auch der Schwarzkittel in Hans Thumm, der gewiß kein Tierfeind ist, keinen Freund hat; denn gar zu oft wird da eifrig in den Revieren des Alpinums nach Gwürm gewühlt und dabei herzlich



Fütternde Kohlmeise

Entnommen mit freundlicher Genehmigung den *Agfa-Photoblättern*. 10. Jg., 2. Heft

wenig Rücksicht auf manch Pflänzchen, das vielleicht mühsam ergattert wurde, genommen. In einem der im Vorjahr aufgehängten Nistkästen zog ein Trauerfliegenfängerpärchen ein, aber nachdem die Jungen aus den Eiern gekommen waren und der große Futterbedarf begann, sah man nur noch das Weibchen die Kleinen versorgen. Wahrscheinlich war das Männchen dem Sperber zum Opfer gefallen, den man auch gelegentlich auf dem Gelände beobachten kann, wo Waldrand und Feld zusammenstoßen. Aber nur für wenige Augenblicke, denn der von der Kleinvogelwelt am meisten gefürchtete Räuber ist schnell wie der Blitz. Sein Reich teilt er noch mit einem anderen Räuber,

dem Habicht.

Im Garten selbst ist es wieder das lustige Völkchen unserer Meisen, die mit ihren unruhigen, quecksilbrigen Wesen den Beobachter erfreuen. Man muß ihnen nur zuschauen, wenn sie ihren flügge gewordenen Jungen das Futter suchen beibringen. Da wimmelt es förmlich in den Zweigen der Obstbäume und die Locktöne, mit denen sie die Jungen von Zweig zu Zweig locken, reißen den ganzen Tag nicht ab. Der wirtschaftliche Nutzen gerade dieser Vögel ist ein recht beachtenswerter, wenn man bedenkt, daß ein Meisenpärchen und ihre acht- bis zwölfköpfige Nachkommenschaft in einem Jahr über einen Zentner Raupen,

Insekten, Larven und Insekteneier vertilgen. Vor allem sind es Kohl-, Blau- und Sumpfmeise, die wir im Garten antreffen. Im Herbst kommen dann noch die niedlichen Schwanzmeisen dazu, die bei ihren Streifzügen dann und wann Station machen. Der nahe Nadelwald beherbergt zwei Meisenarten, deren eine, die hübsche Haubenmeise sich ab und zu einmal im Garten sehen läßt, während von den anderen, der Tannenmeise, die den Nadelwald nicht verläßt, nur ihre lauten „witz-witz-witz“-Rufe zu uns herüberschallen. Die drei erstgenannten Arten finden reichliche und gern benützte Brutgelegheiten in den Löchern der Terrassenmauern. Die Kohlmeise ist wohl diejenige, die sich am besten an den Umgang mit Bergsteigern gewöhnt hat. Sie verpaßt nie die Essenszeiten in der Laube und geniert sich nicht im geringsten von der Butter, die auf den Tisch steht, ihren Teil zu picken.

In der besagten Laube kann man den Stimmen derjenigen Vögel lauschen, deren Lebensweise eine heimlichere ist, die sich nicht auf Schritt und Tritt von den Menschen beobachten lassen. Da hören wir minutenlang das eintönige „zilp-zalp-zilp-zalp“ des Weidenlaubfängers, den dem Sinkenschlag ähnlichen Gesang des Sitis, und die schwirrenden Triller des Waldlaubvogels. Auch die Grasmückenarten, obwohl sie im Hüttengrundstück selbst noch nicht brüteten, wohl aber in der unmittelbaren Umgebung, sind zahlreich vertreten. Das leise Gezwitsher mit der Flappernden Endstrophe der Zaungrasmücke unterscheidet sich recht gut von den plätschernden und perlenden Tönen der Gartengrasmücke. Königin unter den Grasmücken in Bezug auf Gesang ist ohne jeden Zweifel die Mönchsgrasmücke oder wohl besser bekannt unter dem Namen Schwarzblätzel. Immer konnte ich mich an den herrlichen flötentönen erfreuen, wenn ich am Schreiber-

berg aufwärts zur Hütte stieg. Und ich vermute stark den Brutort dieses Sängers in der kleinen verwilderten Schlucht, welche daselbst zu Tale zieht.

Hinter dem Holzschuppen an der Hütte treibt auch der kleine niedliche Zaunkönig sein Wesen. Singt er, dann ist Jeder erstaunt, über welches kräftiges Stimmorgan dieser Knirps verfügt. Leider ist es mir trotz eifrigen Suchens noch nicht gelungen, sein Nest ausfindig zu machen, das sicherlich nicht unfern zu finden ist. Gern sieht man auch den eleganten Flugbewegungen der grauen Fliegenfänger zu, wie sie mit hörbarem Schnabelklappen Jagd auf umherfliegende Insekten machen. Vom Wald herüber dringt das Liedchen des Baumpiepers an unser Ohr, erkenntlich an der charakteristischen zia-zia-Endstrophe. Eine andere Vogelstimme mit klingelnden und trillernden Tönen und unschönem Freischnellem Schluß fällt uns auf; es ist der Grünsfink, fälschlicherweise oft als Grünhänfling bezeichnet. Aus den Bäumen, die über der Hütte stehen, klingt das bescheidene Liedchen der Goldammer herunter, das der Landmann mit den Worten „wie, wie hab ich dich lieb“ übersetzt. Aus dem benachbarten, verwahrlosten Gartengrundstück vernehmen wir durchdringende weittragende Töne, die fast an menschliches Lachen erinnern. Nach einigem Suchen entdecken wir wohl auch den Schreier, der sich auf den Boden niedergelassen hat und nach Ameisen, seiner Lieblingspeise, sucht: den Grünspecht. Sein Verwandter, der große Buntspecht, fehlt natürlich in dem Gelände ebenso wenig, wie Freund Markwart, der Eichelhäher, dessen häßliches Gefreisch von früh bis abends zu hören ist. Bei dieser Gelegenheit sei auch auf die Eigentümlichkeit in der Vogelwelt hingewiesen, daß mit ganz wenig Ausnahmen die Vögel mit den farbenprächtigsten Gefiedern über die schlechtesten und häßlichsten Stim-



*Stieglitz*

*Entnommen mit freundlicher Genehmigung den Agfa-Photoblättern, 7. Jg., 2. Heft*

men verfügen.

Auf dem Felde oberhalb der Hütte erregt ein Vogel unsere Aufmerksamkeit. Sekundenlang steht er still in der Luft, nur durch lebhaftes Rütteln der Flügel das Gleichgewicht haltend. Ein Turm- oder Rüttelfalk, der wohl eine Maus auf dem Acker erpäht hat. Ist dann die Sonne untergegangen und der Abend dämmt herein, so läßt sich außer Amsel und Singdrossel noch eine bescheidene zarte Vogelstimme vernehmen. Das Rotkehlchen singt dem scheidenden Tag sein schluchzendes Liedchen nach. Wenn der größte Teil unserer Vögel im Herbst und im Winter die Heimat verlassen hat, sind noch schöne ornithologische Beobachtungen zu machen. So sah ich am letzten Novembertage eine Heckenbraunelle im Garten. Mit umherstreifenden Erlenzeisigen, die ja als Käfigvogel allbekannt sind, bekommt man wohl auch einmal die auf Brust und Kopf schön rotgefärbten nordischen Birkenzeisige zu Gesicht. Der

Gimpel oder Dompfaff, ein Brutvogel des Erzgebirges, streicht um diese Jahreszeit ebenfalls in Schwärmen im Lande umher und jeder freut sich, der diesen farbenprächtigen Vogel einmal in freier Natur sah. Mit dem Hinweis auf den im Hüttengelände schon beobachteten nordischen Bergfinken will ich den Aufsatz beschließen.



*Elster*

*Entnommen mit freundlicher Genehmigung den Agfa-Photoblättern, 7. Jg., 2. Heft*

## Beitrag zur Kletterersprache

Vergl. den Aufsatz in der Februar-Nummer

Der Beitrag unseres Mitgliedes Dr. Hans Hofmann in der Februar-Nummer „Ein Idiotikon“ hat erfreulicherweise viel Interesse gefunden. Nachfolgend drucken wir eine temperamentvolle Zuschrift ab, die unsere Bergfreunde genau so fesseln dürfte. Besonders hat uns der Hinweis interessiert, daß bei der Erklärung von Uraltem unserer Heimat fast immer nur Sorben-Wendisches herangezogen wird, anstatt die Dinge im größeren und tieferen Zusammenhange zu sehen. Die Schriftleitung.

\* \* \*

Die Liste der in der Februar-Nummer 1933 auf den Seiten 13—15 verzeichneten etwa 70 Wörter der sächsischen Kletterersprache enthält drei Wörter, die sobald, als möglich, verschwinden müssen. Diese drei Wörter:

1. boosen — schlafen;
2. Hippe — Frau, Braut;
3. Rübe — Klettermädel

Flingen nicht nur ordinär, sondern sind auch tief ordinär, entstammen nämlich dem Rotwelsch.

Rotwelsch — Diebes-, Gauner-, Zuhälter-, Hebler-, Kaschemmensprache, Pöbelsprache. Jargon der lichtscheuesten Elemente, des Abhubs oder Abschauams, des Bodensatzes, der Hefe. —

Dieses Rotwelsch dürfte damals eingedrungen sein, als in den sächsisch-böhm. Elbfelsen die Rucksack-Diebstäble begannen und sich mehrten.

Auch ohne solches Wissen, nämlich rein gefühlsmäßig, dürfte klar sein, daß ein Kerl, der seine Frau oder Braut „Hippe“ nennt und seine Kletterfreundin „Rübe“ ein Slegel

Man trifft dieses Wort

1. unter qu oder fw; 2. als F . . w . . ; 3. unter w; 4. unter F, b, g.

Dazu einige Beispiele, soweit sie den Bergsteiger und Wanderer angehen.

ist, ein Knote, ein Rüpel, der den Kreisen der sächsischen Kletterer besser fernbleibt.

Noch mal also: die bodenlos-gemeinen Wörter 1.—3. sind Ausdrücke der Verkommenheit und der Herabsetzung; sie sind zu tilgen, wo man sie trifft.

In der übrigens hochinteressanten Liste zu ergänzen sind:

unter „B“ Bast — Haut;

unter „S“ Flügel — Arm, zuweilen auch Sittich.

unter „N“ Rippentechnik, worunter auswärtige und von dort her auch einheimische Kletterer den Gebrauch der untersten Rippen verstehen, zur Auflage und damit Reibung auf Felsleisten und Knorpeln.

So ergrimmt ich war, in der Liste die abscheulichen Ausdrücke der Spitzbuben- und Kupplersprache anzutreffen, diese unerkennbaren Zeugen zunehmender Verpöbelung, so sehr habe ich mich gestaut, über den Ausdruck „Quacke“ — kleiner, unbedeutender Kletterfels. —

Die Zeitschrift des SBB ist nicht der Ort, eine größere, alle Erdteile umfassende, vergleichende Studie daran anzuknüpfen, ein paar herausgegriffene Bemerkungen sind hier aber doch wohl am Ort.

Quacke ist ein überaus altes Wort. Trifft man auf europäischen Boden ein solch sehr altes Wort, dann ist es sicher nicht nur europäisch, sondern, da Europa als vorderasiatische Halbinsel zu betrachten ist, zugleich asiatisch; es ist europäisch-asiatisch, mithin eurasisch. Quacke ist ein eurasisches Wort.



Frühling im Tennengebirge

phot. Ernst Baumann, Bad Reichenhall. / Bildprobe aus dem alpinen Prachtwerk Blodigs Alpenkalender 1932  
Preis RM 2.90 / Verlag Paul Müller, München

1. unter qu oder fw:

- |                                   |                       |            |
|-----------------------------------|-----------------------|------------|
| a) Sächsisch: . . . . .           | kwacke . . . . .      | — Stein    |
| b) Deutsch: . . . . .             | Quarz . . . . .       | — Steinart |
| c) Armenisch . . . . .            | kwar . . . . .        | — Stein    |
| d) Ungarisch . . . . .            | kvarc . . . . .       | — Quarz    |
| e) Riesengebirgskamm . . . . .    | Kwarksteine . . . . . | — Steine   |
| f) Kaukasisch-ssuanisch . . . . . | kwa . . . . .         | — Stein    |
| g) georgisch . . . . .            | khwa . . . . .        | — Stein    |
| h) mingrelisch . . . . .          | kwo, kuo . . . . .    | — Stein    |

Die Quarz(F)steine zwischen der Reifträger- und der Schneegrubenbaude haben also nichts mit Quarz oder Käse zu tun, sondern mit dem Worte Kiesel.

fo eurasisch. In Amerika drüben begegnet man dem weitverbreiteten Worte unter anderem in

- |                                       |                    |         |
|---------------------------------------|--------------------|---------|
| i) Haida-Kaigani-indianisch . . . . . | kwau . . . . .     | — Stein |
| k) Aztekisch . . . . .                | quauhtla . . . . . | — Berg  |

Aztektisch . . . . . quezal-chihuitl — Steinden

2. unter F . . w . .

- l) Finnland . . . . . ki-wi, ki-vi . . — Stein  
 m) Ostjakisch . . . . . kiw, kiwy . . — Stein  
 im Ostjakischen bei Beresow tritt die Form kiwy auf.  
 n) Labrador-Eskimo . . . . . ki-wsigak . . — Feuerstein, äbnl. St.  
 o) Deutsch . . . . . Kyffhäuser . . — Steinhäuser  
 p) Deutsch . . . . . Kyburg u. Kyb-felsen — Stein  
 drunten im südlichen badischen Schwarzwalde.  
 q) Wogulisch . . . . . ko-w . . . . — Stein

3. unter w . . . .

- r) Althochdeutsch . . . . . wacko . . . . — Kiesel  
 Mittel- u. Neuhochdeutsch . wacke . . . . — Feldstein, Steinblech  
 s) Bei Garmisch . . . . . Waxensteine . — Gelsen  
 t) Tscherekeßisch . . . . . miw-wah . . — Stein  
 Der Wach- oder Wacheberg bei Saupsdorf i. Sa. hat wahrscheinlich  
 nichts mit wachen = aufpassen etc. zu tun, sondern dürfte Steinberg  
 bedeuten oder einfach Hügel.  
 u) Ingußisch . . . . . waggee . . . . — hoch  
 v) Kaukasisch-Andisch . . . . . wochula . . . . — Höhe  
 wiachse . . . . — Hügel

fo eurasisch.

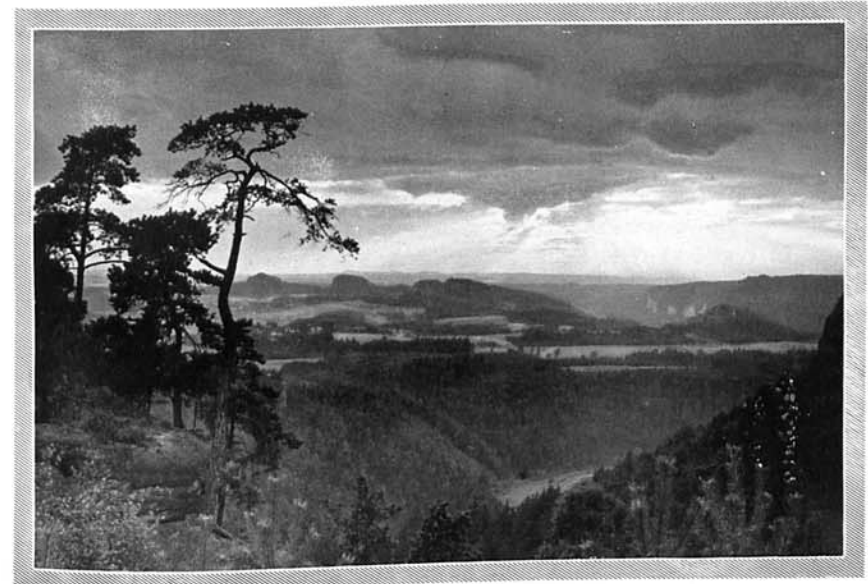
- w) in Amerika, Shabaptani etc. pish-wa . . . . — Stein, Fels  
 x) in Mexiko, Cora-Indianisch Wakamu . . . . — Berg, nahe Tauta  
 y) in Afrika im Ewe . . . . . wokpe . . . . — felsig, steinig  
 z) in Australien, im Dippil . waikerdummai — Hügel  
 im Wailwun wiar . . . . — heiliger Stein des  
 Häuptlings

4. aus dem Überreichtume an Wörtern unter F, h, g nenne ich hier nur:

- a1) Abassisch . . . . . kau, kauch . . — Stein, Kaukasusalso!  
 Runa Simi, Peru: hua-wa huaka . . . . — Berg, Gelsen, alles  
 Höhe und Heilige  
 huaraka . . . . — Steinschleuder  
 Samoa, sprich fast: g-wa gaoa . . . . — steinig

Dieses Wenige genüge, um anzudeuten, was bei dem Worte Quacke und Wacke sofort alles mitschwingt. Die Tscheden drüben kennen siehe v, andisch, wochula — Höhe, in der Lautform: vrcholu — der Gipfel, die Höhe; Slowenisch noch kürzer: vr-ha — der Gipfel. \* \* \*  
 Schluß: Als noch ein widerliches, grauenhaftes Wort, das schleunigst zu tilgen ist, nenne ich: Sandsteingrätze, Sandsteinkrätze — Schurf an Händen und Knien. Ein nur halbwegs anständiger Kletterer wird

foldy ein Lotterbubenwort ganz bestimmt verabscheuen: ich empfehle dafür: Krall oder Kräller.  
 Die sächsischen Kletterer, deren oft hemmungslose Mundart im Lande selbst und auswärts übel genug auffällt, haben alle Ursache, ihren an sich schon allzu breiigen Jargon nicht auch noch durch offenbare Pöbelworte zu verzieren. Mag der Bayer und der Wiener etc. sprechen, wie ihm der Schnabel gewachsen ist, — der Sachse nehme sich lieber etwas zusammen. R. G. Diebach



Sonne strahlt über den Heimatbergen . . .  
 phot. Walter Hahn, Dresden-A. 24

## Feuerspruch K. W. Streit

*Die Flamme zehrt das Holz.  
 Wir wollen grad und stolz  
 und voller Wahrheit sein.*

*Die Flamme lodert Brand,  
 verheerend ohn' Verstand  
 schwärzt sie und machet klein.*

*Die Flamme glüht im Licht  
 und leucht' durch Dunkel dicht.  
 daß dort die Liebe haust.*

*Die Flamme strahlt als Stern,  
 der in der kalten Fern'  
 im Sphärenkreise saust.*

*Die Flamme wühlt im Blut.  
 Wir hegen heil'ges Gut:  
 deutsch' Land und Herz und Mund!*

*Die Flamme zuckt im Geist,  
 der uns zusammenreißt,  
 einig auf freiem Grund.*

*Eh' nun zu Asche sinkt  
 der Stoff, den sie umschwingt,  
 seid Flammensegens wert:*

*Daß euch, die ihr zerfront,  
 ihr Sturmhauch innewohnt,  
 der tiget und verklärt,*

*geb Gott, der Flammen schuf  
 zu läuterndem Beruf! —  
 So werdet denn wie sie.*

*im Zorne Urgewalt,  
 in Liebe Lichtgestalt:  
 glüh. Flamme, glüh!*

## Tage, die man nicht vergißt!

### 1. Ersteigung der »Bürgermeisterin« in Adersbach

Wilhelm Fiehl. F.D.K.R.

Tage, die man nicht vergißt, drängen sich wohl jedem Bergfabrer immer und immer wieder ins Bewußtsein. Seien es Tage, die in den Bannkreis hoher Berge inmitten eisschimmernder Gletscher führten oder auf schroffe Felsenzinnen im Kalk- oder Dolomitgestein, seien es Fahrten ins liebliche, wechselvolle Mittelgebirge oder unsere nahe, einzig schöne Felsenheimat, fast immer werden es tiefempfundene, bergfrohe Tage sein, die oft in besinnlichen Augenblicken wiederkehren. Von einem solch köstlichen, tatfrohen Bergtag will ich heute erzählen, von einem Bergtag im August 1923, verlebt mit einem unsrer Besten der damaligen Zeit.

Wir waren gut aufgehoben in dem Hütchen am Echoplatz, in diesem schmucken, kleinen Bauwerk, das viel erzählen könnte, seit fleißige Hände es errichtet. Der rote Ziegelbau mit seinen grünen Fensterläden und den weißgetünchten Fugen nahm sich gut aus am Rande des dunklen, ewiggrünen Bergwaldes, der gekrönt von schroffen, wildzerklüfteten Gestein. Manch Jäger oder Forstmann hielt wohl in diesem Hütchen seine Kask, vielleicht wurde auch manch anderer Gast darin beherbergt, aber noch nie solche, die der Lockung der unerstiegenen Zinnen dieser einzig schönen, wildromantischen Felsenwelt gefolgt waren. Das Innere, ein kleiner Raum mit bescheidenem Inventar, bot eigentlich die Vorbedingungen zu einer gemütlich heiteren Bergsteigerstimmung. Doch der Wettergott durchkreuzte unsere Pläne, so daß die sonst unverfügbare Zuversicht auf ein Geringes schwand und der rechte Frohsinn nicht aufkommen wollte.

Endlich, am zweiten Tage gegen Mittag

ein leichteres Regengrau. Sogar einzelne blaue Himmelsaugen lugten fürwitzig aus der zähen Wolkenbank und fern im Westen konnte man einen schmalen Streifen mattblauen Himmels erkennen. — Die Hoffnungen erstarbten wieder. Trotzdem, wer hätte zu sagen gewagt, daß Stunden später schon das Ziel unserer Sehnsucht, die formensichöne »Bürgermeisterin«, auch »Verschleierre Tonne« genannt, Erfüllung werden sollte. So ganz beiläufig schulterten wir die gewichtigen Schnerfer, trabten dann in aller Ruhe durch die regennasse Natur, dem Einstieg der Felsen zu.

In der sogenannten »Rübezahlkammer« begann die eigentliche Kletterarbeit! Riesige, vorgelagerte Blöcke trennten uns noch vom gewaltigen Berggipfel und unser Bestreben ging zunächst dahin, an diesen Kern heranzukommen. Es gelang auch, indem wir an einer Felsrippe hochstiegen und anschließend einen Kamin in NW-Richtung durchqueren. An dessen Ende gähnte eine tiefe und breite Schlucht, das erste, ernstliche Hindernis im Wegverlauf. Uns gegenüber zog ein feichter Riß empor zu einem mächtigen Kamin, der etwa 10 bis 12 m höher einsetzte und unserem Empfinden nach direkt zum Vorgipfel führen mußte. Das war in groben Zügen der Weiterweg, der eindeutig und klar vor uns lag. Nun galt's fest anzupacken, die trennende Kluft zu überlisten! Glitschiges, flechtenbewachsenes Gestein ließ die vorerst in Kaminhöhe unternommenen Umgebungsversuche Freund Otto's scheitern. Da erprobte der Nächste sein Können; stieg den Kamin, in dem wir verklemmt saßen, so weit hinab, bis er sich zum Riß verengte und sein Fuß darin festen Halt fand.



Bürgermeister und Bürgermeisterin  
phot. Rudolf Kobach. SBB

— Eine kurze Verständigung mit dem Sichernden folgte. — Dann ein Zusammen-  
drücken des Körpers, ein Kühner, blitzschneller  
Ruck und die erste Nervenprobe war über-  
standen, der schneidige Überfall geglückt. —  
Wenig später schon, arbeitet sich der Ge-  
fährte Zoll um Zoll, Meter für Meter im  
eingangs erwähnten Riß höher. Bald kön-  
nen auch die übrigen folgen und im Innern  
des Turmes rasch an Höhe gewinnend, er-  
reichten wir einen kleinen Standplatz an  
der entgegengesetzten Kaminöffnung. Nur  
noch einige Meter trennten uns hier vom  
Vorgipfel. Ein paar kräftige Klimmzüge  
halfen das letzte, enge Rißstück überwinden,  
dann standen wir oben, atmeten wieder  
freier auf lustiger Plattform.  
Ungehemmt konnten jetzt die Blicke in die  
Ferne schweifen, sogar unser Hütchen sahen  
wir liegen und entdeckten winzige Menschen-  
finder daneben. Es mochten wohl Ignaz  
und Emil sein, die beiden Waldhornbläser,  
welche aufmerksam unser Tun verfolgten,  
denn nur sie waren von unserem Vorhaben  
unterrichtet. Freudig schallte ihnen ein Juch-  
zer entgegen und ebenso froh begrüßten wir  
die kleine Raft nach unserer Kletterei in-  
mitten der Kirchenkühlen, düsterfelsenigen Um-  
gebung. Diese herrliche Abwechslung, aus-  
gefüllt im Schauen der fried samen, reich-  
begnadeten Landschaft, wirkte neubelebend  
auf Herz und Gemüt, stärkte unsern Wage-  
mut und war zugleich Sammlung für den  
letzten, schweren Kampf, den uns die Schluß-  
wand des umworbenen Gipfels aufzwang.  
Ungewißheit läßt nicht allzulange rasten  
und so wenden wir uns bald nach der  
noch zu lösenden Aufgabe zu. Mächtig er-  
hob sich das 15 bis 20 m hohe Felshaupt,  
wölbt sich allseitig überhängend aus seinem  
Unterbau heraus. Etwas betroffen tastet  
das Auge über die jähe, abweisende Wand,  
— erspäht gleichsam die einzig gangbare  
Stelle. — Dann das sorgsame Erwägen  
von Möglichkeiten bis zum festgefügt

Entschluß. — Wir wissen jetzt, die ersten  
Meter zum Überhang werden leicht und  
mühe los sein, doch schon die nächsten werden  
unser Schicksal entscheiden: entweder schwerer  
Sieg oder ebenso schwere Umkehr.  
Minuten später beginnt die Arbeit! Ein  
guter Ring fährt brummend in den Stein,  
sichert wenigstens im Anfang unser Unter-  
nehmen. — „Ist alles klar?“ tönt des  
Ersten Stimme. Der Untenstehende über-  
prüft nochmals die Seile und kurz darauf  
steht Otto auf meinen Schultern. Vorsich-  
tig tasten die Hände in der ihm eigenen,  
sicheren Art nach Haltepunkten. Jedoch  
vergebens, der Fels ist zu überhängend,  
Griff und Tritt zu winzig, um den Körper  
daran emporzuschwindeln. „Wir müssen zu  
dritt übereinanderstehen“ äußert er gelassen  
seine Meinung, dann verläßt er ruhig  
schleichend seinen Untermann. — Es war  
ein Wagnis ohne die nötigen Sicherungs-  
leute, darüber waren wir drei uns völlig  
im Klaren, doch der Wille, zu kämpfen  
und zu siegen, war stärker, als alle Be-  
denken. So rüsten wir zum neuen Angriff.  
In Ermangelung der weiteren Gefährten  
trat eine gut ausgeklügelte Selbstsicherung  
an deren Stelle, ersparte uns den Vorwurf  
des Leichtsinns, wenn es schief gehen sollte.  
Und nun Glück auf!  
Zuerst belastet mich der leichtere Freund R.,  
dann schlich sich Otto Katzenartig über uns  
hinweg. Ich spüre die drückende Last, die  
Schwere zweier Körper, — sonst atemlose  
Stille. — Schon wollen die Kräfte erlab-  
men, da weicht der Druck von meinen  
Schultern und behutsam, eng ans Gestein  
geschmiegt, steigt der Führende höher, zwingt  
mit bewundernswerter Ruhe und Kalt-  
blütigkeit Stück für Stück der schwierigen  
Wand. Ein seltener Genuß dabei zuzu-  
schauen. — Plötzlich, kurz vor dem Aus-  
stieg ein nochmaliges Halt! Nicht schlimm  
ist's, nur diktiert von der Vorsicht, denn  
eine Seilschlinge sollte die letzten Meter

zum Gipfel sichern. Wenig später ist auch  
das Schlußstück gemeistert, des Berges  
letzter Trumpf in Otto's Händen. Jubelnd  
hallt ein donnerndes „Berg Heil“ von  
Mund zu Mund, ehot klangvoll in den  
Wänden. —  
Geraume Zeit verstrich noch, bis auch wir  
anderen das Wand'l durchklettert und  
siegesfroh auf freier Gipfelsonne saßen.  
Nirgends konnten wir Spuren eines frühe-  
ren Besuches entdecken. Wie wunderbar  
das annutete, daß Geschlecht auf Geschlecht  
jahrhundertlang die Felder dort draußen  
bestellt, den Wald um uns gerodet hatte,  
daß da unten auf den Wegen schon tausend  
und abertausend Füße geschritten und daß  
wir die Ersten sein sollten, die von diesem

Hochaltar der Schönheit der Bergwelt ent-  
gegenjubelten. Schön war es da oben, un-  
sagbar schön. Gefallen war der kühnste,  
stolzeste Turm der Adersbacher Felsenwelt.  
Um uns rauschte der Bergwald sein heiliges  
Lied, Amseln sangen laut in die fried-  
same Stille und ein Kuckuck versprach ein  
unwahrscheinlich langes Leben. Ein letztes  
Leuchten flutet über des Himmels unend-  
lichen Dom und unsagbar zart verfliegen  
die Farben des Abschieds im weiten Raum,  
im wundervoll stillen Abendfrieden der  
Bergnatur. Nun, da der Tag im Verschwei-  
den war, fühlten wir so recht, wie fein er  
sich gerundet hatte zu einem Tage, den  
man nicht vergißt. —

## Aus vergangenen Tagen der Jugendburg Hohnstein

Siegfried Störzner, Dresden

Unsere malerische Burg Hohnstein, das  
Schmuckkästlein der Sächsischen Schweiz,  
dient seit dem 16. September 1924 der  
wanderfrohen Jugend Sachsens, ja, ganz  
Deutschlands, die nun in der alten Berg-  
feste einen Stützpunkt für all ihre Be-  
strebungen besitzt. Spiel und Sang, Tanz  
und Klang hallen von den Felsen zu Tale  
nieder. Frohsinn und Heiterkeit sind einge-  
deiht, der Himmel, unter dem alles ge-  
deiht, Gift ausgenommen, wie Jean Paul  
einmal gesagt hat.

Und doch gab es eine Zeit — und sie liegt  
noch garnicht allzufern — da hatte Hohn-  
stein einen gar schlimmen Ruf, war es  
doch im 16., 17. und 18. Jahrhunderte  
eines der berüchtigsten Staatsgefängnisse,  
von dem das Volk mit Recht sang:

Wer da sitzt auf dem Hohenstein,  
der kömmt selten wieder heim.

Oder:

Wer von Hohnstein kömmt ungeschlagen,  
der kann von großem Glücke sagen.

Wieviel arme Teufel haben hier im „ge-  
fengknüß“ geschmachtet, im „Amtsgehor-  
sam“, im natürlichen Felsen unter dem  
Schloßtor, im „aufgemauerten Thurmb“,  
in der Münze oder Badestube und wie all  
die Kerker sonst noch hießen.

Wiederholt sind abenteuerliche Fluchtver-  
suche gemacht worden, um dem elenden  
Hinsiechen und den Schrecken der berück-  
tigten Solterkammer zu entgehen und in  
die goldene Freiheit zu gelangen — trotz  
der Bestien drunten im Bären Garten am  
Fuße der Burg, denen mancher Flüchtling  
zur Beute wurde.

So benutzte, um nur ein Beispiel zu bringen,  
Anno 1714 der Sebnitzer Accis-Visitator  
Strobbach, der im sogenannten Ziegelge-  
wölbe gefangen saß, ein heimlich angefer-  
rigtes Strohseil, um über die senkrecht ab-  
fallenden Felswände hinab ins Polenztal  
zu fliehen. Doch trotz der ansehnlichen  
Länge von 30 Ellen war es immer noch  
zu kurz. Strobbach mußte aus beträchtlicher

Höhe in die Tiefe springen und brach dabei beide Beine, so daß es wahrlich kein Kunststück war, den armen Kerl wieder zu ergreifen. Noch vor einem Menschenalter zeigte man den Besuchern des Schlosses als seine größte Merkwürdigkeit das zu diesem Sturzversuch angefertigte und benutzte Strohseil.

Andere waren glücklicher, so zwei berüchtigte „Zauberer“, die wegen eines Anschlags auf den Kurfürsten hier oben saßen. Ostern 1582 ließen sie sich an einem Seile, das sie sich aus Lappen und Lumpen angefertigt hatten, in die Tiefe des Bärengartens und entkamen glücklich.

Als 1858 das Rentamt von Hohnstein nach Schandau verlegt und 1861 auch noch das Justizamt im Schlosse aufgelöst wurde, benutzte man die dadurch freigewordenen Räume zur Unterbringung einer Korrekptionsanstalt für Männer. Schließlich diente die Burg von 1920/24 als Außenabteilung der Strafanstalt Bautzen.

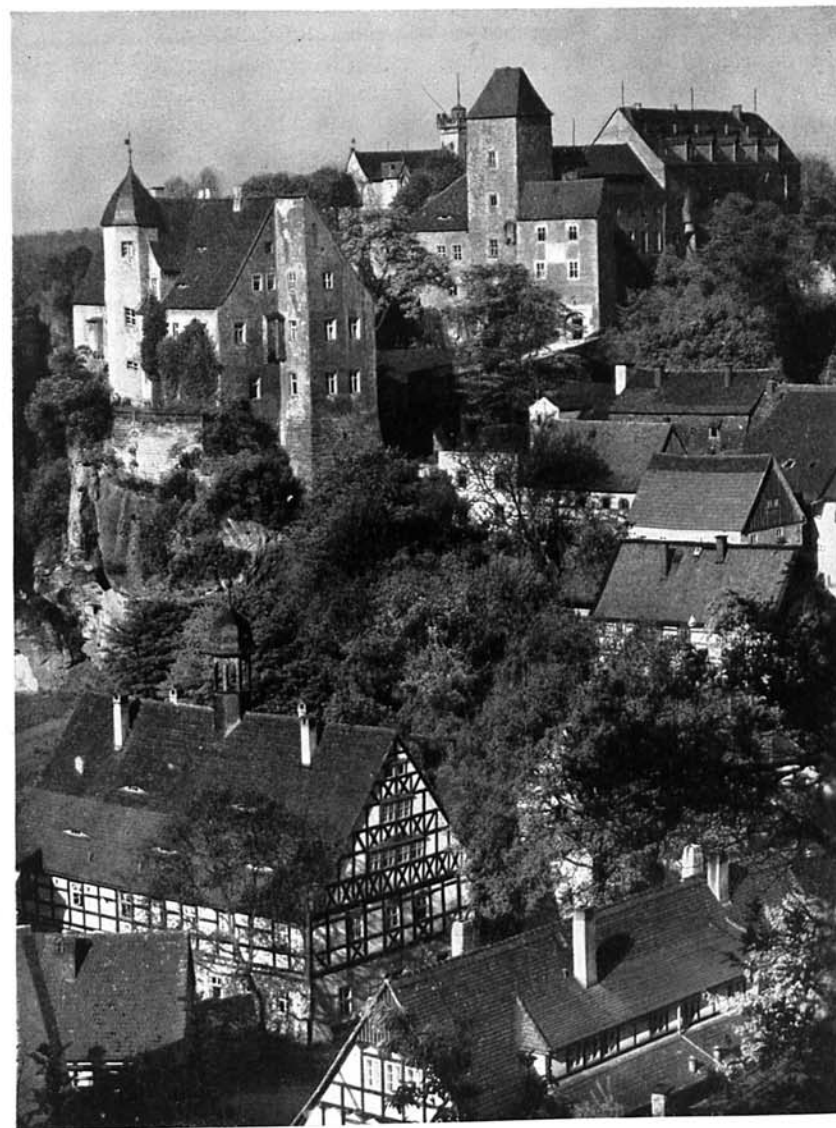
Unter den Hohnsteiner Gefangenen hat es zu allen Zeiten außer licht- und arbeitscheuem Gesindel auch Menschen gegeben, die einst bessere Tage gesehen, Männer, denen es nicht an der Wiege gesungen, daß sie im Arbeitshause ihr Leben beschließen würden, neben allerhand Galgenstricken verkommene Genies, die Schicksal oder Charakterlosigkeit aus der Lebensbahn geworfen. Die Furcht vor dem Hohen Stein war in früheren Jahrhunderten nicht gering, drohte man doch denen, die zu keinem Geständnis gebracht werden konnten, sie im unterirdischen Gefängnis elend umkommen zu lassen. Und wie viele sind in den von scheußlichem, giftigem Gewürm belebten, entsetzlich stinkenden Löchern, aus denen niemals der Unrat entfernt wurde und in die kein Strahl der Sonne eindringen konnte, bis zu ihrem frühzeitigen Tode „verwahrt“ worden! Wieviel Unschuldige waren darunter, die Laune oder Mißgunst des Landesherrn,

böswillige Verleumdung, Aberglauben oder andere Religion als der im Lande herrschende hierher gebracht hatte! Besonders waren es Männer vom Adel und der Geistlichkeit sowie des Gelehrtenstandes, die auf Hohnstein schmachteten, während man „Gemeines Volk“ in noch schlimmere Kerker steckte.

Interessante Leute saßen hier auf Hohnstein, so Wolf von Merbitz, ein Silbermacher, der sich vergeblich bemüht hatte, aus unedlen Metallen edle herzustellen — ein Glück für Böttger, daß er bei ähnlichen Versuchen als Goldfisch auf die Erfindung des Porzellans gekommen war, sonst hätte er, wie seine Vorgänger, unter Henkers Hand geendet. Weiter nenne ich hier nur Kurz Hieronymus Emser, den Gegner Luthers, zwei Grafen von Stollberg, die Herren von Plauen, Joachim von Carlowitz, den Oberkammerherrn von Trützschler, einen Kammerjunker von Grünrod und wie sie alle hießen.

Auf Hohnstein wurde auch die letzte Tortur in Sachsen angewendet und zwar an einem Fleischer Hahn aus Dresden, der jedoch alles Foltern aus hielt und nichts gestand — erst auf dem Totenbette bequeme er sich zur Beichte. Friedrich August der Gerechte verbot dann 1772 die Tortur. Folterbank, Daumen- und Zehenschrauben, Wippstangen, Nagelstiefel, Zangen und Eiserne Jungfrau, die Schrecken der Hohnsteiner Folterkammer, bewahrt heute das Germanische Museum zu Nürnberg der Nachwelt als gruselige Erinnerung an die gute, alte Zeit auf.

Hohnstein war aber nicht nur Gefängnis, sondern auch Jagdschloß. Sehr häufig weilte hier mit großem Gefolge der Landesherr, um in den meilenweiten Forsten der Umgebung auf Hirsch, Wildschwein, Bär oder Wolf zu jagen, oder drunten im Bärengarten von einem Fenster des Burgkellers aus einen Petz zu schießen.



*Blick auf Stadt und Burg Hohnstein*

*Mit freundlicher Genehmigung den Mitteilungen des Landesvereins Sächs. Heimatschutz entnommen*

Von den Mauerbrüstungen, Felsgärten, Altanen und Basteien des festen Schlosses schauen wir hinunter in die tiefe, waldige Schlucht, durch die im Schindergraben ein Bächlein hinabrieselt zur Polenz. Geringe, aber hohe Mauerreste zeigen uns die einstige Umfassung dieses Zwingers. Hier befand sich Deutschlands berühmtester Bärengarten. Schloßberg, Rittersitz, Breitstein und Hentzschels Horn schlossen ihn ein.

Um stets Gelegenheit zur Jagd auf den immer selteneren Meißner Braun zu haben, ließ der Landesherr Anno 1609 diesen Bärengarten durch den Hohnsteiner Amtschöffer anlegen. Monatelang mußten die Bewohner der umliegenden Dörfer zu diesem Bau Spann- und Handdienste als Fronarbeit leisten. Dazu wurden in der Wald- und Felswildnis des Meißner Hochlandes, wie damals die Gegend genannt wurde, Bärenfänge angelegt, an die noch heute Flurnamen und Reste erinnern.

Die Besiedelung des Platzes und die Erbauung der ersten Feste verliert sich in sagenhafter Vorzeit. 1353 tritt uns die Burg zum ersten Male in einer Urkunde entgegen, der Name Hohnstein schon einige Jahrzehnte eher. Im 14. und 15. Jahrhundert saßen hier die Birken von Duba, ein ebenso mächtiges wie wildes, rauflustiges und unruhiges Geschlecht, das trotz aller geschlossenen Verträge und Abmachungen nie Frieden halten wollte. Kaiser Karl IV. als Lehnsherr hatte diesen böhmischen Adel, der sich nach dem bekannnten Städtchen Dauba nannte, und den Eichenstamm im Wappen führte, hier eingesetzt. Der größte Teil der Sächsischen Schweiz, wenigstens auf dem rechten Ufer, bis weit hinein in das heutige Böhmen, gehörte den Birken, die wir auch auf dem Wildenstein (Kubstall), dem Tollenstein und anderen Burgen finden. 1443 traten die Burgen von Duba ihre Herrschaften im Tausche an den Kurfürsten von Sachsen ab. Sie erhielten da-

für Mühlberg an der Elbe. In den folgenden Jahrzehnten finden wir auf Hohnstein die Schleinitze und dann die Schönberge, zwei der ältesten Adelsgeschlechter des Landes. 1543, also gerade hundert Jahre nach der ersten Erwerbung, kommt Hohnstein wieder an die Landesherrn, in deren Besitz es nun in der Folgezeit bleibt.

Im 30jährigen Kriege stürmten Schweden und auch Kaiserliche die Feste. Trotzdem infolge früherer Brände damals große Teile der Burg in Trümmer lagen, wurde sie von dem Amtschöffer Böhme und der Besatzung erfolgreich verteidigt. Was die Feinde nicht zu zerstören vermochten, das gelang dem Wetterstrahl. 1604 äscherte ein Brand das alte Schloß ein, 1621 ein gleicher die hintere Burg, ebenso 1632. Viele Urkunden gingen bei diesen Schloßbränden verloren.

Bis vor einem Menschenalter war Hohnstein der Sitz des gleichnamigen Amtes. Es umfaßte das rechtselbische Gebiet der Sächsischen Schweiz mit fünf Städten (Hohnstein, Wehlen, Sebnitz, Neustadt und Schandau), und gegen 50 Dörfern, Rittergütern und Vorwerken.

Und nun noch ein Wort über das Städtchen Hohnstein selbst. Versäume ja nicht, lieber Wanderfreund, bei einem Besuche der Jugendburg die Winkel und Gäßchen am Markte ein wenig zu durchstreifen. Sie sind es wahrlich wert, daß du ihnen ein Stündchen Zeit schenkst! Schau dir das Gotteshaus an, das so prächtig in seine Umgebung paßt! Kein Geringerer als George Bähr hat es aber auch erbaut. Hier in Hohnstein war der Dresdner Ratszimmermeister — schlichter Leute Kind vom Kamme des östlichen Erzgebirges — vor eine besonders schwierige Aufgabe gestellt: Der große Hohnsteiner Stadtbrand von Anno 1724 hatte auch die Kirche eingeäschert. Da wandten sich die Bürger in ihrer Not an den Meister, der damals ge-

rade an der Dresdner Frauenkirche baute, seinem Lebenswerke, dessen Vollendung zu sehen ihm nicht vergönnt sein sollte. „Die Hohnsteiner brauchen eine neue Kirche! Sie darf aber nicht viel kosten, denn unser Städtel ist arm, und noch weniger viel Platz beanspruchen, denn daran ist in der Hügelfstadt noch mehr Mangel als am Gelde.“ So war hier George Bähr in doppelter Hinsicht gebunden. Und trotzdem konnte 1729 ein Bau geweiht werden, der sich wundervoll in das malerische Städtchenbild mit dem reizigen Schloße einfügt.

Und noch einen anderen Bau schau dir in Hohnstein an: Das aus der alten Brauerei umgebaute Rathaus mit dem Dachreiter und der welschen Haube und nicht zuletzt dem schönen Fachwerk!

Als Gast der Jugendburg Hohnstein hast du gewiß auch Interesse für die Umgebung des Städtchens. Droben auf der Höhe überm Bahnhofe grüßt der Hohnsteiner Schanzberg mit den stattlichen Resten der 1813 von Napoleon hier angelegten Befestigungen zum Schutze der Heerstraße, die von der Lausitz über Stolpen nach dem Fuße der Festung Königstein führte. Von der bebuchten Kuppe schaut man auf den Wallkronen nach allen Seiten meilenweit in die Runde. Im Winter laden hier die Rodelbahn und die zur Ausübung des Skisportes vorzüglich geeigneten Besuche ein, während im Sommer das neue Schwimmbad lockt.

Nicht zum Stubenhocken bist du nach Hohnstein gekommen. Suche dir lockende

Pfade und verborgene Schönheiten außerhalb der Herdenwege! Steig hinab in den Bärengarten und folge dort dem Halbenwege zur gewaltigen Halle der Gautschgrotte im Kalten Loch, deren gewaltige 26 m hohe Eissäulen sonst nirgends wieder zu finden sind! Geh den Begangsteig weiter, der sich um die Felswände herumschlängelt zum Neuweg, durchstreife die Saugründe, suche auf ihren Felshörnern die gewaltige Königskiefer, den stattlichsten Baumriesen der Gegend, laß dir das Naturschutzgebiet des Bannwaldes verraten und dringe hier weglasslos ein. Das obere Polenztal mit der Bockmühle, wo dich die vom Heimatfuß behüteten Märsenbecherwiesen grüßen, die fast alpin angelegte Wartenbergstraße mit ihren gewaltigen Kehren, die alten Kalkstollen an der Bergschenke, der Hockstein mit der sagenhaften Lederbrücke, die einst hier das Polenztal überspannt haben soll, Krinzberg, Gohsdorfer Raubschloß, Waitzdorfer Berg und Gickelsberg, sie alle bieten dir des Schönen abseits des Fremdenstroms soviel, ganz gleich, ob du Hohnstein besuchst, wenn die Täler den ersten Schmuck des Frühlings anlegen, wenn Sommer Sonnenpracht das Tal verschönt, wenn die Buchen in lobenden Farben des Herbstes prangen oder wenn Wald und Flur im gleißenden Winterzauber vor dir liegen und dir zurufen:

Der Wanderstab, ein Zauberstab!  
führ ihn bergauf, bergunter!  
Er zeigt mit jedem neuen Schritt  
ein neues Gotteswunder!

## Der Große Dom

Ferd. Gerhardt

*Oft, wenn ich weit von dem geliebten Lande bin,  
seh' ich mich wandeln in der Mondnacht unter Bäumen.  
Aus breiter Buchenkronen Schatten trete ich  
hinaus in strahlend weißen Sand und hebe meine Hände  
beglückt empor zu dem gewaltigen Silbergrau der Wände  
des großen Felsendomes.*



## Samariterübung am Talwächter bei Rathen

Willy Ehrlich

Die Samariterabteilung des Sächsischen Bergsteigerbundes hatte sich entschlossen, die alljährlichen Felsübungen vor einer größeren Öffentlichkeit durchzuführen. An sich bestand diese Notwendigkeit schon seit Jahren, doch gaben die verworrenen Verhältnisse, die leider in unseren Bergen eingegriffen waren, nie die rechte Gelegenheit dazu. So hat die Samariterabteilung in aller Stille ein Stück Riesearbeit geleistet, die wohl allen Bergsteigern und auch Skiläufern von gelegentlichen Berichten bekannt war, die aber der großen Öffentlichkeit immer verschlossen geblieben ist. Dabei hat der regelmäßige Sonntagsdienst in Rathen die dort so zahlreichen Hilfsdienste zum weitaus größten Teil für gelegentliche Wanderer und Ausflügler geleistet. 95 Prozent aller behandelten Unfälle stammten aus den Kreisen dieser Ausflügler und nur 5 Prozent wurden verunglückten Bergsteigern zuteil. Das beweist die Uneigennützigkeit der Samariterabteilung und die Notwendigkeit einer solchen Organisation für unsere sächsischen Felsberge, die mit ihrem schwierigen Gelände Unglücksfälle aller Besucher nicht vermeiden läßt.

Zu der Übung, die Ende Mai am „Talwächter“ durchgeführt wurde, waren zahlreiche Einladungen ergangen. Es ist für den Bergsteigerbund von größter Bedeutung gewesen, daß dieser Einladung von allen Seiten Folge geleistet wurde.

Es waren vertreten die Regierung durch den Stadtratsverordneten und Sturmbannführer Walter Wolf, der zugleich Mitglied des SBB ist, viele Gemeinden unseres Berglandes durch ihre Bürgermeister, die Reichswehr durch ihre Nachrichtenabteilung, die Gauleitung und einige Sektionen der NSDAP, die Bezirksgruppe Dresden des Stahlhelm sowie dessen Frauenbund und

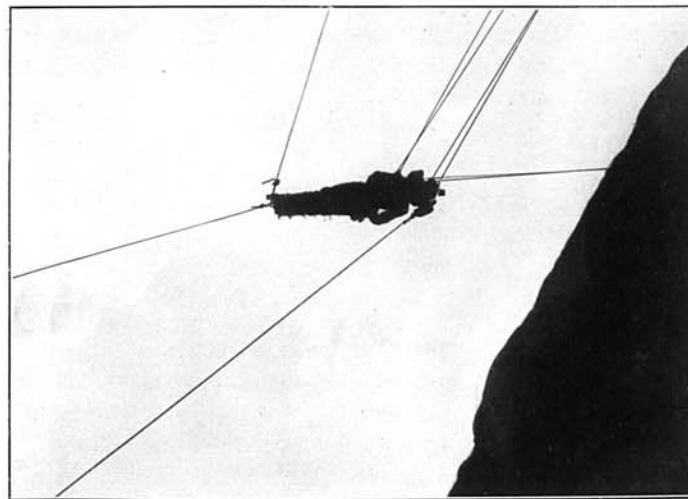
Sanitätsabteilung, die SA-Standarte 100 und 177 und die SS-Standarte 4/46. Wie schon früher waren auch anwesend die Vertreter des Landes-Samariterverbandes und einige Samaritervereine. Es fehlten auch nicht die berg- und skisporttreibenden Verbände Dresdens.

Die Gemeinde Rathen stellte zur Durchführung Räume und Helfer zur Verfügung. Der Bürgermeister ließ den Bergsteigerbund willkommen. Er verwies auf die segensreiche Arbeit der Samariterabteilung zum Wohle aller Besucher unserer schönen Heimat. Bergfreund Voigt, der Leiter der Samariterabteilung, gab einen kurzen Überblick zur Übung selbst. Allen Teilnehmern wurde ein Merkblatt, das im wesentlichen über die Abteilung und seine Arbeit Aufschluß gab, und ein Heft über erste Hilfe in den Bergen, vom SBB herausgegeben, ausgehändigt. Im gemeinsamen Zuge begaben sich alle Interessenten, ungefähr 200 Mann, zum Talwächterfels.

Dort war die eigentliche Übung schon längst vorbereitet. Es war ein Unglücksfall mit schweren Beinverletzungen angenommen worden. Der Verletzte lag auf dem niedrigeren Nordgipfel. Er war eingestrickt und mit einem Schwebebaum fest verbunden. Die Halteseile gingen vom Nordgipfel und vom Südgipfel aus zum Schwebebaum, außerdem zwei Abzugseile für Kopf- und Fußende vom Fuß des Felsens.

Nach Eintreffen aller Teilnehmer ergriff der Vorsitzende des SBB das Wort.

Er betonte in kurzen treffenden Worten die selbstlose Arbeit der Samariterabteilung, die frei von allem Materialismus geleistet worden ist. Er verwies auf die Liebe der Bergsteiger zu ihrer schönen deutschen Heimat, für die sie bisher mit allen ihren Kräften zu ihrer Erhaltung gearbeitet haben.



phot. Riedel, SBB

Zwei Minuten stillen Gedenkens für Albert Leo Schlageter ließen tiefe Eindrücke bei allen Beteiligten zurück. Es waren feierliche Minuten des Schweigens inmitten der steil aufragenden Felsen und unter ihnen rauschenden Wäldern. Mit einem Sieg- und Bergheil auf unser deutsches Vaterland und unseren Volkskanzler Adolf Hitler, der ebenso wie wir, ein Freund der Berge ist, schloß er seine Worte.

Nummehr übernahm Bergfreund Ziegenbalg das Kommando. Der eingestrickte Verletzte wurde über die Kante hinaus in das Freie geleitet. Ruhig und gleichmäßig trat er mit überzeugender Sicherheit die „Talfahrt“ an. Die lautlose Stille wurde nur durch die kurzen klaren Kommandos des Leiters unterbrochen. Diese Übung zeigte deutlich, welche ganze Arbeit bei Ausbildung der Samariter geleistet worden war. Kurze Kommandos genühten, um den Schwebebaum immer in waagerechter Lage zu halten. Am Fuße des Felsens wurde der Verletzte von bereitstehenden Samaritern abgenommen und auf einer Notbahre, die nur aus zwei kurzen Holz-

stücken und einem dazwischengeflochtenem Seil bestand, weiterbefördert. Diese ganze Übung, die immerhin über eine zirka 30 m hohe Wand vorgenommen wurde, war in 25 Minuten durchgeführt. Anschließend zeigte man noch das Bergen eines Verletzten mit leichteren Kopf- und Armverletzungen. Der Verletzte wurde im Schenkelsitz an einem Karabiner gleitend über nur ein Seil herabgelassen. Diese Art der Abseilübungen ist noch wenig bekannt, aber ihre Verwendungsmöglichkeit hat sich bei dieser Übung vollkommen erwiesen. Es wurde noch das Einstricken und Entstricken gezeigt. Bergfreund Voigt verwies dann noch auf die Durchführung eines Ernstfalles hin, er betonte, daß die Übungen auch mit der Hälfte von Material und Helfern durchgeführt werden kann. Viele der besuchenden Formationen ließen sich dann noch die verschiedenen Verwendungsmöglichkeiten der Seiltransporte erklären und es wurde der Wunsch geäußert, diese Übungen, die den ungeteilten Beifall aller fanden, einer größeren Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Bergfreund Wächter dankte der Samariter-

abteilung für die geleistete Arbeit. Der gemeinsame Gesang der Bergsteiger mit dem alten Bergsteigerlied „Bergfreunde, Bestürmer der Felsen . . .“ schloß diese groß-

zügige Veranstaltung.

Es war für die Samariterabteilung und den Sächsischen Bergsteigerbund ein voller Erfolg!

### Beitrag zur Kletterersprache

Walter Schmidkunz-München

Der kleine Beitrag von R. H. Viebach hat mich ebenso wie der Aufsatz in der Februarnummer des „Bergsteiger“ besonders berührt, da ich seit langem Material über das gleiche Thema sammle.

Ich glaube allerdings, daß Herr Viebach in seinen Wortweiterleitungen zum Begriff „Quacke“ etwas zu weit geht. Sicher trifft er mit der Erwähnung der „Warensteine“ bei Garmisch — Felsen nicht das Richtige; denn Warensteine leitet sich von

einem im Altbayrischen noch heute viel gebräuchtem Wort „war“ her, das soviel wie rauh, spitzig, scharf heißt. Die Althochdeutschen Formen lauten:

hwaz und hwas

und bedeuten: wild, rauh, scharf. Zweifellos gehört auch der Watzmann in diese Gruppe. Der Begriff „Wacke“ dagegen ist z. B. in dem Ort Wackersberg bei Tölz erhalten.

### Zu dem Aufsatz »Der Rosenberg« im Maiheft 1933

sandte uns Herr Siegfried Störzner folgende Zeilen:

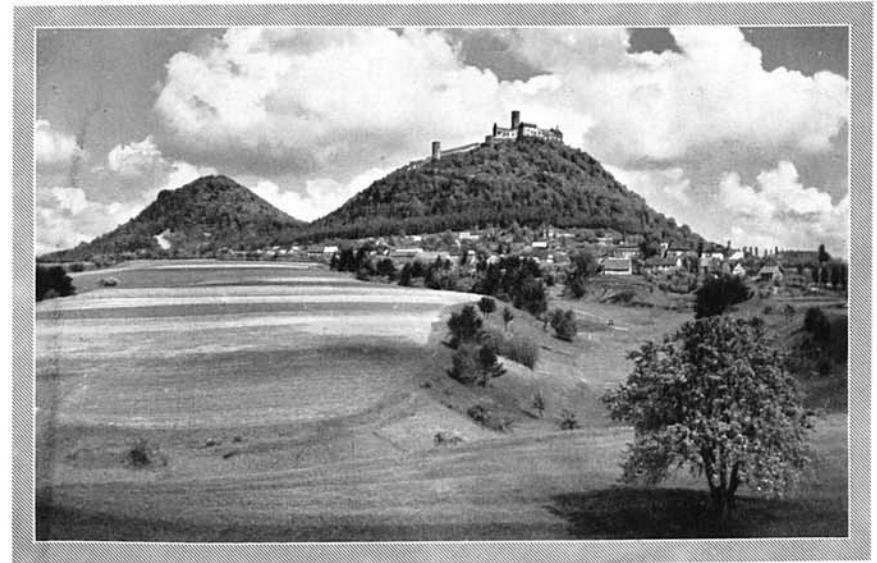
Da mein in der Mainummer des „Bergsteiger“ zum Abdruck gelangte Aufsatz über den Rosenberg schon lange Zeit der Schriftleitung eingereicht war, aber erst jetzt erscheinen konnte, muß ich berichtigen, daß leider Ende April 1931 das Prager Bodenamt doch noch die Domäne Binsdorf mit dem Rosenberg, seinem Gasthaus und dem Aussichtsturm enteignet hat, ebenso das Prebischtorgebiet mit dem dortigen Hotel, ferner Schloß und Meierhof Binsdorf selbst.

Einige Monate nach der Enteignung, am 26. August 1931, wurde die aus Holz erbaute Gastwirtschaft auf dem Rosenberg von einem wohl durch Essenschaden verursachten Brande heimgesucht, der den Bau völlig einäscherte und alles Inventar vernichtete. —

Bei den botanischen Seltenheiten des Rosenberges muß es heißen „Kellerhals oder Seidelbast“ (nicht „und“), da ja beide Namen die gleiche Pflanze bezeichnen.



Das »Melzer Knappenedel« in der Aprilnummer des »Bergsteiger« ist das alte Vereinslied des Akademischen Alpenvereins von L. Böttcher gedichtet.



Burgruine Bösig  
phot. Rudolf Kobach SBB

### Bösig

R. H. Viebach

Hoch auf Basalt,  
Mit trutzigen Mauern und Türmen,  
Mit gotischen Toren  
Und vielen, vielen Gelassen,  
Gewaltig, ein ragender Bau,  
Schaust, Bösig, Du ins sommerliche Land.

Noch stehst Du fest  
Und läßt von Deinen Zinnen  
Den Blick hinschweifen über weite Wälder,  
Über Berge und Dörfer und Teiche,  
Im Süden gar fernhin zum schönen Prag, —  
Und bist doch dem Verfall anheimgegeben,  
Der Zeit und ihrem strengen Spruch:  
Hin gabst Du ritterlichen Glanz  
Samt Roß und Reitern,  
Hin zwingende Gewalt, Befehl und Pracht,  
Deine Waffen und Truhen,  
Getäfel, Gebälk und die Dächer.  
Feuer zerlohte Dich,  
Kammern und Speicher verbrannten.

Treppen und Stiegen stürzten  
In schwelende Glut,  
Qualm stieß hinaus  
Durch Deine schön-bogigen Fenster,  
Rauch warf seine rußenden Schwaden  
Dir ins brechende Antlitz, — — —

Doch konnten Zeit und Krieg  
Und Feuer Dir nicht rauben  
Den wundersamen Zauber Deiner Höhe!  
Du fühlst ihn, wenn das Frührot Dir  
Hoch über den betauten Gemächern erblüht —  
Oder wenn der Mond Dir mit Silber  
Die Gewölbe und Keller füllt, — —

Du birgst ihn ins Geranke Deiner Nischen,  
Ins Grün Deiner schattenden Buchen,  
Ins Geleucht Deiner beerenprangenden  
Eber-Eschen,  
Und hältst ihn mit herrischen Giebeln —  
Eujoh-Hoijoh! fest im Gewittersturm! —

## Monte-Rosa-Ostwand

Max Wunderwald. SBB

Im nachfolgenden wird eine führerlose Durchsteigung der Monte-Rosa-Ostwand geschildert. Sie wurde als erste des Jahres durchgeführt, es wurde in zweier-Partien gestiegen. Die Wand gilt heute noch als eines der größten westalpinen Probleme.

\* \* \*

Donnernd und aus allen Adslagern rauchend fuhr der Zug in Domodossola ein. Eine fast 24stündige Bahnfahrt über Nürnberg—Lindau—Zürich—Bern—Brig mit all ihren Aufregungen des Umsteigens und Umpackens lag hinter uns. Zwei der größten Alpentunnel hatten wir durchlebt, den Löstschbergertunnel, zirka 14 Kilometer lang und den 17 Kilometer langen Simplontunnel. Am nächsten Tag eine kurze Bahnfahrt nach Vogogna und dann per Auto im schönen Anezatal empor nach Macugnaga. Es ist das eine kleine deutsche Sprachinsel, wo heute noch Schwyzdeutsch gesprochen wird. Hier nahmen wir nochmals eine sorgfältige Überprüfung des Gepäcks vor und da wir auf einige Tage Standquartier auf der 2½ Stunde entfernten Pedriola-Alpe beziehen wollten, Zusammenstellung des Proviandes für diese Zeit.

Auf dem Wege zur Alpe merkten wir, daß all unseren Berechnungen zum Troste die Rucksäcke immer noch gewaltig drückten und nur die Hoffnung, daß aller Schmerz auf Erden doch einmal ein Ende hat, ließ uns auch dieses Schwere ertragen. Gegen Abend langten wir auf der Pedriola-Alpe an. Leider ließen tief herabhängende Nebel den Blick nach oben nicht frei. Die Quartierfrage war bald gelöst. Bei den Sennleuten der Alpe fanden wir gute Unterkunft. Saul lagen wir in den ersten Augusttagen

1932 auf dem Grasboden der Pedriola-Alpe in der Sonne, nur dann und wann jäh auffahrend, wenn dumpfer Donner von den Hängen des Monte-Rosa herüberrollte. Gespannt verfolgten wir dann den Lauf der Eis- und Steinlawinen, bis sie endlich im schuttgedeckten Macugnaga-Gletscher ihre Ruhe fanden. Ein gutes Duzend waren an diesem Tage niedergegangen und von unserem Ruheplatze aus sahen wir die Wand in ihrer Pracht und Herrlichkeit, aber auch in ihrer furchterregenden Eispanzerung und Steilheit vor uns. 2500 Meter fast schießt sie vom Fußpunkte des Macugnaga-Gletschers empor, und nur an den Gipfelsfelsen mit 400 Meter Höhe, die als nicht allzu groß erscheinenden Felsenbollwerk hoch oben thronen, konnten wir vergleichsweise ihre gewaltige Höhe ermessen. Letzte Vorbereitungen wurden getroffen: Holz gehackt, Wäsche gewaschen, Rucksäcke gepackt und auf ihr Gewicht geprüft. Zeitig krochen wir ins Heu, denn es hieß auf Vorrat schlafen. Am anderen Tag nahmen wir Abschied von unseren Quartierleuten, die uns ungern ziehen ließen. Kaperte es auch manchmal mit der Verständigung, so hinderte dies absolut nicht, daß wir uns ganz, wenn auch einfach eingerichtet hatten. Keuchend und schwitzend stiegen wir am 7. August 1932 zur Marinelli-Hütte empor. Hier mußten wir eine Schnellreparatur des Fensters vornehmen, das vor einigen Tagen durch einen niedergegangenen Block etwas aus den Winkeln gegangen war.

3100 Meter hoch liegt das Hüttchen, eng an den Felsen geschmiegt, ein letzter bescheidener Zufluchtsort. Nachdem wir unserem leiblichen Wohl Genüge getan und den

Anstiegsweg bis zum Couloir (Lawinenrinne) genügend mit Steinmännern markiert hatten, krochen wir gegen 9 Uhr abends auf die Pritschen. 12 Uhr nachts hieß es aufstehen, Aufwärmen der bereits gekochten Getränke und Suppen. Das letzte richtige Essen für die nächsten 32 Stunden wurde dem Magen einverleibt und hinaus ging es, dem Kampf entgegen.

Werden wir ihn gewinnen?

Wir hatten gut markiert. Bald standen wir am Couloir, dem Schlüsselpunkt der Route. Der Stern war wider Erwarten trotz der Wärme gut, es waren früh 1.30 Uhr 7 Grad Celsius in 3200 Meter Höhe. Leises Klirren der Steigeisen beim Anpassen, ein Blick nach oben, ein angestrengtes Laufen, nichts rührt sich. Kurze Instruktionen an meinen Begleiter und ich schiebe mich hinüber, 4 Minuten später hatten wir es geschafft. Die gebrauchte Zeit war kurz. Wenig später kamen auch die anderen zwei Mann nach. Von hier aus war der Anblick überwältigend, über uns lag ein wolkenloser tiefdunkler Himmel, besät mit tausenden und abertausend funkelnden Sternen. Um uns die riesigen Wandfluchten der Ostwand mit ihren gefahrdrohenden Hängegletschern, die uns fast zu erdrücken schienen. 2200 Meter unter uns flimmerten die Lichter von Macugnaga . . .

Nun kam ein saures Stück Arbeit; die unteren Felsen des Imjengrückens. Ungünstig geschichtet und teilweise sehr lose aufliegend und vereist boten sie wenig Ruhepunkte. Hinzu kam noch die Finsternis, denn der Schein unserer Laterne reichte nicht weit. Zwei Stunden nach Überschreitung der Marinelli-Rinne hatten wir auch dies geschafft, denn der nun folgende Schneegrat zwischen dem unteren und oberen Felsen des Imjengrückens brachte uns rasch aufwärts, zumal die Schneeverhältnisse gut waren. Um uns herrschte tiefe Stille, eine geradezu erdrückende Einsamkeit. Noch war

der neue Morgen nicht angebrochen, frostgebannt, erstarrt hingen Fels und Eis zu einer einzigen Masse verbunden zusammen. Doch wie lange? Schon zeigte sich ein heller Streifen am Horizont, bald wird sie emporsteigen, Spenderin des Lichtes und des Lebens, doch auch die Mahnerin des Alpinisten, sich der Gefahren bewußt zu bleiben, die sich beim Höhersteigen der Sonne einstellen. Es galt jetzt vor allen Dingen im Tempo nicht nachzulassen, denn Schweres stand uns noch bevor.

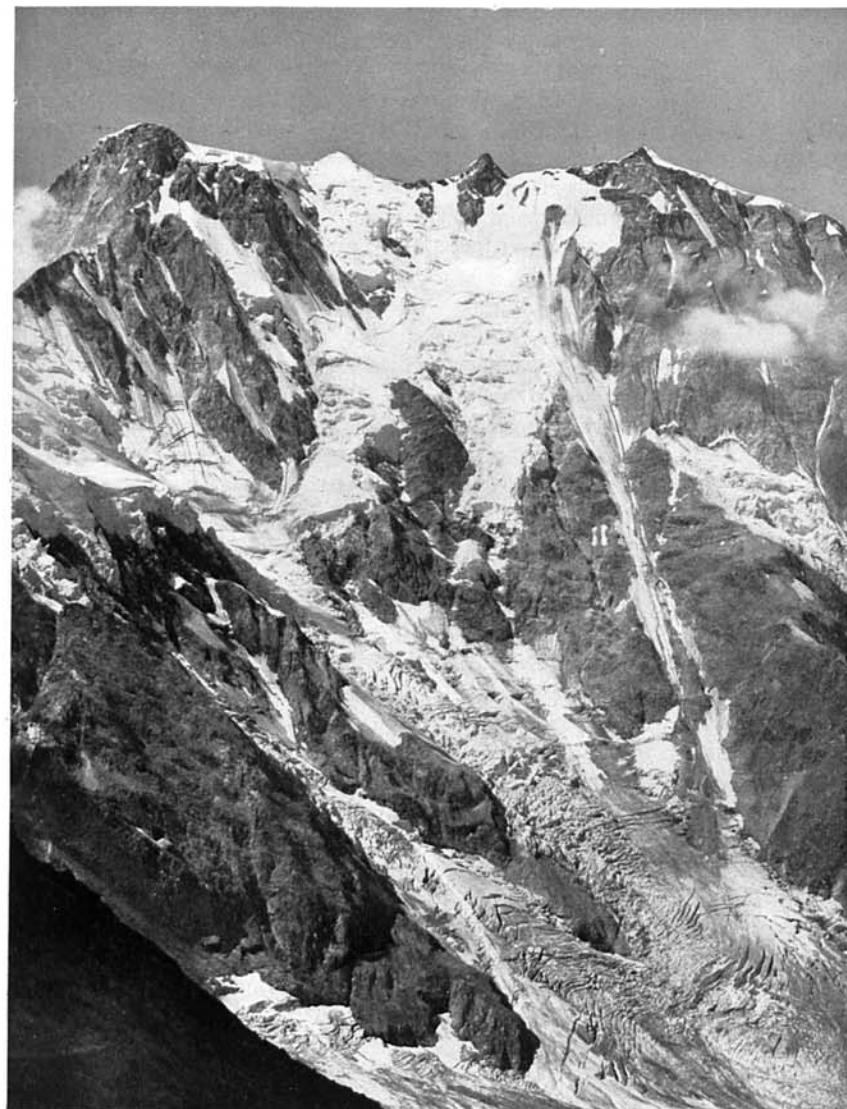
Die oberen Felsen, größtenteils verschneit, zum Teil aber auch mit einer glasurartigen Eisschicht überzogen, wollten vorsichtig behandelt sein. Merklich rückten wir höher und höher. Die Eistürme des Gletscherbruches, die beim Aufstieg so gefahrdrohend herunterschauten, hatten wir aufatmend passiert. 4000 Meter zeigte das Aneroid (Höhenmesser). Wir befanden uns an der Stelle, an der das Marinelli-Couloir eine im orographischen Sinne, scharfe Linksbiegung macht. Entweder querten wir nun nach links, zwischen den zwei zum größten Teil verschneiten Bergschründen in den oberen Teil des Gletscherbruches oder aber wir packten den Steilhang vor uns an. Mit seinen 65 bis 70 Grad geneigten Firnsfeld stellt er das steilste Stück der Wand dar. Wir entschlossen uns für das Letztere, querten aber noch etwas nach rechts aufwärts in das Couloir. Eine bange halbe Stunde folgte, einmal machte uns die Steilheit und Härte des Firnes zu schaffen und dann war es kein angenehmes Gefühl, so allen Gefahren ausgeliefert zu sein in der Mausefalle zu sitzen, denn alle vom Nordend und vom Silberfattel niedergehenden Stein- und Eisstücke mußten uns ja treffen. Wir waren herzlich froh, als auch das hinter uns lag. Wenn auch die nun folgende Gratrippe des Imjengrückens, die vollkommen unter Schnee und Eis lag, uns noch manche harte Tufe zu Enacken gab. Fast 150

Meter oberhalb des oberen Bergschundes querten wir dann nach links unter den Abstürzen des Silberfattel. Urplötzlich blieben wir stehen. Das Donnern einer gewaltigen steilen Eislawine, die krachend im Marinelli-Couloir niederging, war die Ursache. Das war also die Mausefalle. Eine halbe Stunde früher und wir wären mit der Lawine in die Tiefe gegangen. Wortlos setzten wir unseren Weg in Richtung der Gipfelsfelsen fort. Vormittags  $\frac{1}{2}$  Uhr ließen wir uns hier — der Höhenmesser zeigte 4200 Meter Höhe — nach hartem Kampfe zu einer wohlverdienten kurzen Zwischenrast nieder. Die Wegzeit bis hierher war gut, hatten wir doch kaum mehr als  $7\frac{1}{2}$  Stunden gebraucht. Hierbei hatten wir die ideale Anstiegsroute über den Jmsengrücken begangen und erstmalig um ein gutes Stück weiter nach oben verfolgt, wie sie Dr. Kurt Willvoeseder im „Bergsteiger“ Juni 1931, der Zeitung des DÖAV schildert. Nach einstündiger Rast, während der wir eine wunderbare Rundschau genossen, brachen wir wieder auf, um das Schlusstück zu packen. Keiner ahnte, was unser noch harter. Nach 100 Meter Anstieg mußten wir zurück, da überhängende Felsen, untersezt von Eiskaskaden, uns den Weg versperrte. Zwei kostbare Stunden waren dadurch verloren gegangen. Erneut stiegen wir diesmal etwas weiter links, doch auch hier wurde uns der Weiterweg außerordentlich schwer. Langsam, nur allzu langsam kamen wir vorwärts, erst später erfuhren wir in Zermatt, daß wir falsch eingestiegen waren. Die Schatten wurden länger und länger. Der Gipfel war zum Greifen nahe und doch sollte noch manche Stunde vergehen, bevor wir uns aufatmend und tiefbeglückt am Gipfelkreuz der Dufourspitze in 4638 Meter Höhe die

Hand gaben. Dankbar genossen wir, Konrad Stengel und Willy Dehn aus Nürnberg, Guido van den Steen aus Brüssel und ich, die einzigartige herrliche Rundschau. Im Westen der Monarch, der Montblanc, uns feine gewaltige Brenvaflanke zeigend, haarfein ziseliert im Abendsschein. Im Südwesten das Dauphiné mit der Meije, dahinter im Dunst der Gran Paradiso. Im Norden das Berner Oberland im blendenden Weiß und um uns, zum Greifen nahe, die Recken des Wallis.

Doch die Zeit drängte, wir mußten an den Abstieg denken. Infolge der abnormen Wärmeverhältnisse, die noch um diese Tageszeit herrschten, (abends  $\frac{1}{2}$  Uhr) war der Schnee kolossal aufgeweicht und noch nicht wieder gefroren. Dieser Umstand machte auch uns zu schaffen. Es war auch die Ursache eines Spalteneinbruches meines Begleiters, den wir erst nach Rückruf der zwei vorausgegangenen Kameraden, nach reichlich halbstündigen Bemühen wieder herausgezogen hatten.

Doppelt vorsichtig legten wir das letzte Stück über das untere Plattje zurück und waren froh, als wir endlich die Geröllbalden erreicht hatten. Hier zogen es meine Kameraden vor, noch ein Biwak zu beziehen, während ich noch zur nicht weit gelegenen Betempshütte wollte.  $\frac{1}{2}$  Uhr morgens kloppte ich an. Erst nach mehrmaligem Besuche zeigte sich der Bewirtschafter, nicht wenig erstaunt, noch zu so später Stunde Besuch zu bekommen. Zwischen Tee und Zucker gab ich ihm die nötige Auskunft. Ehrlich müde und doch dankbar, froh des Gelingens froh ich unter die Decken. Lag doch eine selten schöne erhabene Bergfahrt hinter mir.



#### Die Ostwand des Monte Rosa

Von links nach rechts: Signalkuppe, Zumsteinspitze, Dufourspitze, Nordend, zwischen Dufourspitze und Nordend das Marinelli-Couloir

Mit freundlicher Genehmigung der Photoglob-Wehrli-Vouga, Zürich,

entnommen dem Buche: „Aus dem Leben eines Bergsteigers“ Bergverlag Rudolf Rother-München

## Zur Hygiene des Wanderns

Dr. med. Max Grünewald, Dortmund

Die menschliche Wohnung unterscheidet sich in Licht- und Feuchtigkeitsgehalt von den klimatischen Eigenschaften der freien Atmosphäre, in welcher durch die ständige Luftbewegung ununterbrochener Wechsel stattfindet, denn das Wohnklima ist gleichmäßig und reizlos. Im Freien erreichen die gasförmigen Verunreinigungen der Luft nur selten einen höheren Grad, weil dort die großen Luftmassen und die ununterbrochene Luftbewegung eine fortwährende Verdünnung und Beseitigung veranlassen und auf diese Weise eine größere lokale Ansammlung gasförmiger Verunreinigungen der Luft vermeiden. Dazu kommt noch, daß die atmosphärischen Niederschläge und die Lebensvorgänge in der Pflanzenwelt reinigend auf die Atmosphäre wirken. Über eine Reihe von Großstädten aber wie z. B. über London ist infolge des Zusammendrängens vieler Menschen nur ein geringes Abkühlungsvermögen und eine starke Verunreinigung der Luft vorhanden. Dabei ist beobachtet worden, daß der Rauch aus Privatfeuerungen die Luft viel stärker verschlechtert als der Rauch industrieller Anlagen. Die Steinkohle enthält durchschnittlich 1,7 Prozent Schwefel, aus dem Rauch in London lassen sich jährlich fast 1 Million Tonnen Schwefelsäure gewinnen. Durch diese gasförmige Verunreinigung der Luft werden besonders die ultravioletten Strahlen der Sonne gehemmt in ihrer gesundheitsfördernden Wirkung. Kindersterblichkeit und tuberkulöse Erkrankungen treten in erhöhter Zahl auf. Das Klima der Großstadt macht sich besonders bemerkbar in den Armenwohnungen.

Viele Krankheiten, vor allen Dingen die Rachitis, werden durch ungenügend gelüftete Wohnungen in ihrer Ausbreitung gefördert. Durch Gewöhnung an Luft und Licht und

durch Abhärtung wird der menschliche Körper widerstandsfähig gegen eine Reihe ansteckender Krankheiten.

Während durch langen Aufenthalt im Finstern die Zahl der roten Blutkörperchen und der Blutfarbstoffgehalt herabgesetzt werden, bewirkt die Sonnenbestrahlung nach den Beobachtungen von Lenkei eine Zunahme der roten und weißen Blutkörperchen um durchschnittlich 8%. Der erregende Einfluß des Sonnenlichtes auf das Nervensystem ist sowohl auf die Licht- als auch auf die Wärmewirkung zurückzuführen. Auch der Stoffwechsel wird gleichzeitig durch die chemische Lichtwirkung und den Einfluß strahlender Wärme verändert, d. h. die Kohlen säurebildung wird durch die Besonnung bei tiefer Lufttemperatur in un bewegter Luft vermindert, jedoch gesteigert im Sonnenschein der bewegten, freien Luft; bei zunehmender Bestrahlung nimmt die Kohlen säurebildung ab und wird in hochwarmer Luft durch die Besonnung regelmäßig vermindert. Die Bräunung der Haut ist ein äußerer Schutzmantel gegen die nachteilige Strahlenwirkung, denn durch die Pigmentierung der Haut als Schutzvorrichtung des Organismus gegen die entzündungserregende Wirkung des Lichtes werden die kurzwelligen Strahlen von der Haut verschluckt (absorbiert), und nur den langwelligen Strahlen wird der Durchgang, die Passage, möglich. Die Pigmentierung der Haut sichert im erhöhten Maße vor Entzündungserrscheinungen; der Gelbsüchtige, dessen Haut bereits durch eigene Einstellung gegen die Verbrennung geschützt ist, wird nicht braun und zeigt auch in der Sonne keine Verbrennungserrscheinungen. Die Sonnenbestrahlung wirkt außer auf die Haut auch auf zahlreiche Lebensvorgänge sowohl von seiten einzelner Organe als auch wahr-

scheinlich durch die direkte Umsetzung von Bestandteilen in den zirkulierenden Säften. Die Sonnenstrahlen enthalten Wärme-, Licht- und ultraviolette bzw. chemische Strahlen; im Hochgebirge ist die kurzwellige Strahlung am reichsten, Licht und Wärmestrahlung im Sommer, mit noch bedeutender Gesamtstrahlung im Winter, wobei die Wärmestrahlung am größten, die ultraviolette am geringsten ist. In der Niederung des Festlandes walten die diffuse Wärme und Helligkeitsstrahlung vor, während im Seeklima während des Sommers Ultraviolett- und Helligkeitsstrahlungen vorwiegen.

Die naturgemäße Begrenzung der Arbeitsleistung ist die Ermüdung. Die Energiespendenden Substanzen werden aufgebraucht, und es sammeln sich in den arbeitenden Organen, in der Muskulatur und im Gehirnstoffwechsel bzw. Abbauprodukte an, welche durch die Blutbahn weiter verschleppt werden. Da nun auch bei reiner Muskelarbeit die Leistungen des Nervensystems mit beansprucht werden, so ermüden nicht nur die Körpermuskeln, sondern auch die Zellen des Zentralnervensystems und der Sinnesorgane. Vom arbeitenden Einzelorgan geht die Ermüdung allmählich auf den Gesamtorganismus über.

Es gilt nun, die aus der Arbeit entspringenden kleinen und großen Schädlichkeiten zu beseitigen: Die einseitige und meist übermäßige Inanspruchnahme einzelner Organsysteme soll durch harmonische Körperkultur ausgeglichen werden, die in den Luftwegen abgelagerten Staubmengen werden abgeführt durch Aufenthalt in möglichst staubfreier Gegend, etwa aufgenommene — auch nur in geringster Menge aufgenommene — Giftstoffe werden ebenfalls am besten durch Aufenthalt in freier, frischer Luft unschädlich gemacht. Vor allen Dingen aber muß die Psyche Anregung erhalten. Das wird erreicht in freier Natur, fern

von der Eintönigkeit und Hast der Großstadt, wo wirtschaftliche Sorgen und soziale Verbitterung auf Stunden vergessen werden. Es ist möglich durch Wandern einen Ausgleich der für das Auge schädlichen Nährarbeit zu schaffen. Die hierbei notwendigen „Schubungen“ in die Ferne wirken in diesem Sinne; die durch die Nährarbeit bedingten im Entstehen begriffenen Dehnungen des Augapfels können auf diese Weise sich wieder ausgleichen. Beim Wandern sieht das Auge einmal den ganzen Tag über in die Ferne. Der Einfluß der Nährarbeit wird einen ganzen Tag lang ausgeschaltet, und das Auge hat Zeit, die durch die Nährarbeit im Entstehen begriffenen Veränderungen wieder auszugleichen. Auf diese Weise übt das Wandern einen günstigen Einfluß aus auf die Kurzsichtigkeit. Das primitive Wandern unter den einfachsten und natürlichsten Verhältnissen stellt das beste und schönste Gegengewicht dar gegen die Hast und Überkultur der Großstädte, sowie gegen die Oberflächlichkeit der Auffassung, zu welcher die Schnelligkeit unserer Verkehrsmittel verleitet.

Der gesundheitliche Hauptzweck einer Wanderung liegt nicht darin, daß vieles gesehen und kennen gelernt wird, sondern darin, daß ein liebevolles Vertiefen in die Schönheit der Natur erfolgt. Vor allen Dingen ist dieser Zweck der Wanderung wichtig für die heranwachsende Jugend. Die Schülerwanderungen sind denn auch gesundheitlich besonders fördernd. Röder hat z. B. nachgewiesen, daß schon nach ganz kurzer Zeit der Gewichtsstatus im Anschluß an eine sechstägige Wanderung sehr zu Gunsten der Kinder sich verändert. Der Aufenthalt in freier Natur unter Muskelarbeit bringt eine Zunahme von Gewichts- und Längenwachstum sowie eine Steigerung der gesamten Entwicklungsenergie. Auch im Hinblick auf die Tuberkulosebekämpfung sind die Wanderungen von bedeutendem Wert.

Die körperliche Leistung bedingt die Ausbildung der Atembewegungen und stellt ein kräftiges Gegengewicht dar gegenüber dem wochen- und monatelangen Schulsitzen. Dazu kommt noch, daß der wissenschaftliche Unterricht durch lebendige Anschauung geographischer Begriffe vertieft und angeregt wird.

Nach den Untersuchungen der Juntschen Schule beträgt der Kräfteverbrauch beim Gehen in der Ebene bei einem Tempo von 3,6 Kilometer pro Stunde ein Zwölftel der zurückgelegten Strecke multipliziert mit dem Körpergewicht; bei einem Tempo von 6 Kilometer muß das Körpergewicht mit einem Zehntel, bei einem Tempo von 8,5 Kilometer mit einem Sechstel der zurückgelegten Strecke multipliziert werden. Die Wärmeerzeugung im Körper des ruhenden Menschen von 60 Kilogramm Durchschnittsgewicht beträgt in einer Stunde etwa 100 Wärmeeinheiten; sie erfährt durch intensive Anstrengungen eine Steigerung und wird z. B. beim Marsch in der Mittagswärme des Sommers auf das etwa  $3\frac{1}{2}$ -fache der Ruhewärmeerzeugung erhöht, sodaß bei fehlendem Ausgleich eine solche Wärmemenge die Körpertemperatur um 3 Grad, also auf 40 Grad Celsius bringen würde. Unter ungünstigen physikalischen Luftverhältnissen findet bei Anstrengungen eine Erweiterung der kleinsten Blutgefäße in der Haut statt (Rötwerden des Gesichts), sodaß es bei kräftigen Herzen zu einer vermehrten Wärmeabgabe kommt. Wird aber die Herzarbeit und zugleich die Atmung unzulänglich, so erfolgt eine Herabsetzung des Blutwechsels in der Haut, und die Blutzuführung zu den Schweißdrüsen wird mangelhaft. Ist nun der vorausgegangene Wasserverlust durch Frischwassermangel ungenügend gedeckt, so werden die Gewebe, besonders die Schweißdrüsen, infolge geringerer Wasserabgabe aus dem Blut wasserärmer, der Schweiß versiegt

frühzeitig, sodaß ein wichtiger Wärmeausgleichsvorgang fehlt. Das Erlöschen der Schweißabsonderung ist ein kritischer Wendepunkt. Das Blut in den kleinsten Gefäßen, besonders des Schädelinnern, wird gestaut, an Stelle der Gesichtsröte tritt Gedunsenheit und leicht bläuliche Verfärbung. Dazu kommt noch, daß infolge der vorausgegangenen großen Schweißabsonderung das Blut an gewissen Salzen, wie z. B. Kochsalz und Natriumcarbonat, verarmt ist, und daß die durch Muskelanstrengung im Blut vorhandenen Mengen an Milch- und Phosphorsäure infolgedessen nicht abgefätigt werden; die organischen Säuren, wie Milch- und Harnsäure, können ihre vergiftende Wirkung geltend machen. Beim Wandern vermögen alle diese Vorgänge durch die Kleidung eine gewisse Förderung zu erfahren, denn die Kleidung kann die Verdunstung an der Hautoberfläche vermindern dadurch, daß sie aus mangelhaft durchlässigem Stoff besteht oder infolge der Einwirkung bezw. Schweißaufnahme die weitere Wasserverdunstung von der Hautoberfläche hemmt. Schließlich wird auch durch engen Schluß des Kragens oder durch Ledergurt um die Taille der Abstrom von Körperluft und die Zuführung von Frischluft gehemmt, während eine nirgends zu fest sitzende Kleidung der Schweißverdunstung kein Hindernis bietet, weil der Abstrom der mit Wasserdampf gesättigten Luft und die Zuführung von Frischluft ungehindert möglich ist, sodaß eine Erschwerung der Herzarbeit nicht entsteht. Bei idealer Kleidung sollte, wenn die Haut schwitzt, die Verdunstung des Schweißes erfolgen, ohne daß ein Gefühl der Nässe sich bemerkbar macht. Die Luft in den Kleiderporen, die Kleiderluft, ist kohlenstoffhaltiger als die Stubenluft. Aus dem Verdünnungsgrad der Kohlenstoff in irgendeinem Kleidungsstück kann man berechnen, daß und wieviel frische Luft von außen



### Ähren neigen sich

Entnommen mit freier Genehmigung den Agfa-Photoblättern 8. Jahrgang 2. Heft

durch die Kleidung strömt. Die Ventilation soll ausreichen, um den Wasserdampf abzuführen; gelingt das nicht, so tritt ein Gefühl der Nässe und, weil Wasser in der Kleidung die Wärme dreißigmal so stark leitet wie Luft, ein Gefühl des Fröstelns ein. Der Mensch verliert die Lust zur körperlichen Betätigung.

Die nasse Kleidung wirkt auf die Haut als dunstige Hülle, der Stoff legt sich auf die Haut, klebt und kann in der Bewegung hindern. Bei gewöhnlichen Leinen und Wolle genügen ein paar Tropfen, um eine große Fläche zu durchtränken. Dagegen sind Trikotgewebe aus Wolle und Baumwolle auf der Haut angenehm zu tragen, weil nur ein Teil der Poren mit Wasser besetzt ist, während der andre Teil offen bleibt, weil infolgedessen die Austrocknung von der Haut nach außen vor sich gehen

kann, sodaß ein Gefühl der Trockenheit entsteht; besonders Wolle benähigt sich schwer. Beim Wandern ist besonders darauf zu achten, daß die Kleidung genügend luftdurchlässig ist.

Neben der reinen Bewegungsübung wirken beim Wandern die Luft, das Licht und die direkte Besonnung. Die Summe dieser 3 Faktoren ist imstande, die Folgen der Eintönigkeit und Hast auszugleichen, welche ein Charakteristikum unserer Tage, des Zeitalters von Industrie und Technik, ist. Wenn nach Beendigung der Arbeit die Freizeit mit Wandern verbracht wird, so erfolgt ein natürlicher Ausgleich, welcher dem physiologischen Bedürfnis nach Ruhe und Ausspannung entspricht. Die Arbeitsfreudigkeit wird erhöht und ein fördernder Schritt geleistet zur Hebung der Volksgesundheit.

## Auf der Rahmhanke

Albert Goldammer

Mit einem Schwung am eisernen Geländer  
betrittst Du dieses Band  
und stellst Dich außerhalb  
der Stöckelschuh- und Bergstockträger,  
die jenes schwarze Eisen bannst.

Dein linker Fuß  
nützt jeden Millimeter,  
tritt oft ganz hart am Rand —  
und abgrundtief  
sinkt dicht daneben  
die steilgeschliff'ne Wand.

Du schreitest frei  
auf unvergleichlich schönem Pfade,  
betastest mit geschulter Hand  
den Fels, der höher strebt  
zu Deiner Rechten —  
da löst sich rieselnd feiner Sand.

Du blickst Dich um  
wie einer, der schon oft gesehen  
und dennoch immer neu empfand . . .  
Du grüßest zwischen Elbestrand  
und blauen Tafelbergen  
den trauten Fels im Heimatland!

## Oskar Zwintscher »Melodie«

Zur Wiedergabe des Bildes auf Seite 29 im Aprilheft

Arno Hübner

Dem Bergsteigerideal Guido Lammers, das eine Durchdringung des Bergsports mit Philosophie, Wissenschaft und Kunst erstrebt, dient der Artikel „Maler des Sächsischen Felsengebirges“ von Heinz Weber in der Aprilnummer dieser Zeitschrift. Viele Bergfreunde werden mit mir dem Verfasser dankbar sein, daß er die Wiedergabe all der Kunstschöpfungen in unserem „Bergsteiger“ ermöglichte. Die „Melodie“ Oskar Zwintschers schmückte die erste Seite. Dieses an Formschönheit und Gedankeninhalt

gleich bedeutende Kunstwerk ist uns sächsischen Kletterern wegen des Landschaftlichen besonders wertvoll, sodaß hier einer Gesamtbetrachtung des Bildes Raum gegönnt sei.

Als ich seine Melodien zu erfassen bestrebt war, stutzte ich über die Art der Darstellung des liegenden, weiblichen Aktes. Dieser auf weichen Decken verführerisch gelagerte, schimmernde Frauenkörper scheint zunächst des Malers Bekenntnis zu weiblicher Schönheit zu sein. Doch was soll hierbei der zer-



Blühende Glyzinen am Luganer See

Aus dem Buche: Curry »Wind und Wasser« Verlag Bruckmann-München  
Entnommen mit freundl. Genehmigung den Agfa-Photoblättern 8. Jahrgang, 12. Heft

brechliche linke Oberarm, auf den sich die Ruhende stützt; warum sind ihre Beine derart aneinander gepreßt, daß der untere Oberschenkel fast entartet schwächlich und dünn wirkt; weshalb entstehen die eigenartigen Linien des Halses, die den Kopf wie auf ein Dreieck aufgespießt erscheinen lassen; warum der weltverloren und leer anmutende Ausdruck des von künstlich gewellten Locken umrahmten Gesichts? — Welch völlig anderer weiblicher Erscheinung stehen wir dagegen in der links knienden Gestalt gegenüber. Da ist alles lebensstarke Form, die auch unter dem feuch verhüllenden Schleier deutlich bleibt; machtvoll wirkt der Bau der entblößten Schulter, und zugleich werden wir gemahnt an eine der vier Metznerischen Riesenfiguren im

Inneren des Völkerschlachtdenkmal, an die Volkskraft. Aus diesen Beobachtungen gilt es, die Melodie herauszuhören. Nicht unklare Gedanken dürfen in das Bild hineingeheimnist werden, sondern alles Gemalte muß sich einer klaren Deutung durch das Wort erschließen.

Die erste einfache Melodie ist die der prunkenden Rosenranke. Sogar unsere kleine Wiedergabe zeigt die Spiegelung der den nassen Marmor bedeckenden weißen Rosen, die mich schon am Bilde selbst entzückte, als es vor dem Kriege im Ausstellungspalast die Hürde einer großen Kunstschau bildete.

Nun entlockt der ernst blickende Geigen- spieler den Saiten die Melodie der Liebe.

Und den dahinschwebenden Klängen gibt der Maler Ausdruck in dem nackten, auf dem Boden gelagerten Körper. Es ist üppi-ge, girende Venusbergmusik, die zunächst ertönt; und der Höchsthöhe der Liebes-reizes, dem Verfallensein an das geliebte Wesen, dessen Mängel selbst — so ist das Leben — uns in froher Qual fesseln, gilt auch die malerische Schilderung.

Aber die Melodie wandelt sich, löst sich vom Bisherigen, und schwingt sieghaft em-por. Sie wird jetzt verkörpert durch die sitzende Gestalt, die sich über der liegenden erhebt. Um auch die Einheit in der bild-mäßigen Anordnung, das Herausfliegen der einen Figur aus der Kniekehle der Lagern-den hinauf zu ihrer Hüfte die Linie, deren Fortsetzung in der Sitzenden über Knie, Hand und Brust zum Haupte hinaufgeführt wird. Das Schillersche „Die Leidenschaft flieht, die Liebe muß bleiben“ findet hierin seine malerische Form. Denn in der zweiten

verhüllten Frauengestalt ist das Sinnliche gemildert, aber es ist alles betont, was lebenspendend und fruchttragend ist am Weibe. Während unten das Spielzeug be-törender Stunden sich gleichgültig hinstreckt, wendet sich oben die Gebäuerin neuen Le-bens dem Manne zu. So schließt sich auch bildlich der Ring der Geschlechter, der alles Leben trägt.

Noch folgen die Gedanken diesem Spiele, das um Genuß und Pflicht kreist, da be-reichert eine letzte Melodie das Bild. Sie flutet dahin in der Zinnenkette unserer Berge, die den Hintergrund machtvoll ab-schließt. Mit Leichtigkeit meistert Zwintscher das Zeichnerische, das die Darstellung dieser zerschrämmten Steine erfordert. Ihre frei-en Gipfel und engen Schluchten, das un-ruhvolle Aufundab der Linien wiederholen das Lebenslied, das uns aus dem Werke Oskar Zwintschers immer und immer ent-gegenflingt.

## Versöhnung

K. W. Streit

*Wenn wir in uns niederspinnen,  
und wie Träumende an Händen führen,  
wenn aus deinem Auge Tränen rinnen,  
ist es ein sinnloses Beginnen.  
nach dem Grund verfloßnen Zwists zu spüren.*

*Es gibt Wetter, die die Erde kochte,  
die der Himmel mit den schweren Wolkenhämmern  
aus des Tages Glutten pochte.  
Es gibt Wetter, die Gott selber machte.  
Für uns bleibt ihr Grund im Dämmern.*

*Wenn wir nur nach den Gewitterschlachten,  
in dem herrlichsten der Siege,  
reine werden, nach dem Guten trachten.  
Fühlst du da, wie Dir Dein Herz in sachten  
Schwüngen gehet? Dort ist meines Friedens Wiege.*



*Blick ins Bielatal  
Nach einem Stahlstich um 1850*

## Aus vergangenen Tagen des Hüttengrundes und Bielatales

Siegfried Störzner

I. Die Erschließung des Tales.  
Unser schönes, von einer prächtigen Straße durchzogenes Bielatal war noch vor 100 Jahren ein fast wegloser Waldgrund, in dem nur jämmerliche Waldwege und schmale Fußsteige an dem rauschenden Wildwasser dahinführten. Schon in Hütten war bei der alten Papiermühle die Fahrstraße zu Ende. Immer mehr stellte sich jedoch aus den Belangen der Wirtschaft die Notwendigkeit heraus, das Bielatal und seine Nebengründe durch Straßenbauten zu erschließen. Vor etwa 100 Jahren machte man damit im sogenannten Hüttengrunde den Anfang. Wer von Königstein über Hütten und das ehemalige Bad Königsbrunn auf der Talstraße dahinwandert, erreicht nach einer knappen Stunde die Stelle, wo sich der

wasserreiche Tunnersdorfer Bach, auch Tunnersdorfer Biela genannt, mit dem Glütschen vereint. An der Straßengabelung steht eine alte Wegsäule, deren Aufschrift uns von der 1833 erfolgten Erschließung des Hüttengrundes und vom Bau des Tunnersdorfer Weges Kunde gibt. Wir lesen auf dem Denksteine:

*Diese Wege wurden eröffnet  
im Jahre 1833.*

Kammerjunker und Bezirksforstmeister von Kirchbach in Tunnersdorf, Revierförster Meißner in Königstein, Revierförster Seibt in Reichstein, Revierassistent Schiez in Königstein, Straßenmeister Waltber in Hütten.  
Nach Fertigstellung der Hüttengrundstraße begann man bereits im nächsten Jahre



auch das mittlere Bielatal durch eine Chaussee zu erschließen, um eine Verbindung herzustellen mit der alten Straße Pirna — Rosenthal — Tetschen, die oben zwischen Hermisdorf und Reichstein das Bielatal erreicht, um es bald wieder zu verlassen. 1837 war auch dieser Straßenbau vollendet, der in den nächsten 10 Jahren weiter talaufwärts seine Fortsetzung fand.

Der Verkehr im Bielatal wurde bald so stark, daß sich der Ortsrichter Hänel in Hermisdorf entschloß, an der neuen Straße ein großes Wirtshaus zu errichten, was er „Gasthaus am Bielagrund“ nannte. Führer und Reisende jener Zeit loben es ob seiner guten Einrichtung und Bedienung, die einen guten Aufenthalt boten.

Nun blieb nur noch übrig, den oberen Teil des Bielatales durch einen Straßenbau zu erschließen und damit eine bessere Verbindung zwischen der aufblühenden Kaltwasserheilanstalt Schweizermühle, der heute Ottomühle genannten Jaunknechtmühle, dem kleinen Weiler Oberhütten oder Oberbielgrund und dem böhmischen Grenzdorfe Liland herzustellen. Diese geschah erst vor etwa 50 Jahren.

Da der Biel- oder Bielagrund, wie man den oberen Teil des Tales hier nennt, zum Staatsforstrevier Rosenthal gehörte, führte dieses den neuen Straßenbau selbst aus. Dicht unterhalb Liland gibt nahe der Grenze an einem Felsblocke eine Inschrift davon Kunde:

Bielagrundweg. Erbaut 1877  
Oberförster Schreiter.

Ein nicht unwichtiges Nebental der Biela bildet die vom Schneeberger Waldhaus, der bekannten Hölzstätte und dem vielbesuchten Grenzwirtshause, herabkommende Dürre Biela oder Dürre Biela. Ihr Quellfluß ist der 2 km von der Landesgrenze im Schneeberger Revier entspringende Pflasterbach. Die 1847 angelegte Waldstraße durchs Tal der Dürren Biela ist wiederholt von

Wolfenbrüchen zerstört worden, so 1886 und 1897, wobei im ganzen Bielatale bis hinab zur Elbe großer Schaden angerichtet wurde.

Ein Denkstein an einem Felsblocke im Dürren-Biela-Grunde kündigt davon:

Dieser Weg wurde in der Nacht vom 9./10. Juli 1886 durch große Wasserfluten unfahrbar gemacht.  
Oberförster Schreiter.

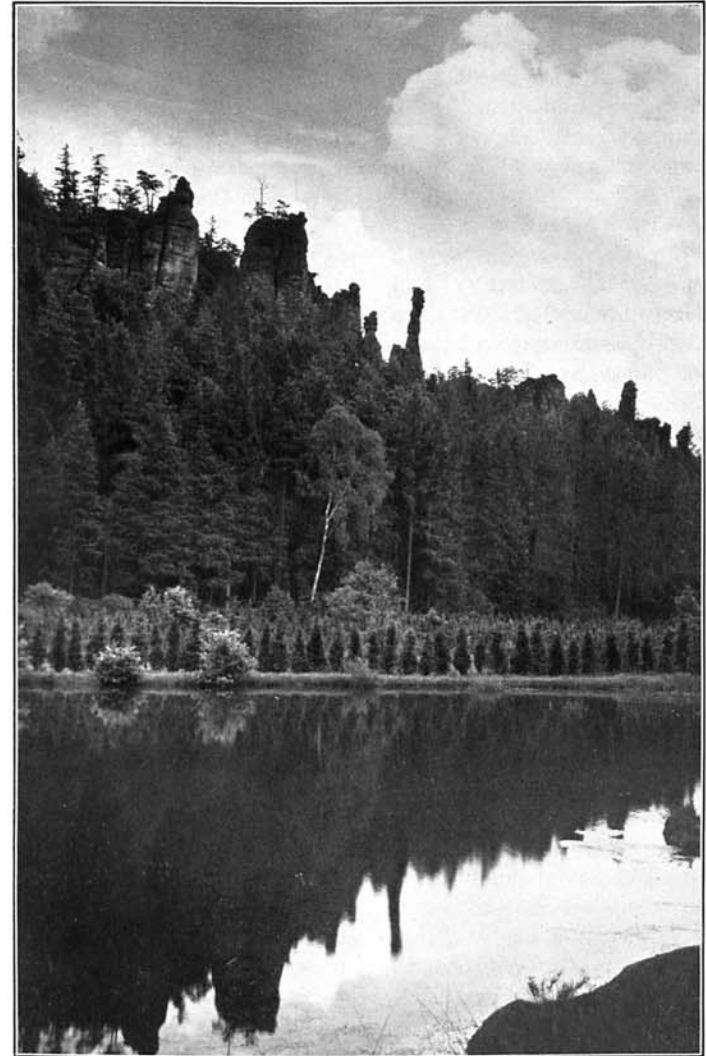
Desgleichen am 30. Juli 1897.

## 2. Die Namen des Tales.

Interessant ist ein Blick auf die Nomenklatur des Bielatales, die Zusammenstellung der Namen, unter denen es uns in der Literatur und auf den Karten wie in Aftenstücken entgegentritt. So ist vor 100 Jahren die Schreibweise Bieblebach zu finden. 1833 wird das obere Bielatal Bielergrund bezeichnet. Dabei auch der Name des zu Rosenthal gehörigen Weilers Oberbielgrund-Oberhütten. 1840 hieß der kleine Ort Bielagrund. So bezeichnet J.G. Lehmann in seiner Reisebeschreibung „Drei Tage in der Sächsischen Schweiz, 1845“:

„Der Bieler Grund, welcher ohnstreitig in der sogenannten westlichen Schweiz der vorzüglichste ist, hat seinen Namen von der Biela, einem Bache, welcher bei Liland entspringt, sich dort aus zwei starken Quellen bildet und dann durch den Fehrbrunnen, die Dürre Biela und den Sinkbrunnen bedeutenden Zuwachs erhält. . .“

Der untere Teil des Flußlaufes heißt vielfach „die Hütten Bach“, wie man ja auch heute noch vom Hüttengrund bei Königstein spricht. Doch führt den Namen Hüttenbach auch das Liländer Quellflüßchen unserer Biela. Die Bezeichnungen gehen auf alte Eisenhämmer zurück, die sich einst am Unterlauf des Flusses wie in seinem Quellgebiet befanden. Auf manchen Karten wird der sehr wasserreiche, aus Fuchsbach und Taubenbach entstehende Lummersdor-



*Herkules-Säulen im Bielatal*

phot. Walter Hahn, Dresden A. 24

fer Bach als die eigentliche Biela und das von Rosentals Grenzen herabkommende Wasser als ihr Nebenfluß bezeichnet, was mit der Bedeutung der Tummersdorfer Biela für die Flößerei zusammenhängt. Auch wird vielfach der ganze Tummersdorfer Wasserlauf von der böhmischen Grenze bis zur Einmündung in die Königsteiner Biela Taubenbach genannt.

Auf den berühmten, aus dem Ende des 16. Jahrhunderts stammenden Kartenwerke des Kurfürstlichen Vermessers Mathias Oeder führt der Fluß der Namen „der Biel Bach“. Auf der etwa 1850 gezeichneten guten Karte des Oberstleutnants Oberreit, des Vorstandes der Planckammer, wird der Unterlauf „die Hütten Bach“ genannt.

Unsere Biela hat zwei Zuflüsse, die den Namen Dürre Biela bez. Dürre Biela oder Biel führen. Von dem einen, der vom Schneeberger Waldhaus herabkommt, war ja schon die Rede. Mathias Oeder nennt diesen Bach in seinem großen Kartenwerke des Kurfürstentums „die dörre Bela“

Die andere Dürre Biel, auch kurz Bielbach genannt, entspringt in zwei Quellbächen 1 km nördlich von der Rosenthaler Kirche und mündet nach 5 km langem Laufe dicht unterhalb der Hüttener Hammerkehle in die Biela. An diesem Bache führt eine gute Waldstraße hinauf nach Reichstein, der sogenannte Dürre-Biel-Weg. Da jedoch unser Fluß schon in seinem Oberlauf eine Dürre Biela aufgenommen hat, ist die auch auf amtlichen Karten zu findende Bezeichnung Bielbach für den Reichstädter Zufluß anderen Namen vorzuziehen. Bekannt ist, daß das Wort Biela auf slavischen Ursprung zurückgeht. Im Tschechischen bedeutet bily, bila, bílý, weiß. Der Name des Flüsschen wäre also zu übersetzen: Die Weiße, Helle, Klare. Und sie verdient diese Bezeichnung auch und macht ihr Ehre. Es gibt in unserem Vaterlande noch einen Bielbach bei Bärenstein und bei Pfaffroda,

drüben im Böhmisches eine Große, Kleine und Lange Biela bei Dittersbach-Herrens-Kretschien. Auch die Namen Büblau, Alt- und Neubiel bei Bodenbach geben auf das oben genannte slavische Wort zurück, während die Bezeichnung Bielaebob (der Berg des weißen Gottes) genau so wie der Name Tzornebob sich als die Erfindungen eines wendischen Geistlichen von Hochkirch erwiesen haben, von denen auch heute noch das Volk nichts wissen will.

### 3. Hochöfen und Hammerwerke.

In unserem Bielatal befanden sich einst nicht weniger als fünf Eisenhütten, die z. T. wohl schon lange vor der Reformationszeit angelegt wurden, aber auch sehr zeitig wieder eingingen, als man ihnen aus den kurfürstlichen Waldungen zur Schonung der Bestände kein Holz für die Feuerung mehr lieferte und dazu der Gießhübler (Berggießhübler) und Schmiedeberger Eisenbergbau schwere Konkurrenz bereiteten. Schon zur Zeit Markgraf Ottos des Reichen, also um das Jahr 1175, sollen im Meißner Lande und im angrenzenden „Königreich Böhmeim“ Eisengruben bestanden haben. Zahlreich sind die Spuren, die an den einst so blühenden Bergbau und die Verhüttung der Eisenerze im Bielatal erinnern. Hier und da stößt man auf den mit Geröll bedeckten Waldhängen noch auf verfallene Stollen und Bingen, Tagebrüche, Halden und Erdsenkungen, die durch den Abbau der Eisenerze entstanden sind. Dazu weisen Orts-, Weg- und Flurnamen darauf hin, so Hütten bei Königstein, das sicher ebenso wie Oberhütten-Oberbielgrund bei Rosenthal, dem Eisenbergbau seine Gründung verdankt, weiter Reichstein und die etwas entfernteren Orte Kleingießhübel, Berggießhübel, Bahra, Zwiesel, Gießenstein u. a. m. Weiter die uralten Eisenstraßen, die einst Eisengruben, Schmelzhütten und Hammerwerke, Schmelzöfen, Stabbämmer

und Frischfeuer verbanden. Dazu die Flurnamen Schmelzgrube, Hüttengrund, Eisengründel, Zechgrund, Goldbrunnen, Rotstein u. a. m., die sich im Bielatalgebirge finden. In den Gießhütten oder Hochöfen wurden einst die in der Umgebung gegrabenen oder bergmännisch gewonnenen Eisenerze „verhüttet“, um dann in den nahen Hammerwerken weiter verarbeitet zu werden. So waren die Bielatal-Hammerwerke einst berühmt durch ihre Sensen und Pflugshare, die weithin Absatz fanden.

Der letzte Eisenhammer hier war der zu Teidberg, der bis ins Ausland lieferte und sehr lange bestand. Noch 1792 wurde er neu aufgebaut. Ein anderer befand sich zu Brausenstein. Neben diesen Eisenhämmer gab es im Bielatal auch Hochöfen. So stand ein solcher bei Teidberg. Er ging um 1750 ein. Auch in Hütten war früher ein Hochofen, woran ja noch der Ortsname erinnert. An seiner Stelle wurde dann schon vor Jahrhunderten die Papiermühle errichtet. Noch 1845 behauptete jedoch ihr Besitzer Hirsch, an den der Hüttener Gasthof zum Hirsch wohl erinnert, die uralte Erbschaft eines Hammerwerkes. Einige Eisenwerke waren im Besitz des Landesherrn. So gab es im Bielatal einen kurfürstlichen Eisenhammer mit Schmelzöfen.

Ein Eisenwerk war einst auch droben in Liland. Daher die Bezeichnung des Dorfwassers, des Quellflusses unserer Biela, als Hammerbach. Der im Erbpacht bewirtschaftete Hammer wurde später in eine Glashütte verwandelt.

Wandern wir von Liland im Bielatal abwärts, so kommen wir nach einem Stründchen zur Schweizermühle, früher wohl Oberhütten- oder Geißlers Mühle genannt.

Sie hatte noch 1845 einen Hammer als den kümmerlichen Rest des einst ziemlich bedeutenden Oberhüttener Eisenwerkes. Im genannten Jahr war der Bielastraßenbau noch nicht bis zur Schweizermühle hinauf gelangt, nur bis Reichstein-Hermsdorf, aber die Fortsetzung im Bau.

Wenig bekannt dürfte sein, daß man 1768 bei Rosenthal sogar Steinkohlenbergbau betrieben hat. Der Abbau war jedoch nicht lohnend, so daß man ihn bald wieder einstellte.

An den einst so bedeutenden Bergbau im Bielatal erinnert auch die Sage vom Kanzelstein, der zwischen der Schweizermühle und Ottomühle vom rechten Höhenrande ins Tal herabschaut. Die Volksmär erzählt, hier habe einst der Rosenthaler Pfarrer den zahlreichen Bergleuten und Hüttenarbeitern gepredigt. Noch 1710 habe dies auch der Hauslehrer vom Besitzer des Oberhüttener Hammerwerkes getan.

Weiter talabwärts sehen wir bei Brausenstein in einem Parke eine Ruine. Sie soll der Rest des Hochofens sein. Vor hundert Jahren besaß das Teidberger Hammergut „Madame Grabl“. Die hier befindliche Lugerische Zeug- und Waffenschmiede stellte u. a. Schiffsanker, Sägen, Reifen und Schaufeln her.

Ein sehr schönes Hammergut fand sich auch zu Reichstein. Um 1600 lieferte sein nur von einem Teichabfluß getriebener „Reichhammer“ ausgezeichnete Sensen und Pflugshare. Diese kamen meist in die landesherrliche Eisenniederlage zu Pirna. Soweit die Hammerwerke nicht eingingen oder durch Feuersbrünste zerstört wurden, hat man sie im Lauf der Jahrhunderte vielfach zu Mühlen, Ölstampfen, Sägewerken oder Papiermühlen umgebaut.

## Hohe Stunde

K. W. Streit

Hauch des Windes  
harft an großen,  
dunklen Bäumen  
brausend auf mit frommem Ton,  
und auf schrankenlosen,  
sonnenfrohen Ufersäumen  
geht der Gottheit reicher Sohn,  
geht der Mensch,  
mit liebem Leuchten,  
ledig tagwerksschwerer Last,  
und ist ganz mit feuchten  
Augen bei sich selbst zu Gast.  
Frische Lüfte rühren kühlend  
seine Hand,  
seiner Stirne Furchenfeld.  
An den Strand,  
ob grünen Tiefen spülend,  
Wellensilber raunt und fällt,  
denn der See mit blankem Schilde,  
lieblich lebend im Gefilde,  
blitzt voll flimmernder Reflexe.  
Rascher Schritt scheucht scheue Echse.  
Jäher Atem hält die Welt.  
Götter schlagen  
im Behagen  
hohe Stunde  
an des Horizontes Blau.  
Himmelschlüssel trägt die Au.  
Und bei aufgelösten Seelengrunde  
trägt der Mensch sein frohes Herz  
mit gutem Du  
abendwärts  
und ruhez.

## Am Abend

Alfred Güntzel

Im halben Abend steht ein zarter Regen,  
Dessen schmale, schlanke Hände  
Sich kosend über Blütenbäume legen  
Und diese streicheln ohne Ende.  
Tief von der Erde steigt ein weiches Zittern  
In weißen Schauern durch die Luft, —  
Wie scheue Rehe, wenn sie Menschen wittern,  
Verschweigen Gräser ihren Duft,  
Schwer in der Wiesen blaugetöntes Schweigen  
Fällt eines Seufzens dunkler Klang. —  
Dann wird es stille. Hoch am Himmel neigen  
Die Wolken sich zu schwerem Gang.

## Der Berg meiner Sehnsucht

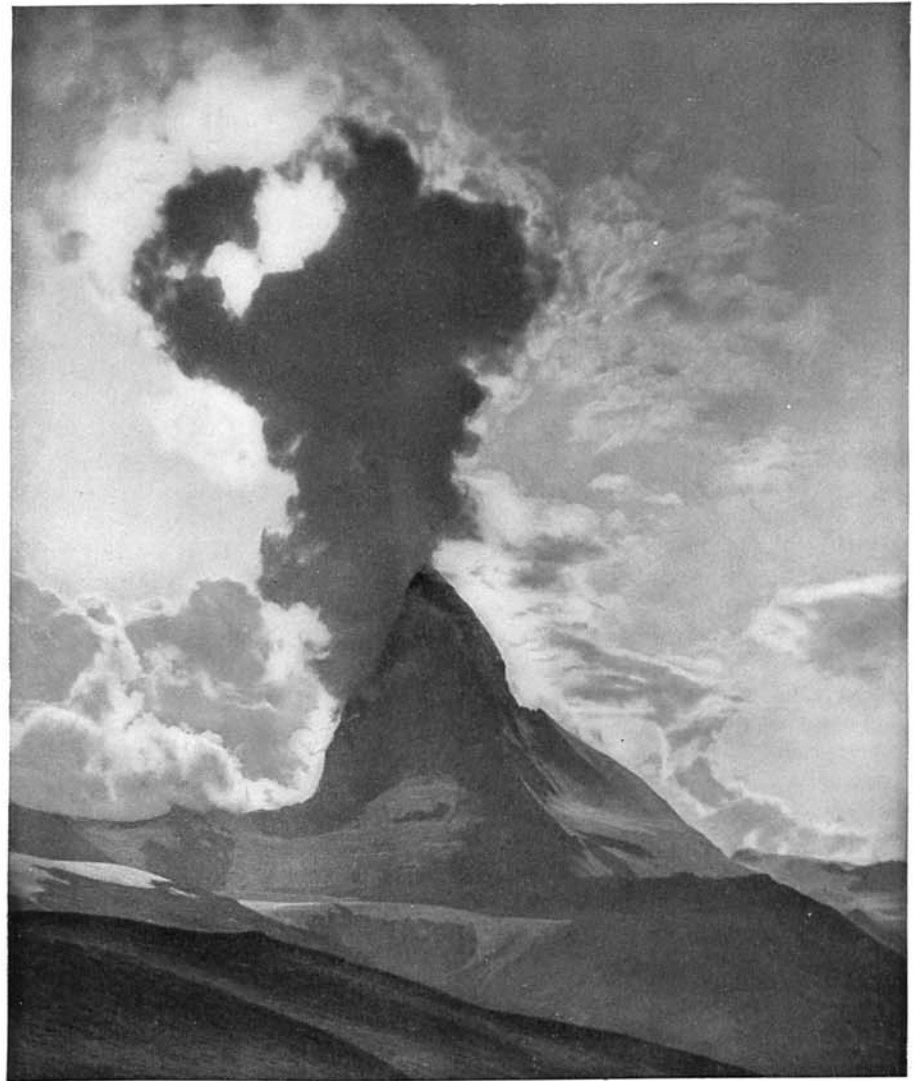
Fritz Preiß

Die überwältigende, in ihrer Gewalt fast erdrückende Schönheit des Matterhorns, hatte auch mich zu ihrem Sklaven gemacht. Schon seit Jahren stand es auf meinem Ferienprogramm und immer war es die leidige Geldfrage, an der es scheiterte. Diesmal nun war es mir endlich gelungen, bis in seine Nähe vorzudringen. Von Chamoniir kommend, hatte ich Zermatt in achtsündigem Marsch über Visp und Stalden erreicht und stand nun schon seit Tagen im Banne des „Dämon Matterhorn.“ Einen Angriff hatte es schon abgeschlagen, im Schneetreiben hatte ich am Hörnli, dem Fußschemel des Matterhorns, umkehren müssen. Inzwischen hatte ich mit Freund B. das Breithorn, meinen ersten Viertausender, bestiegen. Das Wetter war günstiger geworden, der gefallene Teufelschnee langsam zurückgegangen und das Matterhorn hatte gestern seit acht Tagen den ersten Besuch erhalten. Wir waren vom Vortage noch recht müde, doch ich traute dem Wetter nicht und hielt es für geraten, noch heute mittag zur Hörnlihütte, 3300 Meter, aufzubrechen, was auch geschah. Frohen Mutes stiegen wir am Schwarzsee vorbei, dem Matterhorn entgegen. Alle Berge ringsum strahlten im schönsten Sonnenglanz. Selbst das stolze Weißhorn, was ich bisher noch nicht zu Gesicht bekommen hatte, war wolkenfrei. Um 5 Uhr erreichten wir die Hütte, wo wir noch die letzten beiden Matratzen erwischten. Schnell noch etwas Tee gekocht und dann zu Bett. An Schlafen war nicht zu denken, ich war zu aufgeregt. Ich glaube, das wird jeden so gehen, der sich zum ersten Male an dem Löwen von Zermatt versucht. Um 3 Uhr wurde es langsam lebendig, der Hüttenwart öffnete das Fenster und das Wörtchen „schön“ brachte alles auf die Beine. Einviertel Vier

schon erreichten wir über ein kurzes Schneefeld den Einstieg. Der war vereist und sehr schwer, ich dachte, wenn das so weitergeht, kommen wir nicht hinauf. Hier fehrte schon eine Partie um. Freund B. hatte nicht viel Geschick im Seilgebrauch, deshalb kamen wir nur langsam vorwärts und waren bald die letzten. Wir konnten mit den Führerpartien nicht Schritt halten. Wunderbar war die nun folgende Kletterei im herrlichsten Mondschein. Dann wurde es langsam hell im Osten und die blanken Silbernieten der Sterne verblaßten. Als dann über uns der Riesenkopf des Matterhorns in einem unbeschreiblich tiefen Rot aufleuchtete und die Gipfel des Monte Rosa und Lyskammes in den ersten Strahlen der aufgehenden Sonne erglühten, da kannte unsere Begeisterung keine Grenzen. Nun stürmten wir ungehindert empor, das Licht brachte Leben in uns, an den Moseleyplatten holten wir zwei Italiener ein, die eigentlich das Matterhorn traversieren, also über den italienischen Tyndallgrat absteigen wollten. Wie wir später erfuhren, waren sie bald darauf umgekehrt. Drei viertel acht Uhr erreichten wir die Solveyhütte, 4000 Meter, welche nur als Unterkunft in der Not benutzt werden darf. Hier machten wir kurze Rast. Hunger hatten wir keinen, ich hatte mir die Taschen voll Backpflaumen und Zucker gesteckt, wovon ich ab und zu etwas zu mir nahm. Jetzt wurde es ernster, man geht von hier aus immer hart am Grat und sieht über die unerhört steile Nordwand über 1000 Meter tief auf den Gletscher hinunter. Man wird vorsichtiger. Dann kommt das steile Schneefeld unterhalb der Schulter. In meiner Anstiegskarte steht „gefährlich wenn vereist“ und das war heute der Fall. Es waren nur kümmerliche Stufen geschlagen und von

Freund B. gut gesichert, arbeitete ich mich nur langsam höher. Auf dem Grat der Schulter angelangt, begegneten uns zwei Führerpartien, die schon von oben kamen. Sie meinten daß das Wetter schlecht würde. Es fing auch bald darauf an zu schneien und neblig zu werden. Ich dachte an die vielen Unfälle am Matterhorn durch Schneesturm und riet zur Umkehr, aber Freund B. wollte nichts davon wissen, wir wären ja bald oben. Also weiter, es folgten die Seilstellen unterhalb des Gipfels, die viel Kraft verlangen, hier war wohl auch der Schauplatz der großen Katastrophen. Ja, hier war leicht sterben, ein Schltritt, einmal ausgleiten auf dem vereisten Firn und es ist vorbei. Nur gut, daß die Wolken die graufigen Tiefblicke verhüllen. Da, der Gipfel, nichts mehr über uns, ein herrliches Gefühl. Nun hatte ich doch das Matterhorn bestiegen. Wir drückten uns die Hände. Ich hatte mir die Gipfelsfreuden auf dem Matterhorn anders vorgestellt. Wir mußten uns festhalten, um nicht von dem wütenden Schneesturm fortgeblasen zu werden. Zu sehen war gar nichts. Über den schmalen Gipfelgrat turnten wir zum italienischen Gipfel hinüber, vom Matterhorn zum Mont Cervin. Machten schnell zwei Aufnahmen vom Gipfelkreuz, ich steckte mir noch zwei Steine ein, und dann gings wieder hinunter. Es fing stärker an zu schneien, ein Glück, daß wir Föhnwind hatten, sodaß der Schnee auf dem Felsen gleich wieder schmolz und nur auf Schnee liegen blieb und dort natürlich die uns sehr wichtigen Spuren zudeckte. Es war bereits zwölf Uhr. Wir ließen jede Sicherung außer acht, nur immer hinunter, es konnte noch schlimmer kommen. Aufatmend betraten wir um 3 Uhr die Solvay-Hütte und beratschlagten, ob wir die Nacht hier verbringen, oder weitergehen sollten. Ich schlug vor weiter zu gehen, es konnte Fälter

werden, die sehr nassen Felsen würden dann vereisen und es konnte ja tagelang so fortschneien, dann waren wir gefangen. Freund B. war einverstanden. Wir trugen uns ins Hüttenbuch ein und hasteten weiter, oft war nichts mehr vom Weiterweg zu sehen und wir mußten stückweise wieder zurück, bis wir wieder Spuren entdeckten. Die Zeit wurde zur Ewigkeit. Mein Pickel, der mir beim Aufstieg mehr hinderlich war, tat mir jetzt gute Dienste. Die Kletterstellen kamen uns immer fremder vor. Am Grat große Türme die wir am Morgen garnicht bemerkt hatten. Einhalb acht Uhr gelangten wir an eine steile Wand, das konnte nicht stimmen aber weder rechts noch links ein Ausweg, es wurde schon dunkel und wir befanden uns noch zirka 100 Meter über der schützenden Hütte, noch dazu im steinschlaggefährlichen, großen Matterhorncouloir. Wir waren sehr niedergeschlagen. Bis hierber war alles gut gegangen und nun dieses Ende. Freund B. gab mittlerweile das alpine Notsignal mit der Pfeife und ich zündete meine Laterne an. In kurzer Zeit kam uns dann der tüchtige Hüttenwirt Kronig zu Hilfe, und er kam wirklich über die steile Wand, waren wir also doch richtig. Zu unserem Trost sagte er, daß sich hier und am Einstieg die meisten versteigen. Um neun Uhr kamen wir, nach achtzehnständiger Abwesenheit, wieder in der Hütte an. Stolz stiegen wir am andern Morgen im Schneetreiben nach Zermatt ab. Zuerst gingen wir zur Post, um die glückliche Besteigung des Königs der Alpengipfel zu Hause zu melden. Mein größter Wunsch seit Jahren war nun endlich erfüllt und ich konnte getrost die Heimreise antreten. Als ob es mich noch einmal grüßen wollte, machte sich das Matterhorn, bei meinem Weggehen von Zermatt, noch einmal von Wolken frei. Im blendenden Neuschnee ragte es in den Himmel und war bald darauf wieder verschwunden.



*Das Matterhorn bei herannahendem Gewitter*

*Aus Blodigs Alpenkalender. Verlag Paul Müller, München. Preis 2.90 RM*

## Vexierturm-Nordwand (Aus der Geschichte der Erstbesteigungen)

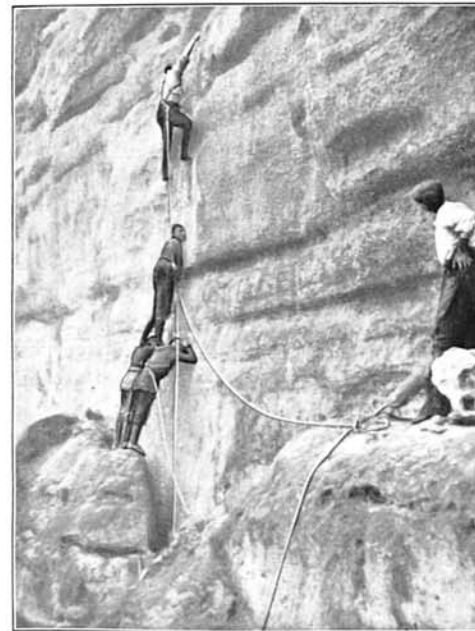
Herbert Götze

Die Sonne sank blutrot im Westen. Das schlichte Felsenörtchen Rathen putzte und säuberte sich, denn morgen war Sonntag, und die Gäste der Großstadt sollten gebührend empfangen werden. Die ersten Touristen trafen bereits heute schon ein, und unter dem üblichen wanderlustigen Volke konnte man auch einen Trupp rucksackpackter derber Gefellen bemerken. Bald durchschritt das beladene kleine Fährboot das silberne Band der Elbe. Das Zugseil des Rahnes sang seine Melodie, und die wohlbekannten Felswände, denen wir uns näherten, grüßten wie immer auch diesmal stumm und hehr. Ein leichter Anschlag zeigte an, daß das gegenüberliegende Ufer erreicht war, und kurz darauf klapperte, polterte und wogte eine fröhliche Schar Menschen über den hölzernen Landesteg, daß die Bretter sich zerrten und bogen.

Im Amselgrunde kühlte sich der Tag. Der Wald zu beiden Seiten nahm eine blaugrüne Färbung an. Es plätscherte und murmelte das Bächlein, und im Wasser des Stauteiches spiegelte sich das schöne Felsgebilde der sich vor uns auftürmenden Gans. Der Gipfel des Talwächters erglühte im Licht der untergehenden Sonne, während Wolfenschatten der steinernen Lokomotive und ihren Nachbarn eine graue Farbe verliehen. Die linksseitigen Felsen des Amselgrundes mit der Amselgrundspitze und dem Vexierturm machten einen düsteren Eindruck.

Wir näherten uns dem Ziele. Eine große Sache sollte ihrer Geburt entgegensehen, ein großes Geheimnis bald preisgegeben werden. Noch schien es zu früh, davon zu sprechen, denn es war eine Zeit, wo der Ehrgeiz um Erstbesteigungen unter den

Bergsteigern wühlte, und Kenger, der mit uns war, durfte nichts erfahren. Auf dem Wege unterhalb des Vexierturmes trennten wir uns, er schlug die Richtung nach der Lokomotive ein, wir stampften den linken Hang empor. Am Anstiege der durch Weinert erschlossenen Talwand des Vexierturmes entledigten wir uns der drückenden Rucksäcke; dann musterten wir die noch unbestiegene, jungfräuliche Nordwand. Ein leichtes Unternehmen schien es nicht zu werden. Davon waren wir überzeugt. Wies doch die Wand die gleiche Länge auf wie die Talwand und drohte mit einem glatten, griffarmen Gipfelausstieg. Nachdem der Feldstecher durch alle Hände gewandert und jeder einzelne nach Ansicht und Meinung befragt worden war, entschlossen wir uns zum Anstieg. Reichlich mit Seilmaterial ausgerüstet, mit Ringen und Keilen versehen, stiegen wir etappenweise einen Turm und Bergleib trennenden ziemlich sehr hohen Spalt empor. Freund Liebezeit, der das Problem lösen wollte, übernahm die Führung. Verhältnismäßig leicht gelangten wir zu einem Bande, das durch eine angeseichtete Steinnahe uns einen guten Platz und auch genügend Bewegungsfreiheit gab. Wir waren etwa 15 Meter hoch. Es galt, nun den besten Weg nach oben zu finden. Obwohl wir unten die Route genau festgelegt hatten, mußten wir gar bald erkennen, daß mit Abschweifungen zu rechnen war. Vor uns stellte sich uns ein griffloses, glattes Wandstück entgegen. In etwa 5 Meter Höhe beginnend, zeigte sich ein Riß. Wollten wir weiter, so mußten wir die Rißrinne unbedingt erreichen. Ohne Baustelle war dies unmöglich. Eine lebende Unterstützung hatte sich bald aufgestellt, doch zeigte es



Wir bildeten wieder unsere  
ersonnene Pyramide . . .  
phot. Herbert Götze

sich, daß die Kräfte der uns zur Verfügung stehenden Personen bei weitem nicht ausreichten und nicht standfest genug aufgebaut werden konnte. Die Wand neigte leicht über und ich als zweiter Baumann fand so gut gar keinen Halt. Um eine einwandfreie Sicherung in Anwendung zu bringen, wurde durch den Führer in geeigneter Höhe ein Ring eingeschlagen. Dann bauten wir vorläufig ab und warteten auf unsere Bergkameraden, die nachkommen wollten. Unterdessen wurde es abendlich dunkel. Tiefes Schweigen breitete sich übers Revier. Die Felsen gegenüber zeigten ihre Silhouetten nur noch in schwachen Konturen. Der Wald rauschte bereits sein Nachtlied. Der Schrei eines früh munter gewordenen Käuzchens drang zu uns herüber. Dann durchbrachen Stimmen die Stille. Unsere Kameraden waren da. Bald hatten wir sie zu uns heraufgeholt. Noch einmal wollten wir die Unterstüzung ausprobieren und dann abseilen, um für den kommenden

Tag durch frühen Schlaf gestärkt zu sein. Die Pyramide war bald gestellt und erwies sich auch als ausreichend, denn der Führer gelangte mit den Händen bis zum Rißanstieg und bei Anwendung größter Vorsicht war die Möglichkeit, höher hinauf zu gelangen, gegeben. Befriedigt seilten wir ab und suchten unser Quartier auf. Sonntag! — Ich öffnete das Fenster meines bescheidenen Kämmerleins und blickte hinaus. Taßkalte Luft strömte mir entgegen. Schade! — sollten wir etwa schlechtes Wetter bekommen? Ich sollte mich nicht täuschen, denn als wir das zweite Mal an der Baustelle der Vexierturmnordwand hofften, war es feucht und kalt um uns, und ein feiner Sprühregen stiebte durch die Luft. Wir bildeten wieder unsere ersonnene Pyramide und bald darnach schob sich ein menschlicher Körper darüber, streckte sich und faßte nach oben. Der Druck auf meinen Achseln wechselte beständig, 130 Pfund stemmte mein Kopf, dann wurde

ich entlastet. Ich verließ die Stellung auf den Schultern meiner Freunde, während über mir die Füße meines Freundes im Risse verschwanden. Das Seil glitt durch den Ring. Die Sicherung war auf den Posten. Vom Führenden war nichts mehr zu sehen. Dann erscholl ein Ruf von oben herab. Kurz darnach wanderten Ring und Keile nach oben. Regelmäßige Hammerschläge verkündeten uns, daß der Ring seinem Bestimmungsorte zugewiesen wurde. Nach dem letzten Schläge bildeten wir wieder unsere Pyramide und nun, vom Führer gesichert, kletterte der Nächste empor. Ihm folgte ein Dritter, ausgerüstet mit weiterem Ringmaterial. Gespannt lauschten wir den Geräuschen über uns. Irgendwo schabten Gamssohlen am rauhen Fels. Wollige Gaserflocken schwebten, durch die Luft getragen, langsam der Tiefe zu. Die vorgerückte Stunde ließ ein weiteres Nachsteigen nicht mehr zu. Das Gesamtunternehmen bestand nunmehr aus zwei Gruppen, oben die steigende, unten die unterstützende. Beide notwendiges Menschenmaterial zur erstmaligen Bezwingung der ca. 110 m langen Kletterei. Wir von der unteren Gruppe hatten unsere Aufgabe erfüllt und kannten nur einen Weg, den Rückzug. Wir seilten von unserem Bande ab und begaben uns hinunter in den Amselgrund. Hier konnten wir die an-

dere Gruppe klettern sehen. Eben hatten sie sich durch den erweiterten Riß gestemmt und waren an dessen Ausstieg mit dem Schlagen eines zweiten Ringes beschäftigt. Dieser sollte beim Traversieren nach der Gipfelausstiegsmulde die Sicherung gewährleisten. Langsam tastete der Führer nach der Mitte der Nordwand. In etwa 90 Meter Höhe erreichte er glücklich die Mulde. Siebernd, mit pochenden Herzen wünschten wir der Partie restloses Gelingen. Stück für Stück gewannen die kletternden Freunde an Höhe. Dann holte der Erste zum letzten entscheidenden Schläge aus. Drei gefährliche Grätschdurchstößen brachten ihn endlich auf den Gipfel. „Heil! — Heil!“ erscholl es von oben und unten. Freude hier, Freude dort. Die Nordwand, die Feuchte, war gefallen. Acht Stunden Kampf hatte sie gekostet, und alle hatten sich für dieses Gelingen eingesetzt. Leider war es nur dreien vergönnt gewesen Gipfelrast zu halten. Wieder war es Abend. Feucht und kalt strömte der Nebel durch den Grund, doch in unseren Herzen war eitel Lust und Freude, und als unsere Freunde wieder mit uns vereint waren, da ging es mit Gesang zurück ins Örtchen. Bald kreiste der Hummer um den Tisch, bis die vorgerückte Stunde zum Aufbruch mahnte und das Jüglein uns dem Felsenreich entführte.

## Buchen im Zschand

Ferd. Gerhardt

Noch weiter breiten wir die Äste aus,  
noch reicher grünen unsere Kronen,  
seitdem Du ferne warst. Nun kommst Du wieder.  
Ist's neue Freude, neue Trauer  
was fremd aus Deinem Auge zu uns spricht?  
Wir aber grüßen Dich so warm wie einst,  
wie schon am ersten Tage. Hier bei uns  
bist Du daheim, nicht bei den Allzuvielen.  
— Und ging Dein irres Sehnen allzuweit  
von uns, wirf hinter Dich, was auch gewesen!  
Unwandelbar verblieb Dir unsre Liebe:  
Was kümmert uns Dein abgelegtes Kleid?



Ein schöner Ferientag

Entnommen mit freundlicher Genehmigung den Agfa-Photoblättern 9. Jahrgang 1. Heft

## Alpentraum

Albert Goldammer

Der leuchtende Gipfel  
Ist mein Traum,  
Verschlungene Pfade  
Durchqueren den Raum.

Ist keiner darunter  
Für mich und für Euch,  
Da Eure Herzen  
An Sehnsucht so reich!

Da Eure Taschen  
Gähnend leer,  
Geht keiner der Wege  
Für uns daher?

Verschwommene Fernen  
Rückt näher heran,  
Damit sich dies Sehnen  
Erfüllen kann!

## Aosta und der Parco Nazionale

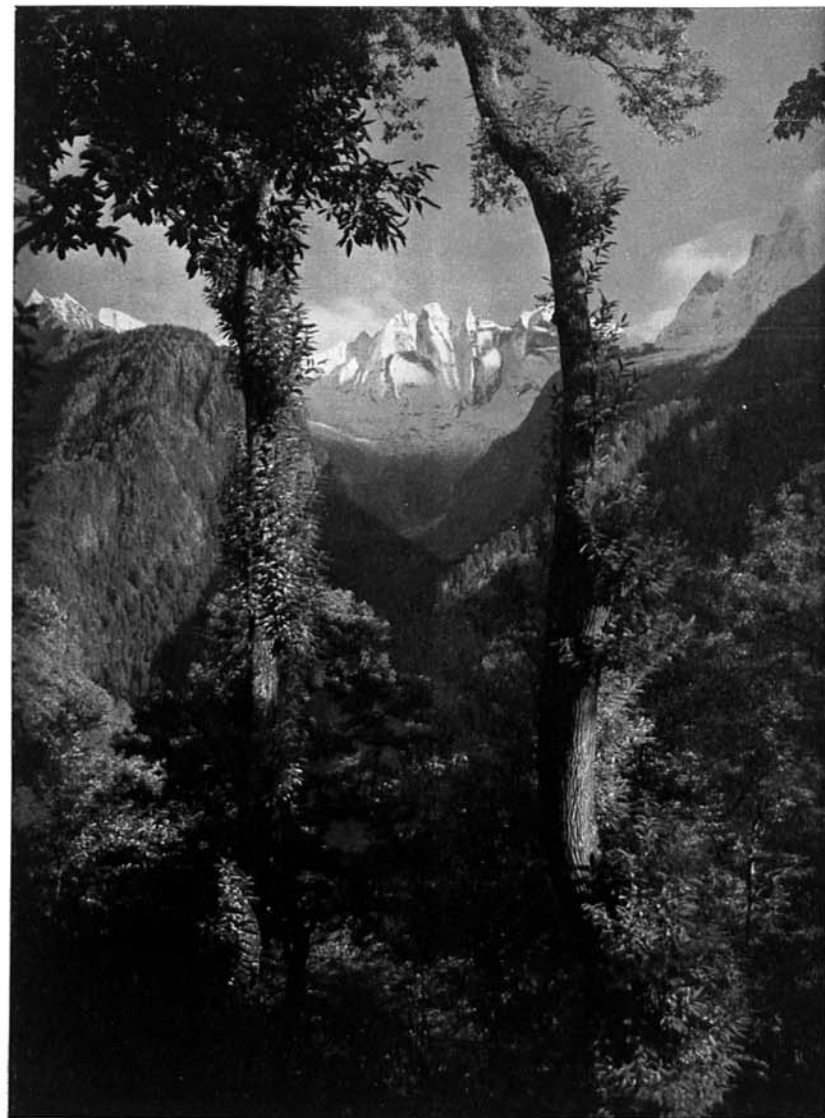
Dr. Egon Hofmann, Linz

Auf einem Platze in Aosta steht das Standbild des „roi chasseur“, wie Victor Emanuel auch hieß. Denn er war ein leidenschaftlicher Nimrod und hatte das seltene Glück, in seinem Lande das einzige Steinbockrevier der alten Welt zu besitzen. Auf diesem Monument, das ebenso kitschig ist wie alle Denkmäler, die das Italien der letzten 40 Jahre hervorbrachte, ist er auch mit einem erlegten Steinbock abgebildet. Aber man braucht sich in Aosta — wie schön dieser Name allein schon klingt — nicht zu grämen, daß die neue Zeit nichts gutes hervorbrachte. Doch stehen die Zeugen des römischen Weltreiches fast 2000 Jahre, als die Stadt noch Augusta Prætoria hieß. Eine alte Römerbrücke, ein Triumphbogen, durch den die Straße führt, ein Tor, durch das die Automobile rattern, eine Brücke, über welche die zweirädrigen großen Karren klappern und die Reste des römischen Theaters. Und aus dem Mittelalter stammen die Kirchen, die Klöster und die Türme welche die Stadt bekrönen. Aosta ist vielleicht die schönste Alpenstadt der Welt. 3000 Meter hoch erhebt sich aus dem Talkessel, in welchem die engen Gassen, die 7000 Einwohner beherbergen, der Monte Emilius mit seinen 3959 Meter. Unmittelbar im Süden, aufragend über die Straße, welche zum großen St. Bernhard führt, gegenüber als Abschluß des Seitentales Valpine, grüßen die Firnfelder der Combingruppe, die auch weit Viertausender-Grenze überschreiten. Und blickt man durch die Triumphpforte, dann leuchten im Westen die Gletscher des Ruitor. Berge ringsum in allen Formen, in allen Farben um den Talkessel, der terrassenförmig zu den Hängen hinanzieht, üppiges Grün des Südens, fruchtbare Bäume, malerische Ortschaften, alte Türme und Schlösser, denn hier wurde einst Geschichte gemacht.

Der malerische Reiz des Südens vereinigt sich mit den strengen Formen der Berge des Nordens und das verleiht diesen Gebirgstälern ihre besondere Note und den Zauber, dem jeder Mann aus dem Norden erliegt. Aosta selbst hat durchaus italienischen Charakter. Lange Straßen, mit eisernen Balkonen, das charakteristische Pflaster, das für die großen zweirädrigen Karren eingerichtet ist, Tradition aus den Römerzeiten. In den breiten Rinnsalen fließt abends das klare Wasser, das von den Bächen gespeist wird, und die Gassenjungen platschen in der kühnenden Flut. Die Leute sitzen nachts vor ihren Häusern und besorgen die Einkäufe, denn bis in die spätesten Stunden hinein sind die Läden geöffnet. Nur eins ist nicht italienisch, das gute Bier. Man könnte in diesem Weinlande vergessen Barbera oder Barolo zu trinken, so gut ist dieses Gebräu von Aosta, das ein vor 20 Jahren eingewanderter Münchner Namens Zimmermann dort erzeugt.

Aosta ist ein großes Zentrum der Touristik. Hier am Endpunkt der Bahn, die sich von Chivasso durch das bald enger bald breiter werdende Tal hinaufwindet, setzen zahlreiche Autobuslinien, von privaten Gesellschaften betrieben, die billig sind, ebenso wie die italienischen Bahnen, den Verkehr fort. Eine solche führt südwärts nach Cogne in eines der Täler, welches ins Herz der grauischen Alpen zieht.

Hier ist ein Heiligtum Italiens, der parco nazionale. Und in dieser Gruppe erhebt sich mit leuchtenden Firnfeldern und scharfgezackten Graten, die wilde Gletscher einschließen, der höchste Berg, der auf rein italienischem Boden steht, der Gran Paradiso. Neben der Barre des Cerins in dem Dauphiné der südlichste der Viertausender der Alpen. Er ist der einzige Berg in dieser



*Du bist Orplid, das Land, das ferne leuchtet!*

*Graubünden, Partie in Bergell (Sciara-Gruppe)*

*Entnommen mit freundl. Genehmigung den Agfa-Photoblättern 8. Jahrgang 4. Heft*

herrlichen Gruppe, der häufig bestiegen wird, eine Art nationaler Wallfahrt treibt besonders die Turiner zu seinen Zinnen. Aber sonst sind die Berge und die Hochtäler dieser formschönen, weit ausge dehnten Gruppe einsam und verlassen. Die richtige Gegend für den Naturschutzpark großen Stils. Das ist die Gruppe des Paradiso seit einem halben Jahrzehnt. Einstmals war sie königliches Jagdrevier, königlich im wahrsten Sinne des Wortes. Denn besonders in jenem Gebirgszuge, den das Tal von Cogne und Val Savaranche einschließt, ist die Heimat eines der Urtiere der Alpen, der Steinböcke, stambecchi, wie sie von den Italienern mit Verballhornung des deutschen Wortes genannt werden. Der alte Victor Emanuel, der König Humbert hielten sich dort alljährlich einige Wochen auf, und veranstalteten dort groß angelegte Treibjagden. Bis in die entferntesten Kare ziehen sich bequem ansteigende angelegte Jagdsteige, auf denen die hohen Herren hinaufritten. Diese Wege sind teilweise verfallen, von Gras überwachsen, und nur der seltene Tourist, der sich in jene Reviere verirrt, benützt diese Zeugen der Vergangenheit und freut sich ihrer. An den Bergvorsprüngen nisten kleine Jagdhütten, die nicht mehr benützt werden, und die großen Jagdhäuser sind in zwei Fällen — es gibt in diesem Gebiete nur zwei Schutzhütten für Touristen — zu Schutzhütten des Club alpino Italiano umgewandelt. Eine königliche Geste des jetzigen Monarchen, ein Geschenk an sein Volk, der parco nazionale. Selten hat ein Fürst großmütiger gehandelt. Sonst gibt es in den Westalpen, außer in den Schutzgebieten der Schweiz, so gut wie kein edles Wild mehr. Aber hier, wenn man behutsam geht, man braucht nicht einmal die Einsamkeit aufzusuchen, denn ganz in der Nähe von den Hütten äßen in den kühlen Stunden die wuchtig gehörnten Tiere, kann man oft ganze Rudel sehen. Fast scheint es mir, als

wären sie weniger scheu als die Gemsen. Mit diesen leben sie mitunter zusammen. Auch ihr Warnungsruf ist ähnlich, wenn auch weniger durchdringend. Ein Wilderer erzählte mir blinzeln, es wäre auch leichter, Steinböcke zu schießen als Gams. Aber ich glaube nicht, daß er viel Gelegenheit hat, dieser Leidenschaft zu fröhnen. Denn rings in dem Gebiete sind die Hüter der Steinböcke, die in den kleinen gemauerten Hütten sitzen, und eifrig besorgt sind um das Wohl ihrer Schützlinge. Und diese erzählten mir, daß sich in den letzten Jahren dank der strengen Schutzmaßregel die Zahl der Steinböcke in einzelnen Gebieten fast verdoppelt hätte. Ein unvergeßlicher Anblick, diese gravitätsreichen und dabei doch graziösen Tiere zu beobachten. Bewunderungswürdig, wie sie die steilsten Plattenstöße nehmen und mit Kraft und Behendigkeit auf den schmalsten Gesimsen in den Schluchten der Berge verschwinden. Wunderbar ist ihre Farbe dem Gelände angepaßt. Sie verschwinden gleichsam in der Umgebung. Auch große Rudel von Gams beherbergt der parco nazionale, die Murmeltiere pfeifen ringsum in den Mulden; alles ist dort geschützt, auch die Fische der Gebirgswasser und alle Pflanzen. So wird dieses Land unberührt bleiben, ein Naturdenkmal und bei diesem großen Umfange der Ketten glaubt man sich wirklich in Urzeiten versetzt. Vielgestaltig ist der Ausdruck dieser Landschaft. Und trotzdem haben diese Berge und diese Täler, über die sich ununterbrochen das unsagbar tiefe Blau des Südens spannt, nichts eigentlich fremdes für den Bergsteiger. Die Talstufen gemahnen an einzelne Gegenden der Hohen Tauern, und was man sonst in Italien selten findet, geschlossenen dunklen Hochwald trifft man am Fuße der Berge überall an. Die Berghalden funkeln im smaragdenem Grün. Denn von den Gletschern und Firnsfeldern braust zu beiden Seiten der Wildbach herunter, tosende

Wasserfälle bildend, und spendet unten auf den Wiesen das belebende Taß. Heimatlich mutete einem diese grüne Fruchtbarkeit der Täler an. Und auch die Bauart der Häuser und der Almhütten ist im Valnontey und im Val Savaranche nicht welsch. Unverkennbar der Walliser Einfluß mit den hohen, braun gebeizten Holzbauten. Übrigens wird in diesen Tälern französisch gesprochen. Wie früher fast überall in der ganzen Provinz Aosta. Aber seitdem das Liktorenbündel neben dem Savoyenkreuz auf den öffentlichen Gebäuden prankt, hört man das französische nur mehr von den älteren Leuten. Wie es zu unserer Zeitcivilisation paßt, sind

an allen Eingangspforten des parco nazionale verschiedene Verbotstafeln aufgestellt. Es ist selbstverständlich, daß so ein Naturschutzpark eine Direktion haben muß, die fern von ihm amtiert und sich mit Verordnungen und Gesetzen beschäftigt. Der Direktor dieser Gegend sitzt in Turin, er ist übrigens ein ehemaliger Österreicher, mit dem gut deutschen Namen Beier. Und wenn ich nicht Maler wäre, so wüßte ich mir keinen schöneren Beruf als dieses herrliche Stück Land zu verwalten. Allerdings nicht vom Schreibtische aus, sondern im Winter mit dem gleitenden Ski und im Sommer mit Pickel und scharfen Eisen.

## In den Wänden der Lomnitzer Spitze

Hans Gebler, Dresden

Es gibt noch Stätten genug in unserem zivilisierten Europa, wo die Urweltenmächte unbeschränkt herrschen, wo der Waldschratt noch lebt und Centauren sich in gigantischem Zweikampf messen. In dem säuberlich zusammengestellten Reiseprogramm des Allergeweltstouristen sind sie freilich nicht verzeichnet. — Der Einsamkeitsucher stöbert sie nur von Jahrzehnt zu Jahrzehnt einmal auf, und was er dort erlebt, das klingt in der Seele nach, ein Leben lang! — Wieder ragt sie vor meinem Auge auf — über windverrottete Walddickichte, über unsäglich öde Geröllkessel — Die imposanteste und eindrucksvollste Berggestalt im Reiche der steinernen Tatrariesen: Die Lomnitzer Spitze. Uralt ihre Besteigung und uralt der Bann, der den Bergfahrer immer und immer wieder in jene Weltvergessenheiten lockt, den Spuren des Gemsenjägers folgen läßt bis dorthin, wo das geheimnisvolle Reich der Felsenöde den Schatzgräbern einst unermessliche Reichtümer vorgaukelte — dem Wan-

dersmann heute aber das goldene Land der Seele erschließt. Durch das silbige Wirrsal des Krummholzes hatten wir uns mit dem Beil hinaufgearbeitet zum Lomnitzer Grat. Die Morgenschwüle lastete bleiern über dem fahlgrünen Pelz. In schweigender Einsamkeit verlor sich das Kohlbachtal mit seinen trutzigen Felsenburgen im Schoße. Dann war das Moränengeschlebe erreicht, das die seichten Wasser des Steinbachsees fängt. Selbst in der Karpathenwelt gibt es wenige Flecke, die an erschütternder Öde und Weltverlorenheit diesem Hochkessel gleichen. Der zerfranste Kamm zur Lomnitzer Spitze am Himmel droben — schwarze schwindelnde Steilwände, die glattesten der Tatra, in jäher Flucht — und bleiche Geröllfelder an ihrem Fuße. In der kleinen Mulde, inmitten, von kärglichen Pflanzenwuchs eingefast, die seichte Wasser-oase des Steinbachsee's — einsam verwaist — ein Meerauge ohne Glanz. Wie Grabesluft weht es uns entgegen, von den weißen



Schneebändern herab, die unterhalb der schroffen Wandtürme sich schlingen und wo, gleich einem narrenden Spuk, Gensfen klettern.

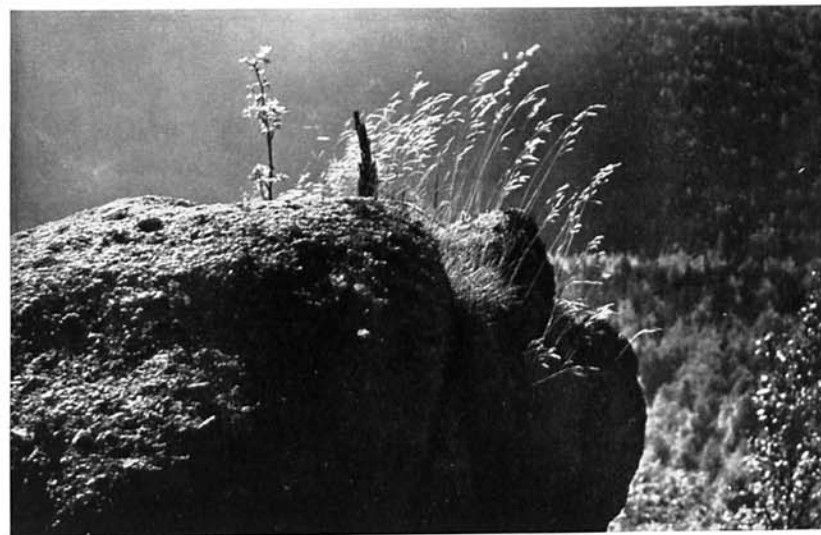
Das namenlose Schweigen erfaßte uns. Wir starrten wortlos in diese Urweltwildnis nur hinauf zu den Prallflanken dieser Königin der Einsamkeit. Wir zuckten zusammen, wenn ein Stein dumpf dröhnend herabschlug und ein Murmeltier seinen hellen Pfiff ausstieß. — Sonst regte sich nichts. — Die Riesen schliefen in der tausendjährigen Ruhe der Felsenleiber rundum.

Nur wenn der junge Tag über die Berge steigt, mildert der Widerschein der in Morgenröteglanz erstrahlenden Spitzen die starre Öde. Dann kommt das erwachte Leben von den Belaer Kalkalpen herüber, aus dem Totengarten herab: die Gamsrudel. Der Steinbachkessel ist ihr Morgenrevier, um Mittag bereits klettern sie über die Nordwand der Komnitzer Spitze aus 2550 Meter Höhe wieder hinab in's Grünefetal. —

Auch wir folgten ihren Spuren später. Über den gänzlich vermurten Kleinen Trichtersee durch den Totengarten. Ein schauerlicher Name — obwohl nur die erdrückende Felseneinsamkeit zu dieser Benennung des verlassenen Hochkars führte. Die steilsten Wände der Tatra umstarrten diesen Geröllkessel, dessen Wildheit einen unauslöschlichen Eindruck hinterläßt. Links die Südostwand der Komnitzer Spitze in 55 Grad Neigung, rechts die 60 Grad geneigten Mauern der Kesmarker Spitze. Gegenüber das fast überhängende Massiv des Gabelgrates. Ein steiler Schneehang deckt fast den ganzen Sommer dieses wüste Kar. An ihm begann für uns die Arbeit, denn der Anstieg führt steil über das Schneefeld zur Wand der Großen Gabelspitze. Als wir über die Geröllschrofen zur Westlichen Gabelspitze traversierten, murrte es dumpf aus dem Papyrustal herauf — ein Gewitter hier oben war keine angenehme Aussicht, darum

beeilten wir uns. Trotzdem hatte uns der Aufenthalt am Steinbachsee und die unerträgliche Schwüle viel Zeit gekostet, wir standen erst spät nach Mittag auf der himmeltragenden Dreikantspitze, der stolzen Komnitzerin.

Das Gewitter hatte sich nach der polnischen Nordseite verzogen, aber die bleierne Luft und die fernegetürmten weißen Wolkenbällchen versprachen eine baldige Neuaufgabe. Verlockend kam uns mit einmal ein Gigantenkampf in diesen Urwelten vor, verlockender als ein sicheres Obdach. So versenkten wir uns unbekümmert in die Erhabenheit der Gipfelrundschaue. Bewunderten die prächtige Gestalt des Schwalbenturmes, den schroffen Jordanturm und die Felsenpyramide der Kesmarker Spitze als die benachbarsten, schauten hinab in die endlosen Tiefen der Täler, aus denen herauf seit dem 17. Jahrhundert die Bergsteiger zur Spitze wallfahreten und grüßten unser idyllisches Tery-Schutzhaus mit den Spiegeln seiner fünf Seen. Wunschlos glücklich blinzelten wir dann zu den Wolkenbällchen herauf, die sich sammelten und wieder zerstreuten, um schließlich doch an Kompaktheit zuzunehmen. — Sollten wir hinüber zum Tery-Schutzhaus absteigen oder hinab zum Grünen See? Beide Routen waren uns bekannt, von manchen Besuchen her — aber die Wildnis von heute morgen lockte uns nochmals zur Rückkehr in's Kohlbachtal. Wir stiegen ab, wie wir heraufgekommen waren. Etwas eifertiger, denn feindselige violette Schatten legten sich über die ferneren Partien der Berggruppen und vereinzelt Windstöße heulten im Gewand. Im Schnee abfahrend, hatten wir um 5 Uhr den Kleinen Wasserfall erreicht, der vom Totengarten über schwarze Wandflächen sich in den Trichtersee kessel ergießt — da zuckte ein erstes fahles Leuchten um die Ostwand der Komnitzer Spitze und gleichzeitig verlosch der letzte Sonnenblick. Also hinab, wenig



### Schönheit am Wege

Aus dem Buch „Verklärte Welt“

Mit freundl. Genehmigung entnommen den Agfa-Photoblättern 9. Jahrgang 3. Heft

stens bis zum Steinbachsee, ehe der Ausbruch des Gewitters kam. Der Donner echote in den Schlünden wieder — Dunkel breitete sich gespenstisch rundum. Unheimlich düster lag die Öde des Steinbachkessel jetzt im Dämmerlicht vor uns, niederschmetternd in ihrer grenzenlosen Verlassenheit. Grelle Blitze flammten unaufhörlich und unter dem Dröhnen des nachfolgenden Donners schienen die Felsen zu erbeben. — Die Riesen der Urwelt waren erwacht — der Tentaurkampf begann! —

In einer tiefen Felsnische zusammengekauert, erwarteten wir Menschenzerglein das Schauspiel, das nun anhub. Ein Höllenkonzert, das Heulen und Gellen des Sturmes in den Schrofen, das Prasseln der Steine. Als stürzten die schwarzblauen Wolken sich auf die Erde, so jagte sich das wilde Gezücht durch die Runsen und Spalten. Nur die Feuergarben, die aus diesem

Brodelkessel spieen, ließen die Umwelt erkennen. — Und dann hub ein Rauschen an — urmächtiger fast wie das Donnergerölze. Regen und Hagel prasselten auf die Granitplatten, eine Sturzflut schoß von allen Seiten in den engen Kessel, den seichten See überflutend und mit Wutgeheul sich durch die Mulden in's Tal hinabstürzend. — „So muß der Weltuntergang sein“ — leise murmelten es die Lippen meines Begleiters, und wir drückten uns enger in den Felsenpalt. —

Vierzig Minuten später war der Dämonenkampf vorüber. Eine eisige Kälte strömte über das tropfnasse Gefels, von den Felsbändern herab gleißte der Neuschnee. Die höchsten Spitzen stakten in schweren Wolken. — Wir zogen talaus, über ausgewaschenes Geröll, durch triefendes Knieholz — in der Seele ein Bild tragend von der Urzeit unserer Erde. — —

## Verdacht

Fritz Müller, Partenkirchen

„Bartl?“ entgegnete der Fremde, der einen Bergführer suchte, „ist das nicht der — der wo —“

„Ja“, sagte müde der Mann im Verkehrs-büro.

„Was ja? wissen Sie denn, was ich sagen wollte?“

„Sie sind der zehnte heute, dem ich diesen Führer nenne. Sie sind der zehnte, der die Augenbrauen aufzieht: „Bartl? ist das nicht der — der wo —“

„Also haben ihn die anderen neune alle —“  
„— abgelehnt, wie auch Sie auf ihn verzichteten werden.“

Der Fremde zögerte: „Wenn man wüßte —“  
„Man weiß. Und dennoch. Es ist stets dasselbe. Der Verdacht, huhu! Er mag zehnmal abgetan sein, er erhebt zum elftenmal sein schielend Haupt —“

„Hm, Sie sind ein Dichter, junger Mann?“

„Ich wollt', ich wär's. Ich beschreibe dieses Scheusal, dies unsterbliche —“

„Welches Scheusal?“

Der Mann am Schalter schaute nach der Uhr: „Büroschluß. Ich hätte Zeit. Darf ich's Ihnen knapp erzählen?“ — —

Bartl führte einen jungen Russen. Es war eine von den leichten Touren, auch für Mutterföhnchen. Da fiel Schnee ein, Regen drauf und Frost, ein Sturm dazu und kalte Blitze. Bartl kam allein zurück. Der Russe habe eigenmächtig plötzlich abgeschwenkt, ob er etwa vorher angekommen wäre? Nein? Noch in derselben Stunde kehrte Bartl um und suchte, suchte. Vergebens bat man ihn, er möge warten, bis, wie es Vorderschrift sei, zumindest noch ein zweiter Führer sich gerichtet hätte. Am andern Morgen brachte er die Leiche angeschleppt. Das übliche Protokoll. Das übliche Verzeichnis der beim Toten vorgefundenen Dinge. Die übliche Depesche an den Vater. Das übliche

Begräbnis. Die übliche Grabrede. Der übliche Dank an den, der den Lebenden geführt und den Toten dann geborgen hatte. Dann eine kleine Pause; „Was den Bergungslohn für meinen Sohn betrifft — darf ich bitten, sein Totizbuch einzusehen. Mein Sohn war sehr genau. Sehen Sie den Eintrag noch am Aufstiegmorgen: Kassenbestand Mk. 135.—, Bergführer Bartl vorausbezahlt Mk. 30.— stimmt doch, nicht wahr? — „Sell woll.“ — „Rest Mk. 105.—“, steht hier, Herr Bartl.“ — „Sell woll.“ — Rest Mk. 105.—“ wiederholte der Russe lauter. — „Sell woll“, wiederholte der Bartl gleichmütig freundlich, „wenn's dem Herrn sultt schwer fall'n, den tariflichen Bergungslohn gleich jetzt zu zahlen —“. — „Nein, Bartl, das siele mir nicht schwer, etwas anderes fällt mir schwer. Die Brieftasche meines Sohnes —“. — „War ihm bei dem Sturz herausgefall'n, ist neben seiner Leich g'leg'n, Herr.“ — „Ohne Geld, Bartl, wie das Protokoll besagt.“

Der Bartl war sich durch das Frause Berg-haar gefahren. Es war von Natur aus wirr. Jetzt ward er selber wirr: „Ohne Geld? Ohne was für ein Geld? Was sultt das heißen, Herr?“ — „Tunu, 's ist nicht weiter schlimm, Sie haben sich für die Bergung eben gleich bezahlt gemacht, nicht wahr?“ Wäre ihm jetzt Bartl an die Gurgel gesprungen, so wäre alles — gut gewesen. Seine Unschuld wäre auf der Hand gelegen. Auf der Hand, die selber an der Gurgel lag, der Affekt ist ein Beweis. Nicht vor Gericht, das wurde nicht behelligt, aber vor der öffentlichen Meinung, auf diese kommt es an, auch bei einem Bergführer. Bartl sprang nicht an die Gurgel. Zum Springen gehört Kraft. Die hatte ihn verlassen. Ein Führer, dem gesagt wird, er habe den Ge-führten bestohlen, steht auf dem Eisfeld

ohne Pickel, ohne Schube, selbst die Kleider sind ihm herabgerissen, nackt steht er da und zittert, nicht nur vor Kälte, denn jetzt muß er gleiten. „Er hat gezittert, das genügt mir“, erzählte es der Russe weiter. Darnach glitt der Bartl.

Erst langsam, denn noch gab es ein paar Wurzeln, gab es ein paar Menschen, die ihn hielten, wenn er sich nicht zu fest in sie verkrallte. Aber gebe einer einem Gleitenden Gebrauchsanweisungen fürs Festhalten! Also rissen sie aus, die Wurzeln, und die Menschen, vor dem Bartl, der sie zu verzweifelt angeschrien hatte: „Haltet mich!“ Sie wichen aus vor ihm im Wirtshaus. Man konnte nicht wissen. Sie schnitten ihn auf der Straße: Weiß man's? Sie drückten sich auf seinem Bittgang, einen Taufpaten für sein Kind zu finden, mit einem scheuen Blick auf den Boden: Lag da nicht eine aufgeklappte, leergestoh'ne Brieftasche?

Wenn die Wurzeln reißen, gibt es Singernägel. Mit den Singernägeln kann der Gleitende sich in die abschüssige Platte krallen. Aber der Frost hatte zugenommen, das Eis der Platte und der Menschen, die den Bartl kannten, war so hart geworden, daß sich seine Singernägel umbogen, er glitt weiter. Jetzt war kein Halten mehr, jetzt stürzte Bartl in die große barmherzige Tiefe, Suff geheißen. Im Stürzen sauste er an einer Felspalte vorbei, aus der was blitzte, aus der was wehte. Der Sturz war zu schnell, er konnte es nicht erkennen.

Um die gleiche Zeit brachte ein Hirtenbüblein in die Gemeindefanzlei einen Hunderter und zwei Silberstücke, die er in einer Felspalte unterhalb der Aufschlagstelle gefunden hatte. Die Silberstücke waren blind und blitzten kaum noch, der Hunderter war ein durchgeweichter Fetzen, dessen Nummer kaum erkennbar war, die Reichsbank machte Schwierigkeiten, ihn durch einen neuen zu ersetzen. Auch durch des Bartl Hirn blitzte kaum noch ein Verständnis, als man ihm die Nach-

richt brachte, auch der Bartl war ein durchgeweichter Fetzen, dessen Bergführerabzeichen kaum erkennbar war.

Es fand sich aber jemand mit einem chemischen Verfahren, um die Nummer des Hunderters — 593877D — wieder einwandfrei sichtbar zu machen, so daß man einen neuen Hunderter dafür bekam.

Für den Bartl fand sich ein Verfahren in einer Heilanstalt. Gewiß, sie heilte ihn. Gewiß, er hätte wieder führen können.

„Aber mit dem chemischen Verfahren ist's bei Menschen nicht getan“, schloß der Mann am Schalter, „der Reichsbankschein, der neue, hat es leichter, der geht von Hand zu Hand, und niemand fragt mit einem scheelen Blick: „Ist das der — der wo —?“ Der braucht einen anderen Menschen, der ihn unbesehen und vertrauend nimmt. . . Sie verzichteten also auf den Bartl, Herr, wie die andern verzichtet haben?“

Der Fremde gab keine Antwort. Er hatte sich abgewandt. Durch das Fenster des Verkehrs-büros sah er auf die abendliche Dorfstraße. Plötzlich zuckte er zusammen, mit dem ausgereckten Finger wies er hinaus: „Der ist's?“ „Der ist's“, sagte ich, der Beamte des Verkehrs-büros.

Der Fremde hatte klirrend die Fenster aufgestoßen: „Bartl!“

Ein vergrämes Antlitz wandte sich langsam, sah herauf, müde, nur mit einem kaum sichtbaren Blitzen einer fernen Hoffnung: „Der Herr wünschen?“ sagte er, ganz nahe ans ebenerdige Fenster tretend.

„Sind sie frei für morgen?“  
Bartl nickte schwer: „Welche Tour wünschen der Herr?“

„Die gleiche, die Sie damals mit dem Russen machten.“

Wie unter einem Peitschenhiebe zuckte Bartl, hilflos und mit leeren Augen starrte er an uns vorbei, und ich bereute, daß ich diesem Fremden solchen groben Zugriff in die Seele eines andern ermöglicht hatte.

Aber der Fremde hatte plötzlich nach der Hand des Bergführers gegriffen: „Wir sind Kollegen. Mir hat ein Verdacht, wie Ihnen den Beruf zerschlagen — Menschen können sein, wie Bestien. Ich hab's überwunden. Nicht allein. Das kann der Stärkste nicht. Ich hatte aber einen Freund, der wanderte in die neue Welt. Vorher übergab er mir sein ganzes Vermögen zur Verwaltung — ohne Quittung, ohne Inventarverzeichnis, morgen hol' ich's wieder ab“ scherzte er. Er hat's nicht mehr abgeholt, er ist gestorben drüben. Hier, Bartl, meine Briefftasche — ohne Quittung, ohne Inventarverzeichnis,

morgen hol' ich's wieder ab zur großen Tour.“  
 Künftig sollte die Geschichte damit schließen. Sie schließt nicht damit.  
 Den Fremden traf in dieser Nacht der Schlag in seinem Gasthof. Er begab sich ohne Bartl auf die große Tour.  
 Der Bartl aber brachte mir die Briefftasche zurück für die Verlassenschaftsbehörden. Sein Gesicht war frei. Der alte Bergschalk spielte wieder über seine offene Stirn: „Jetzt bin ich wieder, der ich war“.  
 \* \* \*  
 Des Toten Kraft war auf ihn übergegangen.

## Trettach

Fritz Rascher, Hamburg

Nach der Melodie zu singen: Die Wildgans zieht.

Der Wildbach braust im Blockgewirr  
 Sein einsam Lied herauf zu mir.  
 Ich steig empor zur steilen Wand  
 Weil ich im Tal nicht Ruhe fand.

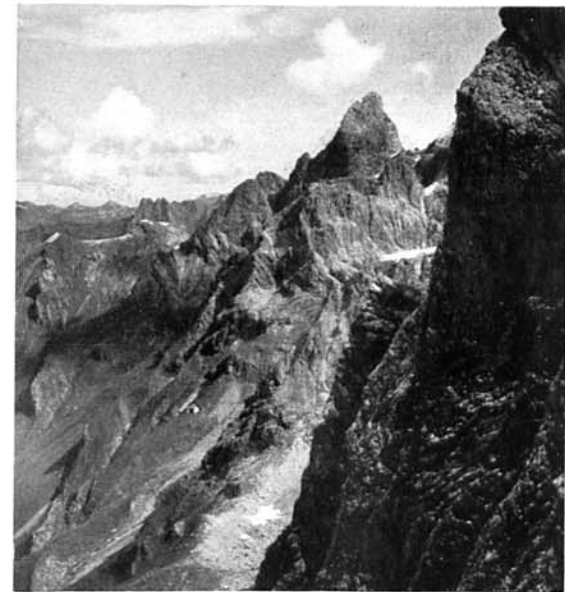
O Almenrausch  
 Wie bist du rot!  
 Ich bin so wund,  
 O wär ich tot!  
 O Almenrausch so rot.

Ich ring an harter Felsenbrust  
 Da werd ich meiner Lieb bewußt.  
 Es pocht gar laut mein wildes Herz.  
 Der Abgrund lockt — vorbei der Schmerz.

O Edelweiß  
 Du bleicher Stern,  
 Mein Lieb das ist  
 So weit und fern.  
 O Edelweiß du Stern.

Ich steh' am Kreuz und blick in's Land  
 Nun dennoch ich die Ruhe fand.  
 Der Berg hat mir die Ruh' geschenkt.  
 Weil ich ans ferne Lieb gedenkt.

O Enzian  
 Die Augen blau  
 Gehören meiner  
 liebsten Frau!  
 O Enzian blau.



Phot. Dr. Pfeifer, München

## Trettachspitze

Aus der Deutschen Alpenzeitung 22. Jahrgang

## Einem Freunde zum Abschied

Hugo Curt Vinz, C. d. G.

Du hast unsere Runde verlassen müssen; die Forderung deines Berufes verschlug Dich in die Ferne, weitab von uns. Wir sprachen nicht darüber, ob Dir der Abschied schwer fiel; Du zeigtest kein Bedauern, ich hingegen konnte Dir kein tröstendes Wort mitgeben. Wir waren immer hart zueinander gewesen, von Anfang an. Und so blieb es bis zum Ende. „Leb wohl“ — ein Händedruck: so gingen wir nach unserer letzten Bergtour auseinander. Schweigend, ohne Anteilnahme, wie uns der Zufall zusammenführte. Wir erstiegen gemeinsam unsere Berge, wir kämpften vereint um den harten Sieg, teilten

die Freuden eines schönen Bergsommers, weil wir einer gemeinsamen Sache dienten, der Bergliebe und unserem Club. Um unserer Freundschaft willen haben wir das alles nicht zusammen getan. Wirklich nicht? Waren wir niemals Freunde von ganzem Herzen? — Nein, wir standen uns immer kalt gegenüber, unsere knappen Reden rührten nie an unsere Seelen; wir waren sachlich und hart zueinander. Und doch gab es einen Tag, wo wir unsere Herzen einander verrieten, und unsere Sehnsucht zueinander durchbrach.

Es war an einem Feiertag, einem herrlichen

Sommertag. Den Vormittag streifte ich allein in den Rathener Felsen umher, erstieg den Talwächter, besuchte den Mönch und überschritt die Kleine Gans. Ich war der einzige Mensch an diesen Felsenbergen und zog die Ruhe des für uns Berufsmenschen leider viel zu seltenen freien Werktages voll in mich ein.

Mittags träumte ich am Eingang zum Wehlgrund inmitten blühender Wiesenblumen und summender Insekten von Sommerglück und Bergsteigerfreuden. Ich wartete auf Dich. Als Du endlich kamst, waren meine Gedanken mit den vielen weißen Wolkenschiffchen am tiefblauen Himmel in ein anderes, längst entschwundenes Land gewandert, und es dauerte Sekunden, ehe ich Dich erkannte. Dann aber lachten wir über diese Träumerei und erfaßten die schöne Gegenwart. Wir hatten ein köstliches Kletterziel: Kleiner Wehlturm, Ostwand. Während unseres Anstieges durch den Wehlgrund leuchtete uns dieser schlanke Fels entgegen und füllte unsere Herzen mit jubelnder Freude und berauschendem Willen zur gemeinsamen Tat.

Bald waren wir am Berg. Die Kletterei

ward uns zum Freudentaumel. Spielend überwandern wir alle Schwierigkeiten; aber es war nicht, wie sonst, bloße Begeisterung an der sportlichen Leistung, vielmehr zog uns eine nieempfundene beglückende Macht empor. Das Ziel grüßte und winkte uns, als halte es für uns das Beste der Welt bereit. Doch ahnten wir nicht, daß uns das tiefste Erlebnis, das Erlebnis der Freundschaft zuteil werden sollte.

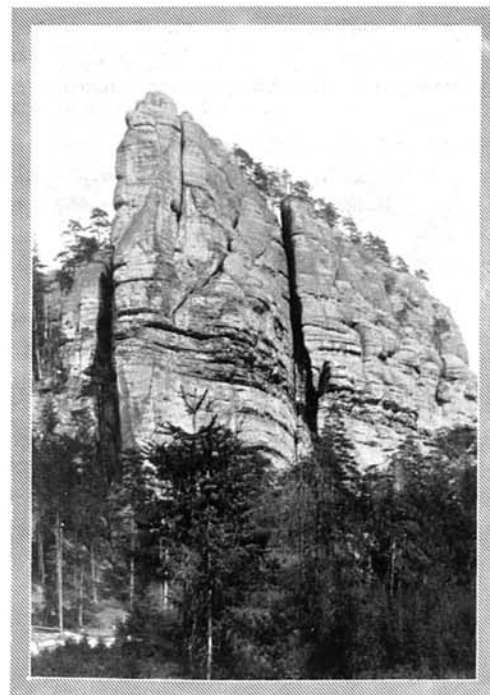
Als ich nach Dir den Gipfel betrat, waren wir in Schweiß gebadet. Wir legten unsere Hände zusammen, sie haben gezittert vor Glück. Da waren wir uns mit einem Male so nahe — es war alles gefallen, was uns bisher voneinander trennte.

Die Welt um uns her erstrahlte in ihren sattesten Sommerfarben.

Dann kam der Umschwung in unser Glück. Zwei braune, glänzende, nackte Körper, lagen wir dicht beieinander auf dem schmalen Gipfelsfels in der Sonne und schämten uns der Nacktheit unserer Seelen.

Die Scham hielt an, sie verbarg sich erneut hinter Schweigsamkeit und Härte. So blieb es bis heute.

Freund, ob wir wohl die Scham überwinden?



phot. Erich Pohl, Dresden  
freundlichst zur Verfügung gestellt  
von Hans Gebler — Dresden

## Neuberweg

Heinz Weber

Am 8. Oktober 1913 — also vor 20 Jahren — durchstieg Hans Neuber als Führer einer Seilschaft die gewaltige Südwand des Raufensteinens auf völlig neuem Wege. Nahe der Südwestkante führt der wundervolle, wenn auch schwierige Aufstieg über Wand, Bänder, durch Risse und zuletzt Kamine zum Gipfel; eine der reizvollsten und längsten Klettereien des gesamten Gebirges war damit eröffnet. Trotzdem scheint der Weg so gut wie unbekannt zu sein, gingen doch selbst Kenner des Gebirges achtlos an ihm vorüber. Möge die folgende Schilderung von Eindrücken, die ich mit zwei Freunden bei einer Durchsteigung

gewann, den Neuberweg der Vergessenheit entreißen.

\* \* \*

### Die Verschneidung

Gleich am Beginn geht's neckisch zu. Am Fuß der Wand, die stark überhängend abbricht, liegen wild übereinander getürmt große Blöcke. Von der Spitze des einen heißt es durch breiten Überfall den Einstieg zu einem schmalen Band zu gewinnen. Weit weg liegen die Griffe und es gibt ein lustiges Schaukeln, die Füße „gehen ab“, endlich läßt sich ein Hacken ergattern, dann geht es leichter schräg nach rechts empor auf das

schmale Band, von wo aus man verschnau- fend links und rechts blickt, abnungslos, wie es nun weiter zu gehen hat . . . Vor- sichtig hebt jeder den Kopf und es scheint, als gebe es nichts Senkrechteres als die Wand, an der man nun hinaufblickt und die es zu bezwingen gilt. Herbert redet von Notverordnungsgriffen, weil es deren wenige gibt, und wahrlich, Gott hat in seltener Sparsamkeit Griffe und Tritte verteilt. Außerdem heißt es vorsichtig steigen, allzu brüchig erscheint das Gestein, seine eigen- artige Formung zwingt, alles auf „Druck“ zu nehmen, denn viele kleine, senkrechte Rippen bilden ein merkwürdiges Ornament in dieser Wand. Dabei geht es immer — wohl an 15 Meter — an der linken Seite einer riesigen Verschnidung aufwärts, die nahe der Südwestkante aus der Südwand herausgesprengt ist. Es ist ein starker Ein- druck, in der Wand zu stehen, die scheinbar ins Bodenlose absinkt, während die rechte ins Blau des Himmels aufschießt, um sich hoch oben zu verlieren . . . Im innersten Winkel zieht ein enger Riß empor, in dem man an guten Griffen und Tritten einige Meter hochgeht, um nach links auf einen kleinen Absatz auszustiegen. Er ist abschüssig und viele Zacken und Zäckchen bringen einen wüsten Seilsitz zustande. Während ich als Mittelmann Bergfreund Walter nachhole, leitet Herbert den nächsten Angriff ein, in- dem er den Weiterweg studiert. Die rechte Verschnidungswand wird von einem großen auffallenden Band unterbrochen, das hier beginnt und weit in die Südwand hinaus- läuft. Das nächste, was wir vorhaben, ist, dort hinaufzugelangen.

Um uns ist zitternde Hitze, es ist, als strahl- ten die Wände verdoppelt die Sonnenwärme wider. Wie Strichflammen trifft manchmal ein Windstoß unsere Wangen und nirgend- wo ist eine Spur von Schatten. Warum ließen wir nur die Zitronen im Rucksack zurück? Wir blicken hinunter; unten am

Elbleitenweg, fast nur als farbige Pünkt- chen erkennbar, liegen im Schatten der Tannen unsere Freunde. Hans Steger, der große Dolomitenkletterer und — last not least — zwei Kameradinnen der Berge. Ihre bunten Kleider leuchten fast aus dem dunkelgrünen Schatten des Waldrandes heraus, und ab und zu winkt eines der Mädchen zu uns herauf . . . Eben erscheint Walter, um sich als letzter mit gewaltigem Klimmzug auf die schräge Plattform heraufzuschwingen. Kaum sitzt er neben mir, da heißt es schon wieder Sicherung zu geben. Herbert geht weiter . . .

#### Das Band

Tun beginnt eine Odyssee im Fels. Herbert übersteigt den Riß, quert nach rechts und steht in herrlicher Ausgesetztheit am senk- rechten Absturz der rechten Begrenzungswand der Verschnidung. Draußen an der Kante, die wenige Meter unter seinem Stand- platz in gewaltigen Überhängen abbricht, holt er mich nach. Wir beide stehen in fragwürdigen Reibungstritten, binden uns mit Seilschlingen an noch fragwürdigere Zacken fest, die beim Legen der Schlingen knirschend unter unseren Sängern zerbrechen. Ich schaukle mehr als ich stehe und wie ich das Seil nachgebe, wird mir unbehaglich zumute. Stehst Du denn wirklich fest, denke ich mir, wenn . . .

Herbert ist weit in die Südwand gequert, hat sich von einem Bändchen narren lassen und kommt in hoffnungsloses Gelände. Er kehrt um und meint, bei mir angekommen, diese Preislage wie er sie vorgefunden, gehöre nicht mehr zum Teuberweg. Also verstiegen! nicken wir uns zu. Er versucht, über meinen Standplatz gerade hochzugehen und klagt erneut über brüchiges Gestein. Ich habe keine Ursache, das anzuzweifeln, surren doch ab und zu kleine und große Steine an mir vorbei, hinunter in das wogende Waldmeer zu Füßen des Kauschensteines . . .

Endlich hat er in schwerer Kletterei das ersuchte Band erreicht. Er heißt mich nach- kommen und nach einem sumständlichen Einseilen, (ich mußte aus der Schlinge, da- mit es für Herbert reichte,) befinde ich mich im Aufbruch. Klappernd verschwindet der Jacken in die Tiefe, als ich die Seilschlinge von ihm löse. Mich überläuft eine Gänsehaut, als ich sehe, wie eilfertig sich meine Sicherung empfiehlt. Das hätte ja gut werden können, denke ich und schiebe mich nach der Ver- schneidung zurück. Zurück deshalb, um die rechte Wand geradehoch zu gehen und so den Originalweg zu durchsteigen. Unter mir sitzt, in den Riß geklemmt, Bergfreund Wal- ter; sein goldblonder Haarschopf leuchtet im Sonnenglanz, mir gefällt diese Aureole, ich muß eine Weile auf ihn hinunterblicken. Erst ermunternde Zurufe von oben lassen die Illusionen des Heiligenscheines am Haupt eines Bergsteigers zerfließen. Verdammt schwer ist diese Wand. Wenn auch die For- mel, daß „alles da sei, was man brauche“, nirgendwo Gültigkeit verliert. Dennoch heißt es „fortieren“ und das wenige, was als Griff oder Tritt vorhanden ist, erweist sich als brüchig. Das Zutrauen verschwindet in dem gleichen Maße wie die Griffe. Immer wieder aber krallen sich die Finger in win- zige Schalen, umfassen sie kleine, scharfkantige Zacken, nur die Schubspitzen müssen mangels Tritten oft auf Reibung treten. Endlich wird's freundlicher, bald erkenne ich Herbert, der mich sichernd am Beginn des großen Bandes sitzt. Als ich bei ihm bin, tauschen wir unsere Gedanken aus und kommen zu dem Ergebnis, daß die Schwierigkeiten wohl größer seien, als wir erwartet haben, aber die Kletterei ist herrlich und stürmisch werden wir ein Sternchen für den Weg im „Fehr- mann“ zu fordern wissen. Im tiefen Schlag- schatten eines Überhanges sitzen wir jetzt und blicken wie aus einer Tunnelöffnung in die Landschaft, die da in gleißendem Sonnenlicht vor unseren Augen liegt. Wir

spähen mit beschattetem Blick hinüber zu den Bergen der Heimat. Einem bunt ge- wirkten Teppich gleich ziehen sich Fluren und Wiesen über Hänge und Ebenheiten, aus den Waldflächen steigen die massigen Körper der „Steine“ empor und weit hinten schwingen sich duftige Kantenlinien böhmischer Basaltkuppen ins Himmelsblau. . . Das Band ist — meinen wir — ein köst- licher Kastplatz, wir verbummeln geradezu die eilende Zeit. Inzwischen habe ich Walter heraufgesichert, er setzt sich behaglich neben uns und meint im bedächtigen Tone: daß der Weg sehr schön wäre und ihm gefiele. Das bringt uns wieder in die Wirklichkeit zurück und schon lugen wir hervor aus dem Überhang wie der Hund aus seiner Hütte. Wir trotten fast das Band entlang, nur wo es schmal wird, schwingen wir uns von Zacke zu Zacke, treten vorsichtig auf Leisten und Ge- simse, bis Herbert einem rostigen Eisenring mißtönendes Klappern entlockt. Jetzt wird's wieder ernst, denken wir und fassen Posto.

#### Brüchige Wand

Wie eine Bienenwabe ist der Überhang, vor dem jetzt Herbert steht und ein Staffato spielt, klopft hier und da an einen Griff, ohne zu einem befriedigenden Ergebnis zu kommen; ohne daß sich seine umwölkte Miene aufhellt, knurrt er, daß man hier wie selten morsches und brüchiges Gelump' studieren könne. Aber flugs darauf ist er ver- schwunden, flappernd und klirrend fällt es wie Topfscherben an uns vorüber in die große Schlucht der Südwand. Diese Auf- räumungsarbeiten besorgt Herbert sehr gründlich, aber nach einiger Zeit hört der Sternschnuppenfall im Fels auf. Schürfen und Kratzen dringt an unsere Ohren. Er hat einen der vielen Risse erreicht, durch die oben die „Hafersäcke“ der Südwand gebildet werden.

Ich bin erneut bereit, mich auszuheilen, weil das Seil zu Ende ist, da ertönt der Ruf

zum Nachkommen. Es ist beängstigend, was sich da wie ein Lebkuchen anfaßt. Die Griffe muß man mit „Sie“ ansprechen, und auf den Tritten ist schon gar kein längeres Verweilen möglich. Ich muß an eine Novelle von Sealsfield denken, wo nächstens Männer einen Sumpf in Florida überquerten, und nie wissen, ob sie auf einen Baumstamm oder eine Alligatorenschnauze treten. Hier schwankt auch jeder Tritt, knistert jeder Griff und ich bin heilfroh, als ich in einem schmalen Riß das linke Bein verklemmen kann. Jedoch beim Hochtreten ist's immer, als stampfe ich in einem Scherbenhaufen umher. Der Riß windet sich nach links, wird tiefer, und endlich kann ich mich eine Minute ausruhen. Da oben sitzt Herbert „wie auf dem Pfiff“, in flacher geneigter Rinne und lacht, wie ich unterm Klappern der Karabiner den Riß emporkratze. Noch einmal gilt es, durch einige gewundene Rinnen zu schleichen, über flache Reibungswände zu steigen, dann verschwindet das Seil, sich wie eine Schlange windend, in einem schluchtähnlichen Kamin. Wir kommen rasch nach, zwängen uns an einer Birke vorbei, die uns,

so oft wir jetzt den Kauschenstein umwandern, wie ein guter Freund zunickt, und dann sagt Herbert, als ein großer Spreizschritt uns neben ihn auf einen Vorkopf bringt; der Neuberweg ist unser!

#### Gipfelrast

Langsam steigen wir über die Gipfelschrofen und geben uns, jedem von uns leuchten die Augen, die Hände . . . Noch einmal erleben wir alles, was jetzt hinter uns und unter uns liegt; noch einmal gedenken wir dieser oder jener Kletterstelle, freuen uns über die Herrlichkeiten und verziehen den Mund, wenn von den Tücken die Rede ist. Unversehens steigt noch ein Gedanke in uns empor: Wir denken des Bergfreundes, den wir nicht mehr kannten, der sich mit der Tat der Erstbegehung unvergeßlich gemacht hat. Wir werden ernst, als ich den anderen zu berichten weiß, daß Hans Neuber im großen Kriege für Deutschland gefallen ist. Soll er, der die Liebe zu seinen Bergen und zu seiner Heimat mit eigenem Blut und Leben besiegelt hat, der Vergessenheit anheimfallen, wie sein Weg am Kauschenstein?

## Großlitzner-Nordwand

Gerhard Bretschneider

Großartig erhebt sich die Nordwand des Litzners hoch über seinem Ferner in mächtigen, schwarzen Plattenwänden zum Himmel. Erstaunt hemmt der Wanderer seine Schritte und sein Blick ist gebannt von dem überwältigenden Eindruck, den diese Wand von Nahem gesehen zu bereiten vermag. Dieser schlanke und überaus Kühne Gipfelsturm hat nicht seinesgleichen in der Silvretta, und da oben zu stehen ist eines jeden Bergsteigers sehnsüchtiges Verlangen, der diesen herrlichen Turm zum ersten Male

erblickt. Es ist etwas eigenartliches um diese Wand. Abweisend und finster drohend schaut sie herab, doch hält sie einen gefangen und läßt nicht wieder los, bis man sich an ihr versucht hat. Auch uns hielt sie im Bann, wie ihn nur der Kletterer kennt. Sie erfüllte unsere Seelen und ward unser einziger Gedanke, seit wir sie zum ersten Male gesehen. Wie der Falke seine Beute, umkreisten unsere Gedanken diese Wand. Vom Gipfel des Kleinen Litzners hatte Freund Hans jeden Grat und Riß



phot. H. Sting. Tübingen

### Blick auf Groß-Litzner und Groß-Seehorn von der Plattenscharte

Aus Blodigs Alpenkalender 1928, Verlag Paul Müller, München. Preis 2.90 RM

und jene schwarzen überhängenden Platten auf ihre Gangbarkeit hin geprüft, während ich von der Tromertalspitze aus mit den Augen auf den brüchigen Schrofen und steilen Wänden hochkletterte. Geradezu fantastisch erhebt sich von hier aus die schmale Säule des Großlitzners aus der Scharte hinter seinem Nachbar, dem mächtigen Großen Seehorn. Wir wußten, daß wir uns keine leichte Aufgabe gestellt hatten, doch wollten wir es versuchen, wie es vor nunmehr 20 Jahren Paul Preuß gelang, der als Alleingehender einen Weg durch die schwarzen Wände gefunden hatte. Eine Fahrt, die

noch heute zu den schwierigsten in der Silvretta-Gruppe gehört. Als dann am Nachmittage endlich unsere beiden Dresdner Freunde Fritz und Herbert aus Klosters kommen und gemäß unserer Verabredung in der Saarbrückner Hütte eintrafen, auch sie die Begeisterung für die Nordwand ergriff, stand es fest, schon morgen den ersten Versuch zu wagen. Nach einer unruhig verbrachten Nacht, die sich ja gewöhnlich stets vor Beginn einer schwierigen Bergfahrt einzustellen pflegt, verließen wir frühmorgens die Hütte. Zum ersten Male waren wir mit Steigeisen be-

waffnet. Die Pickel, die droben im Fels nur hinderlich sein konnten, ließen wir zurück. Alle Bedenken, die uns gestern noch durch den Kopf jagten, waren heute verschwunden. Von Kampfeslust erfüllt sahen wir jetzt hinauf zum Gipfel, der von leuchtendem Blau des Himmels umflossen, zu uns herableuchtete. Mit den Steigeisen an den Füßen versuchten wir nun direkt durch den Eisbruch hochzukommen. Anfangs ging es sehr gut und wir gewannen auch rasch an Höhe, doch immer steiler wurde das Eis und die Gleichgewichtshaltung des Körpers ohne Pickelstütze bereitete immer mehr Schwierigkeiten. Da — plötzlich glitten meine Steigeisenzacken vom Eis ab und schon ging's hinunter. Mit pfeilschneller Geschwindigkeit hinabfahrend, den umherliegenden Steinen frampfhaft auszuweichen versuchend, mit den Händen bremsend und kurz vor einer der lauernden Spalten Halt machend, war das Werk weniger Sekunden und kaum hatte ich mich wieder aufgerichtet, als auch schon ein zweiter Körper mit aller Eleganz abfuhr. Es war Freund Fritz, der darin allerdings bedeutend mehr Übung zeigte als ich. Schon einmal an der Drusenfluh hatte er eine jähe Abfahrt riskiert. Nach diesen Vorfällen leuchtete uns endlich ein, daß ein Aufstieg durch den Eisbruch nicht in Frage kommen konnte. Wir unternahmen nun das, was wir längst hätten tun sollen: Wir beschreiben einen Bogen über die geneigten Firnhänge rechts des Eisbruches, um dann oberhalb desselben zu dem wenig ausgeprägten Felsgrat der Nordwand zu gelangen. Wir befanden uns noch etwa 50 m vor dem erwähnten Grat, als plötzlich unter großem Getöse eine Wand über uns abbrach und die zentnerschweren Blöcke direkt in den Eisbruch stürzten. Von großem Glück konnten wir reden, daß wir nicht mehr dort drinnen steckten. Vorsichtigen Blickes passierten wir dann unterhalb der gefährlichen Abbruchstelle zum

sicheren Grat hinüber. Auf steilen Schrofen stiegen wir noch ein Stück hinauf, bis wir vor einer glatten und nassen Platte Rast machten. Hier vertauschten wir die Steigeisen mit den Klettersehnen und hielten Ausschau. Hoch über uns drohte die gewaltige steile Schlußwand des Gipfels mit ihren überhängenden Platten. Es tauchte jetzt die Frage auf, wer zuerst gehen sollte. Schnell nahm ich das Seil und ehe es die Freunde hätten verhindern können, stieg ich auch schon an der Platte vor uns empor. Gleich diese Platte begann mit Schwierigkeiten. Wir gingen nunmehr in zwei Parteien, die erste wurde von mir und meinem Klubkameraden Hans gebildet und die zweite bestand aus Freund Herbert mit Fritz. Die beiden Hinterleute jeder Partie trugen die gewichtigen Rucksäcke mit den Tagelshuben und Steigeisen.

Auf einem guten Standplatz konnte ich den Freund heraufholen und nach einer Seillänge betrat ich wieder den Grat, der sich immer steiler aufrichtete. In unserem „Steigführer“ stand etwas von mehreren Steinmännern, die sich hier am Grat befinden sollten. Wir kamen immer höher, doch von Steinmännern keine Spur. Schon meinten die Freunde, daß wir die Route verfehlt hätten, als ich schließlich auf einem Absatz aufgerichtete Steine und gebleichte Pflaumenkerne entdeckte. Wir waren also wieder einmal gerettet. Immer brüchiger wurde nun der Grat. Wie überall in den Alpen, war es auch hier wieder die Brüchigkeit des Gesteines, welche uns zu schaffen machte.

Einmal, als ich gerade den Standplatz, von dem Hans mich zu sichern hatte, verlassen wollte, streifte ich an einem lose in der Wand steckenden Block, der sich sofort auf meine Knie vordrängte. Lange konnte ich ihn so nicht halten und verständigte deshalb schnell die beiden Freunde, die sich direkt unter mir in der Wand befanden, kaum waren die

beiden beiseite geklettert, als ich den Block losließ. Mit Krachen und Dröhnen stürzte er hinab.

Bald darauf standen wir alle vereint auf dem Türmchen, das wir schon von der Hütte aus durch den Feldstecher entdeckt hatten. Hier begann nun die schwierigste Stelle, eine etwa 6 m hohe Wand, die dann über Steilstufen zur Terrasse unterm Gipfelturm führte. Mit gespannten Blicken verfolgten mich die Freunde, als ich hochzuklettern versuchte. Tatsächlich, die Wand war schwer, schwer auch nach unseren Begriffen hier im Sächsischen Felsengebirge; dazu kam noch der ungeheure Eindruck, den diese gewaltige Wand in moralischer Beziehung auf uns ausübte. Nach bangen Minuten hatte ich tatsächlich die Terrasse erreicht und jubelte innerlich über den halb gewonnenen Sieg. Hier oben setzten wir eine kleine Kampfpause an und ließen den Blick in die Tiefe schweifen. Bedeutend hatten wir schon an Höhe gewonnen, winzig klein lag die Saarbrückener Hütte auf dem schmalen Felsplateau am Fuße des kleinen Lizners. Unheimlich steil stürzte unsere Wand zum Liznerferner ab, aus dem wir das Rauschen seiner Gletscherabflüsse vernahmen, die sich durch das Tromental schlängeln, um dann in mehrfach abstürzenden Wasserfällen zusammen mit der Ill ins Montafoner Tal hinabzuschießen. Da unten lag der in unzähligen Windungen aufsteigende Pfad, auf dem wir vorgestern in anstrengendem Marsch heraufgestiegen waren. Hinter dem Gargellen- und Schlappinerjoch grüßten die uns lieb gewordenen Berge des Abtätions und herrlich glänzten die Firnhänge der Schneeglocke, des Silvretta-, Signal- und Eckhorns und die Gipfel unserer näheren Umgebung. Wir aber hatten noch ein ganzes Stück schwere Arbeit, über die schwarze überhängende Gipfelwand, die ungefähr von der Terrasse noch 60 m aufsteigt, zum Gipfel hinaufzugelangen. Über ungünstig

geschichtete Platten stieg ich nun weiter und hielt mich etwas rechts zu einem kleinen Standpunkt, wo ich Hans heraufholte. Dann folgte ich einer rinnenartigen Verschneidung, die mich nach etwa einer Seillänge zum Beginn eines kurzen Kamins brachte, den ich indessen rasch hochstieg. Schon mehrere Male hatten wir heftiges Steingepolter in unserer Wand vernommen, ohne aber entdecken zu können, woher das eigentlich käme. Jetzt war uns die Sache klar. Da links drüben, wo der Ostgrat sich zum Gipfelturm aufzurichten beginnt, stürzte eine jähe Eiskrinne zum Liznerferner hinab, sie war die Bahn der fallenden Steine gewesen. Wir saßen auf einem großen Block, der uns das Gefühl vermittelte, daß wir alle frei in der Luft schwebten und genossen einen überraschenden Blick zur Eiskrinne hinab. Eben jetzt ging wieder ein mächtiger Block mit ungeheurem Krachen und sauste in Sprüngen in der Rinne hinunter, um dann unter Donnern und Aufschlagen im Ferner zu verschwinden.

Nach diesem eindrucksvollen Moment stieg ich dann hangelnd zu einer herausragenden Platte, legte dort eine Seilschlinge und umging den drohenden Überhang nach links, um erneut zu einem winzigen Standplatz zu gelangen. Diese Stelle ist mir mit ihrer Ausgesetztheit noch in lebhaftester Erinnerung. Ich hatte angenommen, gleich bis zum Gipfel durchsteigen zu können, hatte mich aber getäuscht, denn hier begann ja erst die geneigte Plattenflucht, die zur höchsten Spitze führte, also nochmals mußte der Freund nachkommen, um mich zu sichern. Schwer genug hatte er's mit seinem mächtigen Rucksack an der überhängenden Platte vorbeizukommen, doch nach einigen kräftigen Klimmzügen hatte er diese Stelle überwunden. Kurz entschlossen band ich ihn neben mir an einer scharfen Zacke fest, um die ich vorher mein Taschentuch als Unterlage gelegt hatte, um ein Durchscheuern zu

verhindern und stieg nachher über die Platten hoch. Schneller als ich dachte, stand ich dann plötzlich oben auf dem schmalen Gipfel des Groß-Lizner. Ein Jubelruf aus voller Brust verkündete den Sieg. Als dann alle den Gipfel betraten, konnten wir uns zu der 11. und 12. Begehung der Nordwand beglückwünschen. Unsere Freude war unbeschreiblich groß, das Herz pochte und schlug uns bis zum Halse und in uns lebte immer nur das eine Wort — Sieg. — Das war der glücklichste Augenblick, den ich je in den Bergen erleben durfte. Wunderbar war der Aufstieg durch die Nordwand gewesen . . . Besaß sie zwar alle Schwierigkeiten, die man in ihr vermutete und erwartete, so ist gerade dann der Gipfel erreicht, wenn die dauernde Ausgesetztheit als lästig und hemmend empfunden wird. Lange saßen wir hier oben in unserem Gipfelrausch, doch drängte dann die Zeit energisch zum Aufbruch. Über den Westgrat stiegen und seilten

wir ab und nach einer halben Stunde standen wir in der Lizner-Scharte, querten auf deren Wächtergrat hinüber zum Nordostgrat des Großen Seehornes, dessen Gipfel wir bald erstürmt hatten. Doch hier oben ging es sofort zur Schneegletscherlücke hinab, um einer drohenden Wetterwolke zuvor zu kommen. Nach einer halbstündigen Jagd standen wir in der Lücke, wo schon die ersten Tropfen fielen.

Über den Lizner-Ferner stiegen wir eiligst zur Hütte hinab und kaum hatten wir die Tür hinter uns zugemacht, als das Donnerwetter begann, so heftig, wie ich es noch nicht erlebt hatte.

Zwei Tage später, gerade wollten sich unsere beiden Freunde, deren Urlaub abgelaufen war, von uns verabschieden, wurden wir noch in letzter Minute zu einer Bergung am Großen Seehorn gerufen.

Es war traurig für uns, denn neben einer Toten nahmen wir Abschied voneinander.



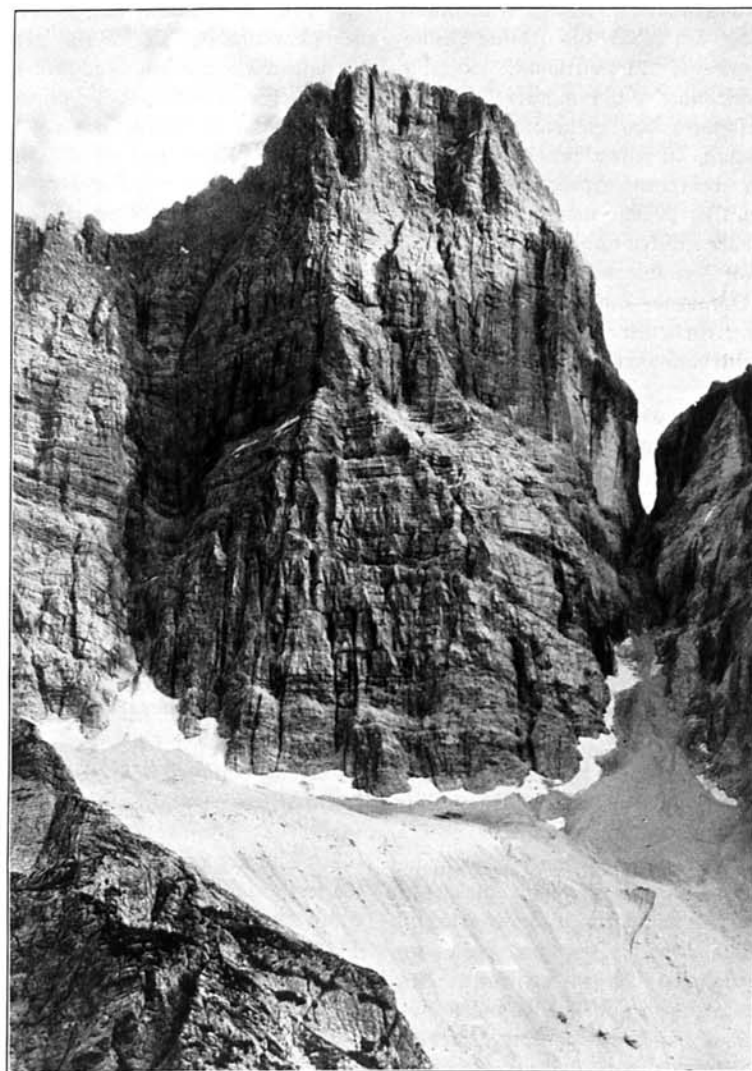
## *Monte-Pelmo-Nordwand (11. Begehung)*

*Herbert Seidel, SBB.*

Spätnachmittag ist es schon, als wir müde und abgekämpft ob der schwer auf uns lastenden Rucksäcke, den Scheitelpunkt des Desertotals, die Forcella-Forada, passieren. Doch das unbeschreiblich schöne Panorama, das sich unseren Augen bietet, läßt alle Müdigkeit im Nu verschwinden. Vor uns die majestätische Civetta mit ihren gewaltigen Wandabstürzen, zur Rechten erblicken wir den stolzen, firnbedeckten Gipfel der Marmolata, der Königin der Dolomiten und links vor uns in unmittelbarer Nähe steigt eine Riesenmauer gen Himmel — die Nordwand des Monte Pelmo. Alles rings-

um verblaßt, die 900 Meter hohe, schief senkrechte Wand zwingt uns vollständig in ihren Bann. Fast unmöglich erscheint uns ihre Durchsteigung und leises Bangen kommt in uns auf: Werden wir diesem Koloß gewachsen sein?

Doch schnell ist diese Stimmung überwunden und ein ungebändigter Kampfeswille setzt sich durch. Wir werden es schon schaffen! Zwei Tage wollen wir noch mit dem Angriff warten, die Spuren des letzten Wettersturzes sind noch deutlich sichtbar, alle Bänder und Vorsprünge der Wand sind schneebedeckt.



*phot. Mr. Paul Br. Edwards*

*Die Nordwand des Monte Pelmo*



Die unfreiwilligen Rasttage bekommen uns ausgezeichnet, werden wir doch von den lieben Bewohnern der Malga Fiorentina, so heißt die am Fuße des Monte Pelmo herrlich gelegene Almwirtschaft, wo wir unser Standquartier haben, aufs Beste versorgt. Besonders das Haustöchterchen, die kleine Bianca, ist eifrig bemüht, ihre bescheidenen deutschen Sprachkenntnisse zu verwerten. Mit Wäsche waschen, Ausbessern von Kleidungsstücken und süßem Nichtstun vergeht die Zeit wie im Fluge und schon ist der Vorabend unseres Unternehmens gekommen; ein letzter prüfender Blick gilt dem Kletterhandwerkszeug, dann marsch ins Bett.

Morgens 3 Uhr rasselt der Wecker, in wenigen Minuten sind wir startbereit, noch ein bescheidenes Frühstück und es kann losgehen. Wohlgemut stapfen wir durch das taufeuchte Unterholz und bald befinden wir uns am Rande der mächtigen Schutthalde, deren Erklimmung uns viel Schweiß kostet und abwechselnd von Freund Walter oder mir verwünscht wird. Endlich hat auch dieser Geröllschinder ein Ende. Nun heißt es noch den kleinen, sehr harmlosen Pelmogletscher queren und wir befinden uns am Einstieg zur Nordwandroute, die Felsarbeit kann beginnen. Mittelschwere Kletterei in brüchigem Gestein führt uns auf ein großes, nach links ansteigendes Band, das wir bis zu seinem Abbruch verfolgen, die letzten Meter müssen auf dem Bauche kriechend zurückgelegt werden. In einer prächtigen, mit vorzüglichen Griffen versehenen Rißverschneidung geht es flott aufwärts, bis ein garstiger, übel aussehender Überhang Halt gebietet. Er muß in der rechten Begrenzungswand äußerst schwierig umgangen werden und erfordert allerhand Schneid, auch der anschließende Hangelquergang, der in den Riß zurückführt, läßt an Ausgesetztheit nichts zu wünschen übrig. Walters Urteil lautet: „Aber das war eine muffige Stelle!“

Der weitere Weglauf bietet alles, was des Kletterers Herz begehrt; in bunter Reihenfolge kommen Kamine, lustige Wandstellen und abdrängende Risse. Rasch vergeht die Zeit und wir gewinnen beachtlich an Höhe, als die ersten Nachmittags-Sonnenstrahlen unsere Wand liebkosen, betreten wir den großen Eckpfeiler und — — stehen vor einem Rätsel, wo geht es weiter? Die Fortsetzung des Pfeilers bildet ein völlig vereister Riesenkamin, der mit einem mächtigen Überhang abbricht. Ich betrachte mir ihn und werde immer ungeschlüssiger, ihn zu bezwingen halte ich für unmöglich. Die linke Wandflucht kommt ihrer geradezu abschreckenden Glätte wegen ebensowenig in Frage. Also versuchen wir es rechts, da sieht es schon bedeutend freundlicher aus. Ein schmales Band bringt uns zum Beginn einer Verschneidung und nach der ersten Seillänge erspähe ich einen Mauerhaken, der mir die Gewißheit gibt, daß schon andere Begeher vor uns diesen Weg wählten. Alle Zweifel sind nun geschwunden und hurtig geht es weiter empor, bald wird nun die im Führer erwähnte „Höhle“ kommen, sozusagen das Schlüsselloch der Nordwand. Nach Stunden harten Kampfes ist von der Höhle immer noch keine Spur zu erblicken; wir landen auf einem schmalen Söller und müssen uns mit der schmerzlichen Tatsache vertraut machen, hoffnungslos irre gegangen zu sein. Schwere Herzen geben wir verbissen die mühsam erungene 150 Meter hohe Wand preis und befinden uns abends 7 Uhr wieder auf dem Pfeiler, an dem wir in der zweiten Stunde des Nachmittags gestanden haben. Für heute genug des grausamen Spiels, in einer seichten Mulde richten wir unseren Biwakplatz. Nochmals kostet es Schweißtropfen, damit wir eine einigermaßen glatte Unterlage gewinnen, gilt es, alle größeren Felsblöcke zu beseitigen. Endlich, hier und da blinkt schon ein Stern am Himmel, können wir totmüde, von der

anstrengenden Tagesleistung in den Schlafsack kriechen und unserem Körper die wohlverdiente Ruhe gönnen. Bald sind wir eingeschlummert und träumen von weichen Daunebetten.

Gegen Morgen macht sich die Kälte bemerkbar, sodaß wir die Heizung in Betrieb setzen, wir zünden die Sturmlaterne an und wärmen mit ihr den Schlafsack aus. An Schlaf ist aber nicht mehr zu denken und als der erste rote Streifen am Horizont den kommenden Tag verkündet, springen wir aus den Federn und bringen unsere steifen Glieder durch Morgen-Gymnastik wieder in Schwung. Mit frischem Mut wird der Kampf erneut aufgenommen. Es tut auch Not, denn der schon erwähnte eisgepanzerte Kamin muß geschafft werden. Durch einen engen überhängenden Riß erzwingt mich der Einstieg und arbeite mich mühevoll aufwärts. Jeder Tritt und jeder Griff müssen vom Eis freigehackt werden, die von uns entworfenen Kletterhämmer beweisen hier mit ihren scharfen Spitzen ihre große Qualität, ohne sie würden wir keinen Meter weiterkommen. Langsam, aber stetig listen wir dem Fels eine Seillänge um die andere ab und gelangen endlich in die sehnlichst herbeigewünschte Höhle. Die obere Öffnung ist durch einen dichten Eisvorhang verschlossen, dank der Hilfe des Hammers ist auch dieses Hindernis bald beseitigt und das letzte Wand-Drittel liegt vor uns. Die folgenden 150 Meter bereiten uns großes Kopferbrechen, die Orientierung wird schlechter und schlechter und mehrmals müssen wir heißerkämpftes Gelände aufgeben. Unsere Stimmung wird von Stunde zu Stunde trüber, müssen wir denn nochmals in der Wand nächtigen? Dennoch wage ich einen letzten Versuch, Dennoch wage ich einen letzten Versuch, Dennoch wage ich einen letzten Versuch, dann heißt es nur noch

einen brauchbaren Platz für das zweite Freilager zu suchen. Und siehe da, Fortuna lächelt, nach Überwindung einer häßlichen Rinne liegt der Ausstieg der Gipfelstucht klar und ohne jedem Hindernis vor mir. Ich will Freund Walter mit einem fröhlichen Juchzer meine Freude kundtun, aber der ausgedörrten Kehle entringt sich nur ein mißtönendes Krächzen. Neuer Mut gibt neuen Auftrieb, bald stehen wir an dem äußerst schwierigen brüchigen Ausstiegsweg, dem wir in der Tat unsere allerletzten Kraftreserven opfern. Es ist 7 Uhr abends geworden, nach 38 Stunden, da wir am Einstieg standen, reichen wir uns auf dem Gipfel freudetrunkene Hände. Wir tragen uns ins Gipfelbuch ein, dann springen wir in mächtigen Sätzen das große Schuttkar hinunter zum Beginn des berühmten Pelmobandes, wo wir — wir mögen wollen oder nicht — Freilager beziehen.

Der andere Morgen dämmt herauf, wir haben fest und traumlos geschlafen, da genießen wir einen märchenhaft schönen Sonnenaufgang, aus dem Nebelmeer tauchen zwei, drei gewaltige Bergspitzen auf. Am Pelmoband kommen bereits die ersten Führerpartien, bei unserem Anblick schneiden sie erstaunte Gesichter, sehen wir doch aus wie ein paar geschundene Raubritter. Endlich setzen wir unseren Fuß über die Schwelle der Rifugio di Venezia. Heißer Kaffee, Brot, Butter und Marmelade, das alles in großen Mengen, bringt uns wieder richtig auf die Beine.

Dann steht ein Liter köstlicher Rotwein vor uns auf dem Tische. Wir trinken einen kräftigen Schluck auf unser größtes Bergenerlebnis: Die 11. Begehung der Monte-Pelmo-Nordwand.



## Hinan!

K. W. Streit

Schritt für Schritt trat,  
Trat mein Fuß bergan.  
Breit war der Pfad  
Wo mein Marsch begann,  
Breit und frohgesinnt.  
Am Zaune spielte ein Kind.  
Weiter drang ich vor.  
Föhren rauschten im Chor.  
Schmal ward der Weg.  
Unter dem zitternden Steg  
Wild schoß der Bach.  
Sah einem Mädchen nach.  
Aufwärts auf, auf  
Führte mich mein Lauf.  
Karger gab sich die Welt.  
Herber, auf sich gestellt.  
Das hatte mein Herz ersehnt.  
An nackten Fels gelehnt,  
Stand ein Mann.  
Immer hinan, hinan  
Trieb mich mein Blut.  
Die Sonne stieß Glut  
Durch Wolke und Nebelqualm.  
Auf der letzten Alm  
Neben Kuh und Geiß  
Hockte ein Greis.  
Und ich sah sein Gesicht:  
Haut über Gebein.  
Wie der Stein. —  
Der Stein wächst ins Licht.  
Der Mensch fließt in Nacht.  
Wir alle, du und ich, sind so bedacht.  
Staubverwandt, Zwerg.  
Immer ist der Berg  
Urgeschick umkreist,  
Ewig ist der Geist.



Die drei Kreuze bei Freiberg

Mit freundl. Genehmigung den Mitteilungen des Landesvereins Sächs. Heimatschutz Jahrg. 1927 entnommen

## Briefe eines Toten

Dem Gedächtnis unserer gefallenen Bergkameraden geweiht

Westfront, vom Nordmeer bis zu den Alpen ein breiter Streifen, zerstörte Ortschaften, Trichter an Trichter, endloses Grabengewirr, Drahtverhaue, zermalnte Wälder und abertausende von Gräben. Irgendwo inmitten dieser Zone der Vernichtung und der Zerstörung, aber auch des heldenhaften Kampfes sitzt im Stolleneingang eines fast eingeschossenen Grabens ein Soldat. Er schreibt seinem Bergfreund . . .

3. Mai 1915

. . . wenn du mir zu verstehen gibst, daß keine Gegend Deutschlands — ich behaupte, keine der Welt — uns so fesseln kann, dann gebe ich Dir recht. Es ist doch etwas ganz

besonderes mit unseren heimatlichen Bergen; wir können gar nicht genug unserem Schöpfer danken, in dieser Landschaft zu leben . . . Wenn ich daran denke, wie wir in aller Frühe aufbrachen, wenn wir den Felsen bezwungen hatten, wenn einer sich auf den anderen verlassend, ruhig und sicher den Weg nach oben bahnte und wir uns dann alle auf dem Gipfel mit einem freudigen „Berg Heil“ begrüßen konnten; wenn ich an all diese schönen Stunden denke, muß ich mir sagen:  
eine köstliche Zeit, unwiederbringlich . . .  
— — — wir wären vielleicht nie zur rechten Einsicht gekommen, was wir damit durchlebt haben, wenn uns das Schicksal nicht

auf längere Zeit hätte von der Heimat fortgerissen . . .

21. Juni 1915

. . . Ich war erfreut, einen so großen Brief zu erhalten, er ist auf dem Bärenstein geschrieben und barg die Karte mit der unübertroffenen Bastei-Aussicht in sich. Was mir Dein Brief und dieses Bild wert sind, glaubst Du kaum. Ein um das andere Mal betrachte ich das Panorama und schließe die Augen, wenn ich mich im Geiste dahin versetze. Augenblicke hohen Genusses sind das für mich . . .

4. Oktober 1916

. . . wenn ich bedenke, was uns diesen Winter noch im Schlamm bevorsteht, packt mich das Grauen. Wie ganz anders, wie Stimmen aus unerreichbarer Ferne, klingt es mir, wenn ich Dich erzählen höre, wie ihr so glücklich könnt durch Heimatfluren wandern. Oh, könnte ich das doch bald wieder! Der Heimatboden ist uns so lieb und teuer, darum müssen wir ihn uns auch so schwer erringen . . .

4. Januar 1917

. . . die Gefühle, die mich beschlichen, als ich das Bild der Brosinnadel betrachtete, kann ich nicht schildern. Mit aller Macht reißt gerade dieses Bild mich aus dem grauen Tag heraus und lautere Jugendfreude und -wonne läßt alles um mich herum vergeffen . . .

31. Oktober 1917

. . . In Gedanken wandere ich das Bieltal entlang. Wie heißt der schlanke freistehende Fels? ach, es ist so lang her, seit ich ihn gesehen. Doch ich besinne mich, wenn ich früher nachts oder in der Dämmerung da unten vorüberging, überkamen mich immer ernste dunkle Gedanken. Mir ist auch heute, als drücke mich die Last des Alltages und ich schreite rüstig weiter in dem dunklen Tal, die finsternen unheimlichen Gestalten zu beiden Seiten des Weges wollen mir heute nicht gefallen.

Und der Weg nach dem schönen Liland ist ja noch so weit, er will erkämpft sein. Weißt Du, welchen Weg und welches Ziel ich meine? — den Frieden — Ich mag aber kein Wort mehr über ihn und sein Kommen verlieren, wie oft hat er uns doch betrogen und enttäuscht . . .

24. April 1918

. . . große Sehnsucht habe ich nach der lieben Heimat. Bei so herrlichem Wetter könnte man sich jetzt in der lieben Bergwelt ergehen. Doch so . . . es ist ein Hohn auf alles Gute und Gerechte . . .

Im August 1918 erhielt der Freund einen Brief zurückgeschickt. Quer über dem Namen des Bergkameraden, der seine Heimat nun fast vier Jahre schützte, stand geschrieben: fürs Vaterland gefallen.

## Die Bärin von der Schallwand

Hans Gebler, Dresden

Wo die Belaer Hirten ihre Schafe tränken, die sommertags droben auf dem „Breiten Feld“ weiden, mündet ein Stücklein unterhalb das kesselartige wilde Sirokatal in den Kämpengrund. Bleiche zerrissene Kalkfelsen umrahmen mit trümmererfüllten Schrofen die Latschen- und Weideplätze — der Törichte Geon, der Schwalbenberg und der Greiner — während wuchtig und kompakt die Schallwand reichlich 500 Meter aus den öden Geröllfeldern emporsteigt.

Hier auf der Grenze zwischen Belaer Kalkalpen und den urwaldfinsternen Ubrngärtner Gründen, wo kaum eine Menschenseele außer den Hirten auf den Almnen hinkommt, und der Winter nur den Donner der Lawinen hört, hat „Herr Matschek“, wie die Bauern der Tatraegend Meister Petz zu nennen pflegen, sein Lieblingsheim. Er findet hier, was er braucht: im Sommer die Schafherde, im Frühjahr und Herbst würzige Pflanzenkost in den dichten Wäldern und für den Winter ein ungestörtes Asyl zum Schlafen in dem unzugänglichen Geflüßt der Kalkwände. — Vor allem aber Freiheit! — Tagelang kann er streifen nach Osten und Norden; in die Urwildnisse des Muran und Tovy und in die walderstickte Einsamkeit des Poduplazkales ohne der verhassten Witterung eines zweibeinigen Bleichgesichtes zu begegnen. Und das ist für ihn, den Einsiedler aus einer vergangenen größeren Zeit die Hauptsache.

Auch die alte Bärin, die seit Jahr und Tag dort oben hauste, war mit ihrer Umwelt völlig zufrieden. Wie die meisten ihrer Sippe hatte sie ihre eigentliche Heimat drüben jenseits der breiten Popperebene in den tiefen Wäldern der unwegsamen Niederen Tatra gehabt und nur wenn im Spätsommer der Wandertrieb erwachte, und die würzige

Himbeerkost in dem Geschlucht des Hochgebirges lockte, war diese Felsenwelt ihr vorübergehendes Asyl geworden. Bis ein weidfroher fürstlicher Jäger Gefallen an diesen urwüchsigen Burichen fand und sie durch angelegte Futterplätze und weitestgehende Schonung dauernd an sein einzigartiges Jagdgebiet fesselte, so daß eine verwegene Kumpanei von 10—12 Stück noch heute in jenen Wildnissen sich wohl fühlt. Wenn droben in dem felsigen Geschröf die Gamskais ihr Kitzlein säugt, die Seeschwalbe im Wonnemonat durch das Land zieht und um die verwitterten Steinburgen der Alpensegler pfeilgeschwind dahinschießt, feiern sie ihr Liebesfest im urigen Tann des Sirokatalen. Und seit Jahren haben sie ihre Winterhöhlen hier, wenn die weiße Decke alles dicht begräbt, was den Bären noch zum Fraß dienen konnte: das Grummel bei den Sennhütten, Heidel- und Preiselbeeren auf den Fichten, Buchen- und Eichelmast im Hochwalde. Auch die verräterische Fährte, die der Winter schuf, ließ es geratsam erscheinen, sich von der Öffentlichkeit auszuschließen.

In einer der vielen Schrunde der Schallwand, vier Kugelschüsse über dem Wildwasser des Tobels, hatte die Bärin ihr Winterquartier sich erkoren. Mit geknickten Grünzweigen sauber gepolstert, die sie in den Einschlupf preßte, mit dürrerem Gras und weichem Moos überzogen, konnte sie es darin wohl einen Winter aushalten und den Mutterfreuden entgegensehen, die nach mancherlei Wochen Ruhe tolparschiges Leben in die finstere Klausen brachten.

Auch weiterhin wäre wohl alles so harmonisch in ewigem Wechsel verlaufen, wenn nicht ein nicht alltägliches Ereignis seine störende Hand im Spiele gehabt hätte.

### Erkenntnis

Eine möchte ich noch nennen  
aus der Berge reichen Gaben,  
s'ist das freudige Erkennen:  
Sein, ist immer mehr als haben.

Rudolf Fehrmann

Eines Tages nämlich, als der Schnee schon lange gewichen war, und der Duft der erwachten Almwiesen süß schwängend von den Höhen herabstrich, hatte sie ihre beiden Jungen beim Spiel gelassen, um einmal Umschau zu halten. Sie bog gerade durch die verfilzten Fichten am jähem Fels um eine scharfe Schneide, als die Belaer Schafherde zur Alm getrieben ward. Etwas Lammfleisch nach der langen mageren Vegetariarkost wäre nicht zu verachten gewesen, und so drückte sie sich an den Fels, mit dem Windfang die leckere Witterung gierig aufsaugend. Langsam, geräuschlos, schob sie sich an den Rand des Abhanges hin, ihre hellglitzernden Fänge dräuten falsch, da gewahrte der Leitbammel plötzlich das Antier, und in kopfloser Stucht stürzte er sich von der steilen Wand in die Tiefe, ihm nach die 317 Stück der Herde. Gräßlich war diese Katastrophe. Zum Teil auf den Fichten in der Tiefe aufgespießt, zum Großteil zerfchmettert unten auf dem Gestein, lag das Weidewieh zum Entsetzen der Hirten. Dies war das Verhängnis! Denn auf die Schreckensbotschaft hin beschloß der Jagdherr sofort eine Treibjagd auf die Frevlerin. Ein unangenehmer Lärm erfüllte die Bergesstille eines Morgens. Steine polterten, jubelnd zog es in weitem Umkreise heran. Die Bärin von der Schallwand wurde flüchtig mitsamt ihrem Anhang. Sie hielt den bekannten Wechsel und das wurde ihr Verderb. — Die Tragödie in der Wildnis nahm ihren Lauf! Eine Kugel traf die Bärin. Brüllend warf sie sich auf eines ihrer Jungen, in mütterlicher Verzweiflung umarmte sie es und nahm in mächtigen Sätzen den Schützen an. Da warf die zweite Kugel Mutter und Kind gemeinsam nieder — das andere Junge entkam.

Die 317 Lämmer waren nach den herrschenden Begriffen der Zivilisation gerächt und die Geschichte könnte zu Ende sein, wenn

nicht das entkommene Baby geblieben wäre. Es wuchs und ward stärker und größer, und als Erinnerung an dieses graufige Kindheitserlebnis trug es einen grimmen Haß gegen alles, was menschliche Witterung hatte, in sich.

So kam es, daß nach Jahren Hirten und vereinzelte Wanderer Renkontres mit einem Bär hatten, der, entgegen den Gepflogenheiten seiner Rasse, Menschen ohne Grund annahm.

Es mußte der Abkömmling der Bärin von der Schallwand sein, und die Vermutung wurde zur Gewißheit, als nach dem Weltkrieg hintereinander sich graufige Überfälle ereigneten. Ein Bauer stieg durch den Osturnaer Wald zu seinen Schafen empor. Auf einer Waldwiese fand er vergnüglich spielend zwei junge Bären. Hübsch war dieses Bild aus der Kinderstube der Wildnis und noch hübscher so ein drolliges Kerlchen mit heim zu bringen, dachte das Bäuerlein. Auf leisen Sohlen schlich er zu den spielenden Kleinen, packte das eine mit raschem Griff und kletterte damit auf einen Baum. Aber schon brach die Bärin wutschnaubend aus dem Dickicht. Ein Prankenhieb — der Bauer lag unten, das geraubte Tierchen sofort freilassend, doch die erbooste Mutter bearbeitete ihn so lange, bis er blutüberströmt bewußtlos liegen blieb. An einem Haar hing noch sein Leben, als man ihn am nächsten Tage fand. Drei Jahre später traf man wieder die Bärin mit Jungen. Hirten hatten ihr aufgelauert, um ein Junges zu fangen. Die Alte erwischte ein 18jähriges Mädchen, das schreiend flüchten wollte, und warf es mit einem zweiten wuchtigen Prankenhieb zu Boden. Auch dieses Mädchen rang lange mit dem Tode, als es endlich geheilt aus dem Krankenhause entlassen wurde, war es irrsinnig ob des ausgestandenen Schreckens. Und wieder ein oder zwei Jahre später tummelte sich die Alte mit neuem Nachwuchs im Sirokatal. Diesmal mußte ein unschul-



phot. Hans Gebler, Dresden

### Die Schallwandbärin und ihr Junges

diges Wesen ihre Wut erfahren: ein Mädchen, das harmlos Pilze im Walde sammelte. Die Bärin riß es nieder und schleppte es aus dem Walde. So fand man nach Wochen erst, aus dem Erdreiche ragend, ein paar Beine, an deren Sehnen die Jungen eben zerrten. Sie gehörtem dem verschwundenen Mädchen.

Als zwei Tage später auch der fürstliche Waldheger kaum hundert Schritte von seinem Heime überfallen und schwer zugerichtet wurde, schlug auch ihr Stündchen wie seinerzeit der Mutter. Eine Schönauer

Kugel streckte sie nieder, die Jungen entkamen. Sie war alt, ohne Zähne und gänzlich abgemagert, dem Alter nach mußte sie die Tochter der Schallwandbärin sein.

So lebte hier in der Felsenwildnis wie bei den unkultivierten Bergvölkern auch in der Tierwelt die Blutrache. Auge um Auge, Zahn um Zahn. Ist es zu verdammen, wenn der Starke, den die Natur zum alleinigen Beherrscher des Urlandes einsetzte, nichts Fremdes in seinem Reiche duldet. — Wird die Welt nicht arm und blasiert, wo der Kampf fehlt? —

### Ein Lawinenabenteuer

Dr. Oskar Schuster †

Aus dem handschriftlichen Nachlaß Oskar Schusters wird hier ein m. W. noch unveröffentlichter, an den bekannten Bergsteiger von Radio-Radiis gerichteter Brief mitgeteilt, der in mancher Hinsicht lehrreich erscheint, allerdings mehr in dem

Sinne, „wie es nicht gemacht werden soll.“ Wir müssen uns bei aller Würdigung der hohen bergsteigerischen Qualitäten O. Schusters dem Urteile eines erfahrenen Schibergfabrers anschließen, daß es ein bedenklicher Fehler war, „bei starkem

„Söhn“ und „sehr ungleicher Schneebeschaffenheit“ die Tour fortzusetzen, und daß die umkehrenden Gefährten, die „dem Schnee wenig trauten“ die Klügeren waren. — Von den drei Weltmächten Klugheit, Stärke und Glück, die, wie ein Alter sagt, unser Leben beherrschen, hatte O. Schuster jedenfalls der letztgenannten den glimpflichen Ausgang des Abenteuers zu danken.

W. Pfeilschmidt.

Davos-Dörfli, den 19. 2. 04

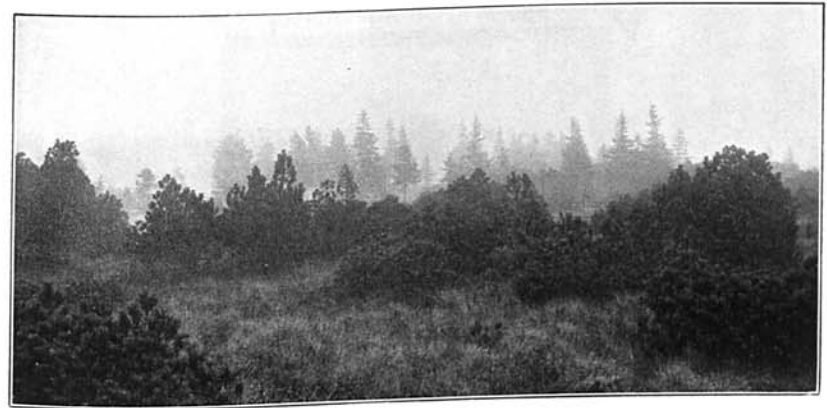
Lieber Herr von Radio!

Mit größter Aufmerksamkeit habe ich Ihre Ausführungen in den „Mitteilungen“ über Lawinengefahr gelesen. Da es für Sie zweifellos großes Interesse hat, erlaube ich mir, Ihnen ein Abenteuer mitzuteilen, das mir am 5. dieses Monats zustieß und beinahe meinen Tod zur Folge gehabt hätte: Ich wollte an jenem Tag mit zwei Gefährten von Frauenkirch bei Davos über die Mayenfelder Furka nach Arosa gehen. Es herrschte starker Söhn, das Wetter war mittelmäßig, der Schnee von sehr ungleichmäßiger Beschaffenheit, auf der Südseite zwar hart an der Oberfläche, unter der Decke aber ziemlich faul und unzuverlässig. Auf der Nord- und Ostseite waren in den Mulden starke Ansammlungen von Pulverschnee, auch sonst war der Schnee an diesen Hängen körnig. Wir gingen über die Staffälpe gegen die Furka hinan. Meine Gefährten ermüdeten — wir hatten versehentlich einen Umweg gemacht, — außerdem trauten sie dem Schnee wenig. Als sich an den Hängen gegen den Kummerhügel der Schnee an verschiedenen Stellen unter lautem Krachen setzte und an einer Stelle sogar ein kleiner Rutsch anbrach, entschlossen sie sich gegen 1 Uhr nachmittags zur Umkehr. Ich ging nach Prüfung der Sachlage allein weiter. Bis zum Paß war m. E. nichts zu fürchten, eine breite flache Mulde mußte mich binnen kurzen aufneh-

men, jenseits war wieder ein breites Becken, erst dann kam unter den Westabstürzen des Furkaborns ein Hang von beträchtlicher Steilheit, aber ich rechnete darauf, dort harten Schnee zu finden, weil er gegen Westen gekehrt war. In tieferen Regionen nahm mich schützender Wald auf.

Alles ging aufs Beste. Gegen  $\frac{3}{4}$  Uhr nachmittags überschritt ich die Kammhöhe am Fuße der stolzen Amselhub und fuhr dann jenseits in Schlangenwindungen über völlig harten Schnee ab. Die Richtung ist auf der Arosauer Seite durch Stangen markiert. Der Weg führt in genau westliche Richtung und wendet sich später mehr nach Nordwesten gegen Furka-Obersäß.

Zieht man eine Linie von P. 2728 der Siegfriedkarte nach dem eingezeichneten Pfad Obersäß—Furka, so trifft sie diesen etwa an der Stelle, wo der Unfall mich traf. Der Hang ist sehr steil, teilweise mit Latzsteinen bestanden. Ich war schon dem Wald bis auf wenige hundert Meter nahe gekommen, zwei Minuten Abfahrt hätten mich zwischen die Stämme gebracht, da ereignete sich der Unfall. Die Neigung ist hier beträchtlich, ich hielt mich etwa 5 m oberhalb des Pfades, da ich dem Schnee nicht recht traute und hoffte, er werde ein Widerlager an dem eingeschnittenen Weg finden, welcher in schwachen Konturen angedeutet war. Ich hatte eine kurze Strecke Pulverschnee von etwa 20 cm Tiefe zu passieren, dann kam wieder Hartschnee. Plötzlich senkte sich die Decke mit dem charakteristischen Geräusch, etwa 4—5 m über mir spaltete sich das Schneefeld in einer Länge von ungefähr 40 m, und die ganze Masse fing an, die etwa 40—45° geneigte Halde mit mir hinab zu gleiten. Ich dachte anfangs daran, schräg abfahrend der Lawine zu entrinnen. Aber die große weiße Fläche vor mir war schon in Bewegung. Ich stieß den Stock, weil er eine Bremscheibe hatte, umgekehrt in den Schnee, aber eben so gut hätte man



*Nebel im Moor*

*Mit freundlicher Genehmigung den Mitteilungen des Landesvereins Sächs. Heimatschutz Jahrg. 1927 entnommen*

in einem Wasserfall Halt suchen können. Nachdem ich einige Meter in der Masse, welche mir schon bis zu den Knien reichte, so daß von einem Abziehen der Schneeschuhe keine Rede sein konnte, hinabgerutscht war, versuchte ich das Manöver mit dem Stock noch einmal. Vergeblich! Als bald erhielt ich aber einen Stoß, der mich nach vornüber warf. Nacht umgab mich, ich dachte an meine Familie, an verschiedene Vorfälle aus meinem Leben und vieles andere. Einmal fühlte ich einen unerträglichen Druck auf der Brust und dachte mir: „Radio hat recht, der Tod durch eine Lawine ist recht qualvoll!“ Ein Gefühl der Angst oder des Schreckens kam aber merkwürdigerweise in mir nicht auf. Ich machte verzweifelte Anstrengungen, loszukommen, ruderte aus Leibeskräften mit den Armen, hatte aber nicht den geringsten Erfolg. Als die Lawine zum Stillstand gekommen war, lag ich, mit dem Kopf und dem Oberkörper aus dem Schnee befreit, im Tälchen des Furkabaches. Auf etwa 50 m nach abwärts war die tobelaartige Rinne mit Schneeflocken bedeckt. Meine Hände steckten im Schnee. Ich konnte sie ohne Schwierigkeit

befreien, ebenso konnte ich meine Beine leicht aus der weißen Masse hervorziehen. Sonderbarerweise war der Schnee gar nicht stark gepreßt, obgleich ich die Sturzbahn auf etwa 150 m schätze.

Beim Herausarbeiten aus dem Schnee bemerkte ich erst, daß die vorderen Teile beider Lilienfelder Skier fehlten; sie waren gerade an der Stelle gebrochen, wo die Pufferfedern eingelassen sind, wahrscheinlich zu meinem Glück. Meine Füße saßen noch fest in den Riemen, ohne die mindeste Herrung erlitten zu haben. Der Stock fehlte, ebenso die abgebrochenen Skiteile.

Ohne Aufenthalt machte ich mich daran, die nördliche Talseite zu ersteigen. Ich hielt mich, um ein Anbrechen des Hanges zu verhindern, indem ich stellenweise bis über die Hüften einsank, nach Tunlichkeit auf einer kleinen Rippe von zusammengebackenem Geröll, welche so hart gefroren war, daß ich mit dem Messer einige Griffe kratzen mußte. Nach langer Mühsal erreichte ich Furka-Obersäß. Von dort arbeitete ich mich durch den steilen Waldpfad bis nach Tsel. Am Abend traf ich wohlbehalten in Arosa ein.

## Von Gipfeln schauend . . .

K. W. Streit

*Und fragst du mich, warum noch heute,  
trotz Müh und Kampf und trotz Gefahr,  
ich mir die Gipfelschau erbeute.  
so höre denn, dort seh ich klar:*

*wie Ewiges tragend und verkündend  
die Welt sich neu vor mir gebiert,  
und in Unendlichkeiten mündend  
an Horizonten sich verliert.*

*so kamen wir aus ewigem Schimmer  
und werden dort auch ruhen gehn.  
Von Gipfeln schauend kann ich immer  
der Seele Heimat liegen sehn.*

*Der Blick in sie bei Sturm und Schweigen,  
an ihrer Schwelle das Gebet,  
ja, die Erfüllung läßt mich steigen,  
bis alle Sehnsucht stille steht.*

## Bernhard von Schlebrügge †

M. d. SBB.

Hans Moldenhauer

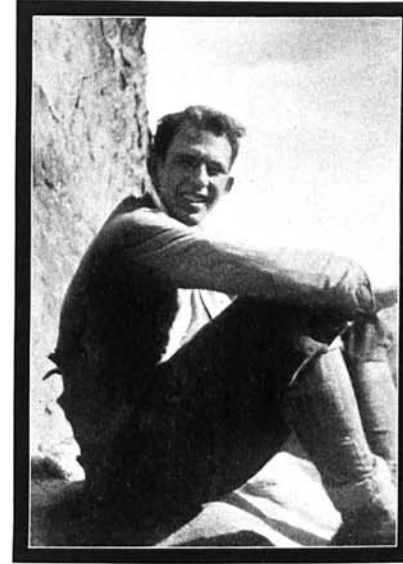
Am eisigen Gipfelgrat des Mönch haben wir uns zum ersten Mal. Er kam herab, ich stieg hinauf. Auf schmalem Firn begegneten wir uns, und in der Begrüßung lag die ganze Vertrautheit der Menschen, die viel in großen Höhen wandern.

Müde lagen wir am selben Abend nebeneinander auf den harten Betten, und er erzählte von den heimatlichen Felsen, die er über alles liebte.

Und anderntags stiegen wir gemeinsam empor zur strahlenden Jungfrau. Es war ein Tag, von Licht und aller Bergschönheit

gesättigt. Ich denke daran, wie wir aus der schattigen Kälte des Bergschrundes in die Sonne tauchten, wie wir an steiler Eiswand uns zum Gipfel kämpften und dann wie Schwalben aufgereiht auf der luftigen Spitze hockten und in das weite Rund der Berge staunten. Bernhard war der Stillste unter uns. Er schien zutiefst beglückt.

Als die Sonne sank und ein blasser Wolkenrauch um die Gipfel qualmte, gaben wir uns die Hand zum Abschied. Er fuhr mit seinem Bruder zur Konfordia-Hütte hinunter, ich blieb mit meinen Freunden auf



dem Jungfrau-Joch. Da sah ich sein Knabenhaft junges, aufgeschlossenes Antlitz, seine hochgewachsene, kräftige Gestalt zum letzten Mal.

Ein Brief, in dem er wegen gemeinsamer Walliser Fahrten schrieb (männlich und eigenwillig die steilen Züge seiner Handschrift), — eine Karte aus den Grajischen Alpen, wo ihm gerade die dritte Begehung der Nordwestwand des Gran Paradiso gelungen war (diese Fahrt, lose herausgegriffen nur aus der stolzen Reihe seiner Taten, ist bezeichnend für sein Können und sein Wollen in den Bergen), — die vielen liebevollen Schilderungen seines Bruders, der sein treuester und bester Seilgefährte war, —

das ist alles, was ich von Bernhard von Schlebrügge weiß.

Es ist nicht viel. Doch es genügte, um mich mit heißem Herzen ihm zu verbinden, um mich in tiefes Erschrecken und maßlose Trauer zu stürzen, als nach Tagen voll quälender Sorge die harte Gewißheit kam: Tot. Als Alleingebirge abgestürzt in der Ostwand des Watzmann — — —

Wir schämen uns nicht der Opfer, die wir den Bergen um eines nach menschlichem Begriff nicht wägbaren Gewinnes willen bringen. Aber wir schämen uns auch der Tränen nicht, die wir am Grabe unserer Toten weinen.

## Spät im Herbst

R. H. Viebach

### 1. Nebel auf den Graten.

Luft schon kalt.

Goldlaub auf den Pfaden.

Winter kommt bald.

### 2. Tau auf allen Rändern,

Feucht der Schuh.

Seil auf nassen Bändern

Tropfschwer dazu!

### 3. Sperrig Busch und Ginster.

Tag wird fahl.

Hinterwalds schon finster. —

Komm mit zu Tal!

### 4. Felsenungeheuer.

Lockt mit Macht!

Stärker Licht und Feuer!, —

Felsen, gut' Nacht! —

### 5. Dunkel auf den Steigen.

Strom noch weit.

Wanderung in Schweigen

Und Einsamkeit.

### 6. Blinkstreif zwischen Wipfeln:

Sternel fällt:

Brausen um die Gipfel:

Traumklang der Welt.

### 7. Lichterschein im Grunde:

Dresdner Zug. — — —

Um uns später Stunde

Waldkäuzchenflug. —

## Der Berggeist

Wilhelmine Baltinester

Die Sennerin und der Hirtenbub gähnen. Langweilig, mordslangweilig ist es da auf der Alm. Wenn nur der Sommer schon um wär! Die Sennerin blättert zum fünf-hundertsten Male in ihrem abgegriffenen alten Kalender, der noch dazu ein Kalender vom Vorjahre ist. Der Hirtenbub schnitzelt mit seinem Brotmesser an einem Stück Holz. Plötzlich schreit er auf: „Jessas! Was is da g'macht hab! Affkrat wiar der Berg-

geist schaut dös aus!“ Und wirklich, das hölzerne Mannndl, das er erschrocken aus seinen Händen auf den Boden hat hin-poltern lassen, sieht wie der leibhaftige Berg-geist aus, mit zottigem Haar, wildem Riesen-bart, lang, hager von flatterndem Loden-fragen umwallt, genau wie er im Kalender drinnen abgebildet ist und wie ihn die Kinder und die alten Weiblein der ganzen Gegend sich vorstellen.

„Sei nit blöd!“ Die Sennerin, eine junge, dralle Person, deren gesunder Lebenssinn ganz aufs Greifbare und Gegenständliche gerichtet ist, bückt sich und hebt das hölzerne Mannndl auf. Im selben Augenblick flopf es dröhnend an die Hüttentür. Blitzschnell richtet sich die Sennerin auf, läßt das Mannndl fallen, schaut mit starren Augen auf die Tür. Der Bub, grünweiß, preßt die schlotternd, mit angstverzerrtem Gesicht die Kinderfaust an den entfärbten Mund. Der Dirn sind die roten Wangen blässer geworden. Endlich geht sie die vier Schritte zur Tür hin, legt das Ohr daran, fragt mit unsicherer Stimme: „Wer ist da?“ Keine Antwort.

Sie richtet sich auf, steht zögernd da. Das hämmernde Klopfen wiederholt sich, und zwar diesmal wesentlich stärker. Die vollen Wangen der Sennerin erleichen noch mehr.

„Nit aufmach'n!“ ächzt vom Tisch her der Bub, der in seiner Angst die Beine hochzieht und wie ein Zwerg auf dem Hocker kauert. „Wer ist da?“ fragt die Sennerin noch einmal mit mühsam fester Stimme. Ein drittes, unwirkliches, schier tobendes Klopfen, das Einlaß begehrt.

Die Sennerin starrt auf den großen hölzernen Schubriegel, ihre letzte und einzige Rettung. Beide Hände preßt sie auf den Riegel, so daß die kräftigen Muskeln ihrer Arme sich wie Stricke spannen. Das Klopfen hört jetzt nicht mehr auf.

„Nit aufmach'n! Nit!“ wimmert das Bübl am Tisch.

Das Klopfen, zuerst noch einige Male und immer heftiger wiederholt, hört auf. Drückende Stille folgt, nur der Atem der beiden pfeift. Auf einmal drückt jemand von außen her das kleine Fensterl auf, das hinter dem Rücken des am Tisch sitzenden Buben ist. Die beiden in der Stube schreien laut auf. Ein bärtiges Gesicht erscheint. „Ja, was seid's denn so hart? I härt' an Hunger!“

Stumm, bebend starren die beiden das Gesicht an, das sich immer tiefer in die Stube hineindrängt. Die Sennerin packt ein Brot vom Tisch, schleudert es mit zuckender Hand dem Eindringling hin. Ein Stück Käse flog nach.

Heißhungrig rafft er es an sich, stopft es unwahrscheinlich schnell und mit tierischem Schmaßen in sich hinein. Zwischendurch mustern seine schiefen Augen die Sennerin und den wie erstarrt sitzenden Buben. Plötzlich, den Mund noch voll, verlangt er noch etwas zu essen, verlangt es mit viel bestimmerer Stimme, fast kommandierend. Er hat einen Wurstrest auf dem Tische erspäht, den will er haben, und sie soll ihm noch einen Käse aus der Kammer bringen. Als er den hat, fragt er mit drohendem Gesicht, ob sie nicht auch etwas Bargeld habe, eine so hübsche, feste, runde Dirn habe gewiß Erspartes.

Die Sennerin steht wie ein Pflöck, schaut ihn aus entsetzten Augen an. Er streckt seinen Oberkörper in die Stube hinein, immer tiefer. Die Dirn weicht unter seinem bösen Blick langsam bis zum Herd zurück. Dort dampft ein schwarzeiserner Topf, den packt sie mit beiden Händen — gut drei Liter Wasser sind darin — und gießt ihn mit wohlgezieltem Schleudern dem Unheimlichen ins Gesicht. Tobendes Schreien, Gluchen Wimmern. Er ist verschwunden. Tappende Schritte verhallen. Weg ist er.

Die Sennerin steht noch, wie sie in dem Augenblick stand, als sie den Wassersturz gegen ihn schleuderte. Der leere schwarze Topf hängt in ihren schlaffen Händen.

„Mach's Fenster zua!“ sagt sie heiser zum Buben.

Der rührt sich nicht. Wie ein Häufel Elend hockt er, klein zusammengeduckt, wie von der Angst zusammengepreßt, auf dem Hocker. Sie geht selbst, haut das Fenster zu, preßt den kleinen Riegel zu, holt vom Herd einen Holzfloß und legt ihn davor.

Beide schweigen. Keines spricht über den Berggeist, als könnte ein Wort über ihn den Bösen wieder herbeiholen. Sein hölzernes Abbild liegt auf dem Boden. Beide schauen hin. Die Sennerin geht darauf zu, stößt es mit der Stiefelspitze vor sich her, faßt es an, husch, ist's im Feuerloch des Herdes.

„Geld hat er aa han woll'n!“ Kann sie sich jetzt nicht enthalten zu sagen. Könnte ihr einfallen, ihm Geld hinzuschmeißen, wo sie und ihr Lois seit Jahr und Tag für die Hochzeit sparen!

Die ganze Nacht bringen sie, am Tische sitzend, wach zu und lassen das Licht brennen. —

Am nächsten Tag — sie haben sich schwerfällig entschlossen, das Vieh zu versorgen — kommt der Hüterbub Josef von der Unteralm zu ihnen hinauf.

„Herst, Sepberl! Hast dem taub'n Dorf-  
mühl, der bei Enk auf d' Nacht Einlaß

erber'n hat, a heiß's ins G'sicht g'off'n!  
Verschwoll'n und vertatscht is er zu uns  
abikumma auf d' Nacht, und die Minnerl  
hat eahm glei frische Butter aufpappt, und  
pflägt hat's eahm aa; Und wiar ma in  
der Fruab aufsteh'n, is sei Bettstatt leer,  
und zwaa Laib Brot und a ganzer Kas,  
die woas am Kast'l woar'n, sind mit eahm  
fort! So a Diab, so a elendiger! Da warst  
Du do g'scheiter!“ — Die Sennerin und  
der Bub sehen sich an. Und auf einmal  
brechen beide in ein höllisches Gelächter aus,  
daß das Echo davon in den Bergen rollt,  
so stark rollt, daß sogar der wilde Berg-  
geist es bis in das raube Versteck seiner  
unzugänglichen, tiefen, wilden Schluchten  
hören muß. Der Josef weiß nicht, warum  
die zwei da lachen, aber er lacht mit, schlägt  
sich auf die Schenkel und brüllt genau wie  
die beiden.

Den „Berggeist“ hat man seither auf der  
Sepberl ihrer Alm nie wieder gesehen.



*Skihang im Morgenlicht*

(bei Oberstdorf im Allgäu)

Entnommen den Agfa-Photoblättern 1933, Heft 1

## *Wenn ich durch den Schnee sause*

Walter Skell

*Wenn ich meine Skistöcke fester fasse  
und den Hang hinunter sause  
und meine Skier ein glattes Band  
durch den stiebenden Schnee ziehen . . .*

*Wenn die Sonne auf den Kristallen blitzt  
und mich blendet . . .  
Wenn die Flocken weich fallen,  
daß ich sie fangen möchte . . .*

*Wenn ich lache  
und mich jubelnd umdrehe  
und dich sehe, wie du in meiner Spur  
hinter mir hergleitest . . .*

*Wenn du in mein braunes Gesicht siehst  
und dich freust  
und wir zusammen im tiefen Schnee  
ins Tal abfahren  
bin ich glücklich.*



## Plauderei um unser Skiheim

F. P.

„Ich lag am Waldesraume, — in träumerischer Ruh“, so fängt ein bekanntes Lied an. So summten unsere Lippen und so lagen wir, noch den Rucksack auf dem Rücken, faul und träge am Waldesrand. Goldgelbe Blätter schaukeln sacht hernieder und bilden einen bunten Teppich auf Weg und Steg. „Sieh Mar, wie die Blätter fallen. Nun kommt bald der Winter und ich brauche dringend neue Brettel“. „Hm — und meine unzerbrechlichen Stöcke sind auch zum Teufel“. „Ja, ja, alles ist vergänglich“ sagt philosophisch der Dritte. „Vor allem wird es langsam Zeit, dich wieder um unser Skiheim zu kümmern“. „Ja, es wird Zeit“ sagen die zwei anderen mundfaul und schauen den Schäfchenwolken nach, welche lustig dahinsieglern.

Wochen später treffen sich schwerbepackte Gestalten, um mit dem Dampfstoß hinaufzufahren ins Osterzgebirge. Mancher schaut uns nach, schüttelt den Kopf und möchte gern wissen, was in unseren Niesenrucksäcken verpackt ist. Lustig bimmelnd schlängelt sich's Zügle über Wege und Brücken durch den schönen Rabenauer Grund, an der Talsperrre Malter vorbei nach Kipsdorf. Von hier aus steigen wir pustend und schwitzend hinauf nach Bärenfels. „Haus Waldeck“, unser Winterheim, unsere zweite Klubheimat ist erreicht! „Guten Morgen, Frau Popp, wir sind wieder da“. „Nun das sehe ich, ihr seid mir ja schöne Brüder. Den ganzen Sommer läßt sich niemand sehen. Da drückt ihr euch in eurer Schweiz herum. Wie die

Jugvögel seid ihr. Nur umgekehrt. Im Herbst da kommt ihr wieder, im Frühjahr zieht ihr fort“. Dies ist die übliche Begrüßung, welche wir nun schon zehn Jahre zu hören bekommen. „Na kommt rein, ich koche gleich Kaffee“. Und nun beim Kaffeeklatsch erfahren wir manches Neues aus dem uns gutbekannten Ort. Wer gestorben ist, wo es gebrannt hat, Doktors haben ein neues Dienstmädchen, 'ne schlanke Blonde, Dietrich was für Dich! — Nun aber genug mit Reden, unser Skiwart wird energisch. „Los, packt mit an“. Da werden Schränke und Betten gerückt, Kisten ausgepackt, ein Meter Holz wartet im Garten zum Zerkleinern. Manches Donnerwetter unseres Wartes ist zu hören. Jeder möchte Polier fein und viele, viele Stäbchenpausen werden eingelegt. Doch es wird geschafft. Am Abend ist unser Heim eingerichtet. Frohen Mutes wandern wir ab zum Bahnhof. Nun können die Winterfreuden kommen, wir sind gerüstet.

Winter im Erzgebirge. Überfüllte Sportzüge pusten schwer durchs Land. Skiläufer voll drängt sich durch die Sperren von Kipsdorf. Alle wollen ins Quartier. Auch wir stampfen aufwärts. Leise fallen Milliarden Flocken hernieder zur Mutter Erde, uns zur Freude, den Stubenhockern zum Leid. Hochbetrieb im Skiheim. Die Betten langen nicht zu. Der Aufenthaltsraum ist beängstigend voll. Gesang, Rauch, Spektakel erfüllt den Raum. Aber es ist ungemütlich. Ums Haus heult der Sturm. Die



Laternenzauber

phot. Bernhard Behnes

fensterläden flappern, es ist die Begleitmusik zu unserem Singsang. — Dann wieder kommen stille, klare Nächte. Sterne leuchten am Firmament. Der Schnee knirscht. Da rüsten wir uns zur Nachtfahrt. Langsam und gespensterhaft gleiten wir auf unseren Skiern durchs stille Bärenfels. Freundschaftlich grüßen die kleinen erleuchteten Häuser von Schellerbau zu uns herüber. Durch tiefverschnittenen Hochwald geht die Fahrt. Bald ist der Gipfel des Kableberges erreicht. Um uns, unter uns prächtige Winterlandschaft, überflutet von magischem Mondlicht. In uns erschauernde Andacht. Ein harmonischer Spruch klingt in die stille Nacht. Dann geht's wie die wilde Jagd hinab, juchzend werden die Abfahrten genommen. Um Mitternacht ist unser Heim wieder erreicht. Schnell geht es in die Betten. Br, diese sind hundekalt. Doch bald ist man warm — oder auch nicht, und Gott Morpheus nimmt uns in seine Arme und schenkt uns Träume voll Pulverschnee und Sonne.

Früh das Aufstehen ist auch ein Kapitel für sich. Keiner will zuerst raus aus dem warmen Bett, um Feuer zu machen. Alle warten mäuschenstill auf den Müttigen, welcher sich unter Schimpfen endlich aufrafft zur Tat. Und ehe die Sonntagskiläufer kommen, sind wir schon auf unseren schlanken Hölzern fort oder aber, man wartet, bis der Menschenstrom vorüberwallt. Dann stehen wir am Fenster, kritisieren, winken Freunden und Bekannten zu, markieren Kaffee und wundern uns, was jetzt alles brettern geht. Öfters skieren wir die Übungshänge ab. Es ist Vagabundieren auf Schneeschuhen. Manchen Anfänger wird ein wenig Technik beigebracht, vor allem auf bunte Skibaretten pirscht gern das Gros unserer Meute. Oder man zieht elegante Bogen, übt Um- und Quersprünge, stützt sich lässig auf seine Stöcke und läßt sich gebührend bewundern. Oder es geht in toller Fahrt in einen Lehrkurs hinein, bringt so den ganzen Betrieb in heillose Verwirrung. Der schon heisere Skilehrer wirft wütende

Blicke, doch wir steigen froh und gelassen den Hang wieder aufwärts. Das sind solch' kleine Hangfreuden!

So vergehen unsere Wintersonntage, immer schön, immer abwechslungsreich. Die Sonne steigt höher, die Tage werden länger, der Schnee weniger. Doch wir harren aus bis zuletzt. Streckenweise werden die Latten getragen, bis man doch noch einen weißen Hang findet.

Abrüsten im Skibeim! Unter Singsang wird das Inventar verpackt. Wieder werden Schränke gerückt, groß und schwer stehen unsere Rucksäcke in der Veranda. Wer nicht aufpaßt, schleppt noch Holzschreite zu Tal.

Gute Freunde haben sie fürsorglich verpackt. Noch ist Zeit zum Abmarsch. Schnell den Fußball her. Mit Hallo geht es auf die große Wiese vorm Haus. Manch einer liegt neben dem Ball auf dem flitschigen Grasboden zum Gaudium der Zuschauer. Mutter Popp ruft zum Abschiedskaffee. Dann wird der Rucksack aufgebuckt, die Brettel geschultert. Noch ein Abschiedspruch erklingt, dann ziehen wir mit Gesang durchs Dorf talwärts zum Bahnhof. Bald sitzen wir im Hüggle, schauen hinaus, erzählen und denken schon wieder an Ostern — Riesengebirge — Großmannbaude — Schnee und viel viel Sonne.



## Schlossern . . .

Willy Ehrlich

Wenn wir sächsischen Bergsteiger uns zu den neuen Erfolgen alpiner Kletterer äußern, so soll das keine Anmaßung sein. Wir wissen sehr wohl, daß nie und nimmer gleiche Parallelen zwischen der Klettertechnik in unseren heimatlichen Bergen und der der Alpen bestehen können. Wir müssen für unser Gebiet bei seiner restlosen Erschließung, die es erfuhrt, jedwede Hilfsmittel, die Griffe und Tritte ersetzen, grundsätzlich ablehnen. Und der sächsische Bergsteiger hält dieses ungeschriebene Gesetz hoch. Es gibt keine Fälle während der letzten Jahre, daß einer versucht habe, dieses Gesetz zu umgehen. Für die Felsriesen der Alpen liegen die Dinge ganz anders. Aber was wir jetzt

erleben mußten, die Durchsteigung der Nordwand der Großen Zinne, ist wohl eine Angelegenheit aller Alpinisten, aller Bergsteiger. Die Leistung hoch in Ehren! Wenige werden das Zeug haben, diese Leistung zu wiederholen. Und der Mut, diese furchtbare Wand, die schon immer ein Problem war, und die die Besten der Besten an sich sah, zu erzwingen, ist bester Bergsteigermut, bester Mannesmut! Doch die Art der Leistung ist nicht schön. Sie ist verwerflich. Man spricht von 70 oder 90 Haken, von 50 oder 70 Karabinern, von 300 oder 500 Meter Seil. Wo ist die Grenze?

Soll das so weitergehen? Wird nicht zuletzt der gute Bergsteiger, der gute Kletterer ver-



*Aufwärts durch eigene Kraft!*

phot. R. Kobach

schwinden, wenn jeder sich das Recht nehmen darf, eine neue Wand, eine neue Variante, eine kleine unbedeutende Variante mit Haken, Stiften zu bestücken, um dieses oder jenes Problem zu lösen, oder um Probleme zu erstellen und sofort wieder fallen zu lassen? Ist es nicht besser, die jungen Bergsteiger sehen eine Wand, die die Besten an sich sah, die aber sonst nie durchstiegen wurde. Und wie weit ist unsere herrliche Bewegung vom Sport, vom rekordschaffenden und rekordabschwendenden entfernt, wenn die Anzahl der Haken, die Länge der Seile gerechnet wird?

Die Leistungen der jungen Kletterer zeigen uns Wege, die das Feinste an Klettertechnik verlangen, die Mut und ganzes Selbstvertrauen erfordern und die wenig Eisen aufweisen. Sind solche Wege nicht stolze Wege?

Und wer sie geht, muß sie doppelt stolz gehen, weil die Wand, der Weg durch die eigene Kraft gefunden wurde, durch die eigene Kraft bezwungen wurde. Kann man das von den durchgeschlossenen Wegen auch behaupten?

Irgendwie muß ein Weg gefunden werden, hier ein Ende zu setzen. Irgendwo muß es eine Grenze geben. Wir sächsischen Bergsteiger wollen von diesen Schlossereien abrücken. Aber wir wollen den Hut ziehen vor den Leistungen aller derer, die mit ihrer Kraft und ihrem Mut den neuen Weg fanden. Wir wollen den Hut ziehen vor denen, die umkehrten, wo ihnen die Wand den Weiterweg nicht gab, die verzichteten, die Wand, den Weg zu beugen durch scharfe Hakenreiben.

## *Weih! - nachten*

*R. H. Viebach*

*Steige auf aus Nordweltnacht,  
Weih, Du roter Sonnenball. —  
Künde Deiner Strahlen Macht:  
Wirf die Gluten rings ins All!*

*Künde, zünde, werde Du,  
Leuchte, mitt' in Winters Not;  
Deckt die Nacht die Erde zu,  
Reiße sie ins Morgenrot!*

*Tauche sie und uns ins Licht,  
Sind wir selbst doch Licht und Glanz:  
Sieh, wir lassen Dich doch nicht  
Und wir wollen Dich doch ganz!*

*Kämpfer sind wir Deiner Macht,  
Deiner Gottheit zugetan. —  
Sieh, wir zünden in der Nacht  
Dir zur Weihe Lichter an.*

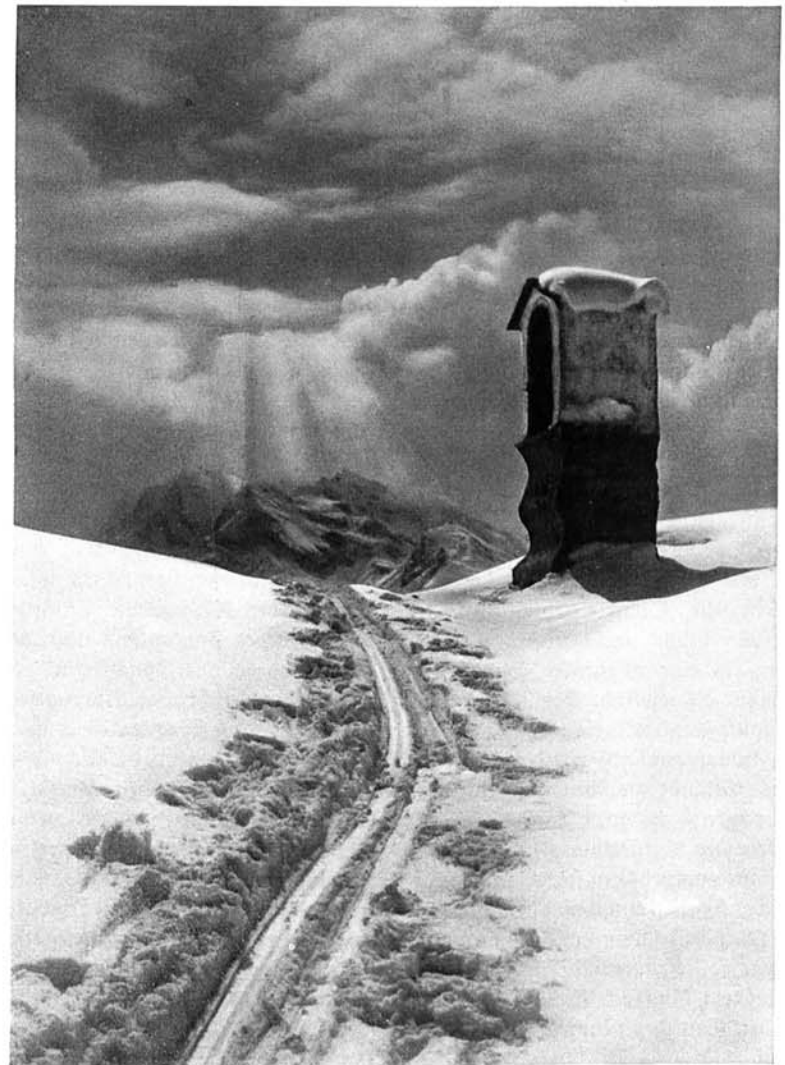
*Lichter auf dem Tannenbaum,  
funkelnd voller Eiskristall,  
Flammen tief im Seelenraum  
Drin im deutschen Inner-All!*

*Heijoh, heijoh!  
Wih!  
Immerdar!*

*Kerzen, leuchtet, Herzen, mit!  
Sonne, tritt aus Deinem Tor!  
Halte jeder mit ihr Schritt,  
Zwinge sich zu ihr empor! —*

*Heijoh, heijoh!  
Wih, immerdar!*

*Wih oder Weih in den Sprachen aller Völker der Erde: unvergänglich, ewig, wie wir!*



*Otto Steiner, Schruns*

### *Am Zeinisjoch*

*Aus Blodigs Alpenkalender 1931, Verlag Paul Müller, Preis 2.90 RM*

## Der Bergsteigerlauf

Willy Ehrlich und Paul Gimmel

Vor reichlich fünf Jahren bewegte die Frage, ob sich der Bergsteiger offiziell an den üblichen Skiwettläufen beteiligen solle oder nicht, auch die Bundeskreise. Wir waren uns darüber klar, daß wir dem Betätigungswillen des Einzelnen nichts entgegensetzen durften, wir waren aber ebenso davon überzeugt, daß eine sportliche Winterveranstaltung des Sächsischen Bergsteigerbundes ganz anders aufgebaut sein müsse als die vom DSV. genehmigten Veranstaltungen.

Das Problem bewegte uns stark, oft genug unterhielten wir uns darüber und nach und nach gewannen unsere Ideen Form und Gestalt.

Wir wollten erreichen: Es durfte kein Kampf des Einzelnen gegen den Einzelnen sein. Es sollte Kameradschaft geübt werden und sich bewähren. Es durfte kein abgesteckter Lauf sein, bei dem die Ersten spuren und alle Anderen in diesen Spuren dahinschmelzen. Die Strecke soll erheblich mehr Aufmerksamkeit erfordern als eine abgesteckte Bahn. Die Garantie für die wirkliche Bewältigung der Strecke sollte durch Einrichtung von Kontrollen (Anlaufspunkten) gegeben sein.

Wie das Gelände zwischen den einzelnen Kontrollpunkten zu durchlaufen sei, sollte ganz allein der Entscheidung der einzelnen Mannschaften vorbehalten sein. Nur gemeinsame Ankunft der Mannschaft durfte Geltung haben. Die Bekleidung und Ausrüstung der Läufer sollte touristisch sein. Möglichst mit belasteterem Rucksack. Deshalb wählten wir für den Lauf den Namen: Touristischer Langlauf.

Der vor fünf Jahren zum ersten Male im Riesengebirge durchgeführte Lauf wurde ein voller Erfolg. Es war bezeichnend, daß nicht die technisch beste Mannschaft gewann, sondern diejenige Mannschaft, die bei der Schlussstrecke, welche über Hänge mit Bruchhartsch

führte, kurz entschlossen einen Umweg in Kauf nahm, durch Waldgebiet lief und durch eine Steilschneise das Ziel erreichte. Die Erfahrung der immer mit Erfolg und mit großer Begeisterung bei den Läufern, durchgeführten Läufe, gibt uns heute das Recht, nunmehr einen festumrissenen Vorschlag für die Einzelheiten zu machen.

**Strecke.** Bekanntgabe der Strecke erfolgt höchstens 2 Tage vorher, zumindest aber so, daß die in der gebirgsfernen Stadt wohnenden Läufer die Möglichkeit haben, sich an einem Abend an Hand von Karten vorzubereiten. Das Gehen über die unbekannte Strecke bietet den im Gebirge wohnenden Teilnehmern zu viele Vorteile. Außerdem ist es außerordentlich wichtig, das Kartenlesen zu üben und an Hand von Karten die beste Route zu finden. Es war eine erfreuliche Tatsache, zu beobachten wie bei den letzten beiden Läufen, die Teilnehmer am Abend vorher stundenlang über der Karte saßen und alle Möglichkeiten erörterten. Dabei ist es nicht das Kartenlesen allein, das für die beste Wegstrecke ausschlaggebend sein muß. Es muß an die Schneebeschaffenheit, an den wechselnden Schnee zwischen Höhen- und Tallage gedacht werden. Eine Dresdner Ski-Vereinigung, die es mit ihren Wettläufern und deren Ausbildung sehr ernst nimmt, hatte für den Klubabend eine besondere Stunde für Kartenlesen eingerichtet, in der jede einzelne Strecke des Bergsteigerlaufes bis ins kleinste besprochen wurde. Das ist ein Erfolg, der nur erziehend wirkt. Wie mancher wird mit Erstaunen gesehen haben, was aus einer Karte alles zu erlesen ist. Bedingung ist aber, daß nur bestes Kartenmaterial verwendet wird. Und ganz besonders lehrreich sind die amtlichen Meßtischblätter.

Die Kontrollstellen werden nach Möglich-



Leben unter Schnee

Aufgenommen mit Zeiß-Ikon-Kamera

keit an weniger besuchte Punkte gelegt, oder so, daß die zwischenliegenden Strecken touristische oder technische Schwierigkeiten aufweisen. Nicht jede Strecke soll mit der Karte begangen werden müssen. Es muß mindestens eine Strecke dabei sein, die steile Abfahrten möglichst durch wenig bekanntes und auch wenig begangenes Gelände enthält. Offene Bachläufe, Steilabstürze sind keine Hindernisse, sie können ja umgangen werden. Sie geben Gelegenheit, den Lauf interessant zu gestalten. Straßen, die in einer Strecke günstig liegen, nehmen viel Reiz und geben unlauteren unehrlichen Läufern, mit denen wir aber nie rechnen, Gelegenheit zu mogeln. Die Höhenunterschiede können immerhin 800—1000 Meter ausmachen. Ein Bergsteiger überwindet in den Alpen diese Höhenunterschiede auch in einem Zug. Meist haben

die Läufer die Möglichkeit viel Höhenunterschied zu umgehen. Es wird hier immer die Verfassung der Läufer den günstigsten Weg wählen.

Warum wird die Strecke schon vorher bekanntgegeben? Wir gehen davon aus, daß der Bergsteiger vor Antritt seiner Skifahrt, seiner Bergfahrt immer erst genauestens seine Karten liest, sofern er in fremdes Gebiet geht. Ein Bergsteiger, der das nicht tut, bringt sich um eine große Freude und begeht überdies einen elementaren Fehler. Auch wird durch diese Bekanntgabe der Strecke, den gebietsfremden, das wären Läufer, die erstmalig in das Wettlaufgebiet kämen, die Möglichkeit einer beinahe einwandfreien Beteiligung gegeben. Auch das Einflchten von zwei unbekanntem Strecken, indem man eine Kontrolle verschweigt und diese erst

beim Start bekannt gibt, weist dieselben Fehler auf, wie das Laufen über die ganze unbekannte Strecke. Und dann darf nicht vergessen werden, daß bei plötzlichem Witterungsumschlag, Schneesturm oder Nebel, die Läufer im Gelände, von dem sie keine Ahnung haben, gewissen Gefahren ausgesetzt sind, denen sie sich nie aussetzen würden, weil sie ja sonst zumindest die Karte kennen. Zweiermannschaften. Die Zweiermannschaften müssen immer und in jedem Falle zusammenbleiben. Das Vorausseilen des Einen muß zur Ungültigkeitserklärung der Teilnahme führen. Knappste Mittel stehen dem Bergsteiger oftmals in den Hochgebirgen zur Verfügung, und er muß trotzdem gewaltige Leistungen vollbringen. Daher unser unbedingtes Festhalten an zwei Mann. Und das Zusammenbleiben dieser zwei Läufer ist notwendig, um Unfällen vorzubeugen oder bei Unfällen immer die Möglichkeit zu haben, zu helfen oder Hilfe zu holen. Daher ist es auch unbedingt notwendig, daß jedes ausscheidende Läuferpaar eine Meldung zur nächsten Kontrollstelle macht. Die Kontrollstellen müssen gleichzeitig durchlaufen oder angegangen werden. Das Verabreichen von Lebensmitteln an den Kontrollstellen ist nicht erlaubt. Auch Freunde dürfen dort für Läufer keine Stärkungen bereithalten. Diese müssen sich die Läufer selbst mitnehmen. Nur das Aussehen von Tee mit Zucker soll erlaubt sein. Im Übrigen haben die letzten Läufe bewiesen, daß die Kameradschaften, die ihre Pausen einhielten, nicht die schlechtesten waren. Alle eingelegten

Pausen werden auf die Laufzeit gerechnet. Die Kleidung muß so sein, daß bei Witterungsumschlag genügend Schutz vorhanden ist. Das Laufen ohne Jacke, die ja gern im Rucksack stecken kann, ist nicht erlaubt. Mit oder ohne Gepäck. In diesem Jahre soll der Bergsteigerlauf in zwei Abteilungen ausgetragen werden. Mit und ohne Gepäck. Es werden die Erfahrungen der durchgeführten Gepäckmärsche herangezogen und aus diesen eine vorläufige Lösung, die es jetzt nur sein kann, gefunden werden.

Der Start muß so liegen, daß die abgehenden Läufer auf nicht zu lange Wegstrecken gesehen werden können. Oder die erste Strecke muß viele Möglichkeiten der Wegführung enthalten. Das Aneinanderhängen der Läufer muß vermieden werden. Doch die Ergebnisse der letzten Läufe haben gezeigt, daß die Paare selbst nicht daran interessiert waren.

Unser Bergsteigerlauf hat im vergangenen Sommer des öfteren Beispiel gestanden. Das hat uns mit großer Freude und auch mit gewissen Stolz erfüllt.

Unser Bergsteigerlauf soll aber nun nicht ausschließlich ein Wettlauf sein. Das wichtigste ist und bleibt das Erzieberische in ihm. Nicht die rohe Kraft allein oder die weitaus bessere Technik soll entscheiden. Der Kopf soll dabei sein. Und die erfolgreichsten Paare der letzten Läufe haben manche Wettlaufkanone hinter sich gelassen.

Es soll ein Lauf sein, der dem Manne viele Freiheiten läßt und doch von ihm beste, allerbeste Kameradschaft verlangt.



## Keine Zäune mehr

Fritz Müller — Partenkirchen

In meinem Dorfe schneit es. Leise, stetig, ohne Unterbrechung, seit drei Tagen.

Schnee gibt's nur auf dem Lande. In den Städten ist der Schnee nur eine Rechnung: „So hoch, so viel. Herr Inspektor, stellen Sie für morgen siebenhundert Schaufler ein und hundertdreizehn Lastkraftwagen, um ihn fortzuschaffen“.

Hier im Dorfe schafft man keinen Schnee fort. Hier im Dorfe darf der Schnee noch Schnee sein. Nur ein wenig auf die Seite bittet man den Schnee zu treten auf der Straße, wie man Staatsbesuche bittet, etwas auszuweichen, daß die Tagesarbeit weitergehe.

Sonst aber ehrt man den Besuch mit dem, wovon er selbst ein Teil ist: Schweigen.

Schweigend fügt man sich in eine neue Ordnung, welche sein Besuch geschaffen hat, in eine Sonntagsordnung.

„Laßt die Arbeit auf den Feldern“, sagt er, „jedes Ding hat seine Zeit, jetzt ist die Stunde für den Blick nach innen; kommt, besinnt euch“.

Das Dorf besinnt sich. Es besinnt sich auf die harte Frühjahrsarbeit, es besinnt sich auf die härtere Sommerarbeit, es besinnt sich auf die nimmermüde Werkelei des Herbstes, es besinnt sich auf die vielen harten Worte, die im Kampfe mit der einen Not „Wie schaff ich Brot?“ gefallen waren, es besinnt sich auch auf manchen Streit mit Nachbarn, dessen man sich jetzt ein wenig schämt.

Während solches Sinnen durch das Dorf geht, flockt's vor meinem Fenster mit der gleichen Nimmermüdigkeit, mit der die Bauern durch das Jahr hindurch gewerkelt haben.

Immer weiter flockt es. Schon am ersten Tage hat's die Reiser zugedeckt, darunter meine Rosen eingewintert liegen. Am zweiten

Tage sind im Dorfe alle scharfen Kanten an den Häusern, Dächern, Zäunen und was sonst die Menschen hart und senkrecht bauten und womit sie nach dem sanften Rund des Himmels zielten, wie durch Zauberei verschwunden.

Am dritten Tage hat sich's von der Erde weiß heraufgeatmet, bis es freundlich blinkend in mein Arbeitszimmer schauen konnte: „Nun, wie geht's dir? Immer noch an der Maschine? Komm, besinn dich lieber“.

Ich besinne mich und trete an das Haus-tor. Es geht nicht auf. Der Schnee hält's zu. Ich weiß, er meint's nicht böse. Nur ein wenig aus der Schreiberei im düstern Zimmer hat er mich hinaus ins glitzernd helle Freie locken wollen.

Also Schaufel angefaßt und Besen. „Frau und Kinder, Köchin und Besuche, kommt und helft mir, einen Gang zur Straße durch die weißen Massen durch zu schaffen!“

Sie kommen und sie helfen. Einträchtig schaufeln wir und räumen. Bald aber rinnt der Schweiß von unseren Stadtgesichtern, und unsere Köpfe glühen wie die roten Papplaternen, die wir nach dem Erntefeste damals durch die Dorfnacht schwenkten.

Mehr als ein Drittel von der ganzen Arbeit können wir nicht zwingen. Sorgend steh ich aufgestützt auf meiner Schaufel: „Also kann der Briefmann heute nicht mehr zu mir kommen, ist das nicht erschrecklich?“ „Schön ist's“, hör' ich's lachen.

„Sehr verehrter Schnee, da gibt es nichts zu lachen. Überlege doch, so kann ich's nicht erfahren, ob die und jene Zeitung meine Arbeit, die mein Brot ist, angenommen hat.“

„Lieber Mann der Feder, so erfährst du aber auch nicht, ob zwei- oder dreimal soviel Zeitungen dir deine Arbeiten zurückgeben“. Mit dem Schnee soll einer rechten. Ich ergrimme, und ich zwinge meine Schaufel

nochmals einen Zornesmeter weiter. Dann aber streift sie, unsere Hände zittern.

Gorch, da flirrt es. Dicht vor uns taucht eine Bauernhaube auf, und feste Bauernfäuste schaufeln sich heran. Der Nachbar ist es, unser Freund. Jetzt ist er durchgestoßen, und wir haben schon im Kopf gerührt den Dank gedrehselt, wie er landesüblich ist.

Nein, nicht landesüblich. Städteüblich. Nein, auch nicht städteüblich. Städteübel.

Er schaut verlegen drein. Für Selbstverständlichkeiten schwungvoll danken kommt ihm komisch vor. Er dankt mir auch nicht, wenn ich ihm bei einer Schreibarbeit zu Hilfe komme. Nachbarn sind im Dorfe aufeinander angewiesen, auf Gedeih und auf — Ja, auch Verderb. Ich muß auf einmal an den andren Nachbarn denken, der mich haßt, weil ich bei einer Amtsgerichtsverhandlung ihm die Wahrheit hatte sagen müssen.

Da flirrt's ein zweitesmal. In meinem Rücken diesmal. Durch den Weg her, den wir viel zu eng geschaufelt hatten, arbeitet sich wieder eine Bauernschaufel heran: Es ist der Nachbar, der mich haßt. Er sagt nichts, und er grüßt nicht, er hilft nur, weil ich's nötig habe. Sprechen tut nur seine Schaufel: Komm, wir wollen das vergessen.

In meinem Arbeitszimmer sitz ich wieder still am Fenster. Ohne Arbeit; denn der Schnee hat's mir verboten. Immer weiter flockt es, immer weiter. Das Dorf versinkt. Wie von einer Mutter lindern Armen seh ich es umfassen. Wie von einer Mutter, die ihr Kind wiegt, höre ich es singen:

Da streiten sich die Leut' herum  
Oft um den Wert des Glücks,  
Der eine heißt den andern dumm,  
Am End' weiß keiner nix.

Da ist der allerärmste Mann  
Dem Reichen noch zu reich,  
Der Schnee, der setzt den Hobel an  
Und hobelt alles gleich.

Die Menschen möchten mit Gewalt  
In allem glücklich sein,  
Doch wird man nur ein wenig alt,  
Da gibt man sich schon drein.

Mein Fernsprecher klingelt. Der Amtsrichter aus dem Nachbarstädtchen ist es. Er ist mit mir befreundet. Er will herüberschlitteln und ein wenig plauschen.

„Habt ihr denn keine Arbeit?“ lach ich.  
„Seit es schneit, fast keine. Die Leute streiten nicht mehr. Es gibt keine Hühnerprozesse. Der Schnee deckt alles zu. Es ist sonderbar, der Schnee hat eine magische Gewalt . . .“

Während er weiterspricht, schweift der Blick durchs Fenster. Der Schnee fällt unaufhörlich. Da, was ist das? Soweit ich über alle die Höfe blicken kann — kein Zaun mehr. Alle Zäune sind verschwunden. Auf einmal seh' ich's: Auch die Zäune, die der Menschen Seelen trennen, leidvoll scheiden, sind damit versunken. Mit dem ersten Zaune kam der erste Kummer, kam der erste Streit, der erste Totschlag in die Welt. Laßt die Zäune sinken, und der Mensch ist wieder, was er war, bevor es Zäune gab: ein Kind.

Hab' ich laut geredet? „Was sagst du da von einem Kinde“ höre ich des Freundes ernste Stimme, „wir hatten doch vom Schnee gesprochen?“ „'s ist dasselbe“.

